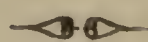
Aus meinem Leben.



L. Rellstab.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von J. Guttentag.

1861.

Inhalt.



Fünfter Abschnitt.

Erster Aufenthalt zu Frankfurt an der Oder.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Sechster Abschnitt.

Reise nach Dresden, Teplitz, Wunsiedel und Bayreuth; Weimar, Berlin und Heidelberg.

Fünftes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Sechszehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Neunter Abschnitt.

Reise nach Wien. — Beethoven.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Fünfter Abschnitt.

Erster Aufenthalt zu Frankfurt an der Oder.



Erstes Kapitel.

Meine Wohnung am Köllenspring. — Besuch bei Frau v. Zielinski. — Mit L. Berger bei Dr. Petersen. — Bei Frau v. Wißmann und Herrn v. Reck. — Bibliothek. — Mein Lehrer Ranke. — Dr. Superintendent Spicker. — Ref. Lette.

Mit zu den schönsten Zeiten meines reichen Lebens muß ich den Aufenthalt in Frankfurt rechnen. Alles, worauf mein jugendliches Herz hoffen durfte, ward mir erfüllt; die blühendste Zukunft stand im Geiste vor mir, und in der Gegenwart hatte ich Alles was der Mensch wünscht und braucht. Ja, ich schwelgte im Ueberfluß.

Es giebt im Leben eines jungen Mannes, der mit geistigen Kräften ausgerüstet ist, Uebergangsmomente, wo er, trotz aller Opfer sicherer Existenz, die Lebensquellen in drängender Fülle auf sich einströmen sieht. Nicht zurück wendet er das Auge, sondern vorwärts; und dort winken die schönsten Früchte seines Lebens.

Zuvörderst betrachtete ich den kleinen stillen Fleck, der mir zur Wohnstube in Frankfurt dienen sollte. Es war im Hause des Schiffbauer D... am Köllenspring, wo eine kleine Mansardenstube meine Wohnung bildete. Gleich der erste Morgen

machte sie wunderschön, denn vor dem Fenster lag hinter buschigen Räumen die Oder und wand sich mit Ufern, die von Bäumen geziert waren, zwischen herrlich in der Maifrische grünenden Wiesen dahin. Etwa fünfhundert Schritte von dort traf sie an dem Karthausplatz und Garten, der sich mit seinen alten Linden hier anschloß. Weiter dahinter erblickte man Hügel, die jenes Stromgebiet ferner und näher begrenzen, und gewahrte die Dächer, die einzelnen Gartenzäune eines Dörfchens. Mit dem Fernrohr konnte ich bis so weit hin Menschen sich bewegen sehen. Links lag nur die Frische des herrlichsten Grüns da, gehoben durch die weißen Kronen der blühenden Kirsch- und Pflaumenbäume aus den nächsten Gärten. Meinen Arbeitstisch hatte ich gerade vor das Fenster gesetzt, so daß ich, wenn ich nur vom Schreiben aufblickte, einen Theil der schönen Aussicht vor mir ausgebreitet sah. Es duldete mich denn auch an diesem ersten schönen Morgen, wo ich recht früh aufgestanden war, nicht lange im Zimmer. Ich ging hinunter in den Hof, weiter abwärts, wo der Bauplatz für Schiffe war, die mein Wirth herstellte, und konnte von dort leicht hinaus auf den Spaziergang neben der Oder gelangen. Zugleich bot sich damals die schönste Badestelle im Fluß dar, beim sogenannten Ziegenwerder, der meinem Hause ziemlich gegenüber lag. Der Spaziergang war ungemein erfrischend; ich ging fast bis zu der Karthaus hinan, und kreuzte dann noch rückwärts und auf einigen anderen Punkten umher. — Das Zimmer, als ich mich wieder an die Arbeit setzte, erschien mir ein wenig ungemach; auch mußte ich über den Boden des Hauses den Eingang suchen. Indeß die Jugend übersieht solche Kleinigkeiten sehr bald, und ich befand mich trefflich in meiner Wohnung, wozu auch die Freundlichkeit der Wirthsleute viel beitrug.

Um die Mittagszeit schickte ich mich an, einige Besuche

zu machen. Zuerst ging ich bei Wünsch mit heran, der eine kleine Strecke von mir, am Park, wohnt. Von dort begab ich mich zu der Freundin, die von allen Gründen, die mich nach Frankfurt hinzogen doch der mächtigste war, Frau von Zielinski. Ich wurde überaus freundlich aufgenommen und eine Einladung zu Mittag war das erste gesellig heitere Vergnügen, was mir bereitet wurde. Während ich den Vormittagsbesuch dort machte, kam noch ein anderer Herr dahin, ein vornehm aussehender, älterer Mann, der mir als der Präsident von der Reck vorgestellt wurde. Er war der tägliche Gast der jungen Generalin, trat auch unangemeldet ins Zimmer. Nach der ersten kühlen aber höflichen Begrüßung nahm er Platz, und sein Gespräch begann, aber in so eigenthümlicher, heiterer Weise, daß ich, ganz überrascht davon, in einem fortdauernden Lachen blieb. Er hatte sehr viel gelesen, besonders Shakespeare und Göthe, und seine Anwendung von Stellen aus ihren Werken war oft merkwürdig. Aber er behandelte auch die Dinge und Personen mit eigener geistiger Kraft, stets in sarkastischer Weise, und dabei doch mit entschiedener Herzensgüte, die ihn mir unvergeßlich gemacht hat. — Ich verabschiedete mich einstweilen und machte nun noch einen Besuch bei Ludwig Berger, der einen kurzen Frühlingsaufenthalt in Frankfurt genommen hatte, und ging mit ihm zum Doktor Petersen, einem Mann, der wegen seines tiefen gründlichen Wissens und Könnens in der Musik mir äußerst hochachtungswerth war, und mit dem ich eine herzliche Freundschaft schloß, die nur sein früher Tod löste. Auch mit seiner Frau, Dlle. Kramer, die eine der besten Sängerinnen Berlins gewesen war, und ihr Talent jetzt in Frankfurt zur allgemeinen Freude geltend machte, habe ich ein so freundschaftliches Verhältniß gehabt, wie es unter Gebildeten, die ähnliche Richtungen verfolgen, sich nur zu gestalten pflegt.

Wie ich den Abend dieses ersten Tages in Frankfurt zugebracht vermag ich beim besten Willen nicht zu sagen. Ich glaube aber, ich besuchte meine Freundin in ihrem kleinen Sommerhause, welches jenseit der Oderbrücke, hart an der Chaussee nach Crossen und Schlesien in der angenehmsten Gegend lag, und mit dem sich ein schöner wohlgehegter Garten verband. *) So viel nur weiß ich, daß bald diese Abendbesuche zur täglichen gewohnten Freude meines Herzens gehörten und nur gestört wurden, wenn andere Einladungen und Verhältnisse mich abhielten.

An einem der nächsten Abende lernte ich eine Frau bei meiner Freundin kennen, die zu den ausgezeichnetsten gehörte, denen ich im Leben begegnet bin. Es war Auguste von Wißmann, die Gemahlin des Präsidenten von Wißmann, aus Königsberg in Preußen stammend, eine geborene Schwink; wie man wußte, war sie vom Fürsten Radziwil, dem Componisten des Faust, hoch ausgezeichnet worden. Die Ehe mit dem Präsidenten von Wißmann galt für eine kühle, war aber in allen Beziehungen eine sehr schickliche, und wohlthuend für alle Diejenigen, welche sie in ihren häuslichen Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit fanden. Frau von Wißmann war eine derjenigen Damen Frankfurts, welche einen sehr vertraulichen Umgang mit Frau von Zielinski hatte. Sie war an jenem Abende zum Besuch zu ihr gekommen und wir hatten einen Spaziergang den Oderdamm hinunter gemacht, wobei viel gesprochen, und noch mehr gescherzt wurde, was, in der Begegnung zwischen Frau von Zielinski und mir, niemals ausblieb. Gegen Abend kehrte Frau von Wißmann zurück, wir begleitete sie noch bis an die Oderbrücke und sie schied

*) Das Haus ist später zu einer sehr eleganten Villa umgebaut worden.

von uns mit einem sehr freundlichen „Gute Nacht“, welches die Erlaubniß in ihrem Hause einen Besuch zu machen, ziemlich deutlich zu gewähren schien.

So machte ich ihr denn an demselben Tage einen Besuch, wo ich auch beim Präsidenten Reck gewesen war. Das Nächste was sich an beide Besuche knüpfte war eine Einladung zu einer wöchentlichen Abendgesellschaft, die regelmäßig in beiden Häusern statt fand; diese Einladung hatte ich, so lange ich in Frankfurt gelebt habe, jede Woche erhalten.

Ich mußte mich aber meinem Studium hingeben. Auch das wurde mir sehr leicht in dem freundlichen Ort. Die Benutzung der Bibliothek des großen Gymnasiums wurde mir gewährt, und der Aufseher derselben, dessen Namen mir entschwunden ist, schaffte mir sogleich Bücher, die ich für ein Trauerspiel, Karl der Kühne, verwendete, welches ich hier zu vollenden beabsichtigte. Ein anderer Besuch führte mich zu dem später so berühmt gewordenen Professor Ranke, welcher damals als Mitarbeiter und Privatdocent dort am Gymnasium in Thätigkeit war. Ich hatte indeß nur unbedeutende Beziehungen zu ihm, aber sie leiteten mich zu näherer Verbindung mit seinem jüngeren Bruder, welcher, gleichfalls Lehrer am Gymnasium, es übernahm, mich im Lateinischen zu unterrichten. Mit diesem las ich den Livius und trieb lateinische Grammatik. Er war einer der schönsten Männer, die ich je im Leben gesehen. Ein duftiges, von den blühendsten Farben erhöhtes Angesicht, die einen schwärmerischen Hauch darüber ausbreiteten, gab ganz den Charakter des Mannes wieder. Er gehörte der frommen Richtung an, die aber seinen wissenschaftlichen Bestrebungen keinen Eintrag that. Er war ein Mensch, der das schönste Maaß des Willens besaß, aber durchaus der religiösen Seite sich zuwandte. Weder mit seinem berühmten Bruder, noch mit dem Gymnasial-Direktor zu

Berlin, hatte er die allergeringste Aehnlichkeit; er mag minder bedeutend an Geist gewesen sein, in menschlicher Hoheit und Würde war er es gewiß nicht. Er schrieb mir zum Andenken einen biblischen Spruch auf eines meiner Stammbuchblätter, den ich als Erinnerungszeichen treu bewahrt habe. Wir schieden, als ich drei Monate in Frankfurt verweilt hatte, ohne uns je wieder gesehen zu haben, nur hörte ich einmal von einem seiner Brüder, daß er Pfarrer auf einem Dorfe geworden sei. Dies war gewiß eine ihm ganz zusagende Stellung. Möchte der fromme, beruhigende Sinn, von dem er damals erfüllt war, ihn nie verlassen haben. —

Außer mit ihm hatte ich auch noch mit andern wissenschaftlichen Männern Frankfurts Verkehr, von denen ich nur einen nenne, den Superintendenten Spieker, einen höchst liebenswürdigen, bedeutenden Theologen. Er lieh mir mehrfältig Bücher aus seiner Bibliothek. Ich habe ihn später häufig in Berlin wieder gesehen; er hat mir seine schätzbaren Werke zugesandt, um sie in der Vossischen Zeitung anzuzeigen; beim Landwehrfest, das ich als Gast so oft mitgefeiert, war er mehrmals zugegen, und mischte seine gesellige Heiterkeit in den Ernst der Freude. So blieben wir verbunden bis an sein plötzliches Ende. Noch im Sommer 1858 sandte er mir eine eben vollendete Schrift zu, deren Beurtheilung meinerseits ihn aber nicht mehr am Leben traf. Er war wenige Tage zuvor verstorben! —

In anderer Beziehung waren meine Studien zu Frankfurt ebenfalls im besten Gange; vorzugsweise beschäftigte ich mich damit lyrische Gedichte zu schaffen, und ich darf sagen, daß aus dieser Zeit die besten stammen, wie z. B. das Kloster, Maria und Franzesco. Aber auch für mein Trauerspiel, das erste, was ich unter der Feder hatte, wandte ich großen Fleiß auf die Vorstudien, obwohl ich damals noch zu keiner Ausführung kam.

Meine eigentlichen Mußestunden widmete ich der Musik; ich hatte mir ein Instrument angeschafft, das ich aus dem Vorrath eines Musikers Namens Marzanke entnahm, der seine Instrumente auf die drolligste Weise prüfte, und mir überhaupt schon als ein sehr komischer Mann bekannt war durch manche Anekdote, die Ludwig Berger von ihm zu erzählen wußte. Als ich zu ihm kam, hatte er in seinem kleinen Magazin die Instrumente vom Untergestell abgenommen und sie übereinander gelegt; er entwickelte nun, indem er sie etwas öffnete, stehend, halb hangend, eine confuse Fertigkeit auf denselben. Ich miethete dennoch und bekam ein leidliches Hackbrett. Es diente mir aber theils zum freien Phantasiren, theils beim Selbstcomponiren einiger Kleinigkeiten recht wohl. Und an diesem Instrument bearbeitete ich denn auch die Aufgabe für Berger, der stets Anderes und Neues wollte; namentlich übersetzte ich dort, wiewohl ohne ihm zu genügen, die große Scene Sappho, welche später in seinen nachgelassenen Werken vom Kapellmeister Taubert und mir herausgegeben worden ist.

Endlich hatte ich noch einen Freund in Frankfurt gefunden, den Referendarius Lette (jetziger Präsident und eifriges Kammermitglied), mit dem ich in ein recht nahes Verhältniß trat. Er war mir an einem Ort bekannt geworden, der seltsam genug zu nennen ist, im Gefängniß zu Berlin. Für ein seines Geistes eigenthümliche Richtung bezeichnendes Vergehen, Aufruhr unter den Bauern des Harzes durch Vertheilung von gedruckten Proklamationen gestiftet zu haben, war er zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden. In dieser Haft indeß nicht überstreng gehalten, besuchte ich ihn mit Fehmer und unsere Gespräche führten uns bald eng zusammen und zu dem traulichen Du, das sich in der Jugend so leicht anknüpft.

So war denn von allen Seiten mein Aufenthalt in Frankfurt glücklich begründet, und es bedarf nur einige kleinere

Erinnerungen an Einzelnes, um auch dem Leser begreiflich zu machen, wie wohl ich mich befand.

Zweites Kapitel.

Häusliche Einrichtung. — Dichtungen. — Wünsch's Häuslichkeit. — Die des Dr. Pertersen. — Seine Verdienste in Volksliedern. — Die schöne Stimme der Doctorin. — Ihre Krankheit. —

Es mögen die Schilderungen meiner häuslichen Zustände vorangehen. Früh Morgens stand ich auf, und erfreute mich der Blick auf die Landschaft vor meinem Fenster, bei welchem mir mein Frühstück doppelt so wohl behagte. Ich setzte mich dann zur Arbeit, und blieb bis eilf oder zwölf Uhr fleißig. Dann begab ich mich entweder zu meinen Stunden auf das Gymnasium, in Rankes Wohnung, oder ich machte irgend einen Besuch bei Wünsch, dessen junge anmuthige Frau mich immer freundlichst aufnahm, bei Petersen, der stets gern mit mir haderte, bei Berger, oder sonst wo. Um zwölf Uhr ging ich regelmäßig zu meiner Freundin, Frau von Zielinski, wo ich etwas später mit dem Präsidenten Reck zusammentraf. Hier war stets heiterer Tag, und die hellste Sonne blitzte durch unsre zwar muthwilligen, doch immer geistreichen Gespräche. Zu Mittag speiste ich in einem Gasthofe mit vielen Offizieren zusammen, wo ich manch launiges Wort gesprochen, manch thörichten aber fröhlichen Streich in Gang gebracht, der nach Tisch ausgeführt wurde. Dann begab ich mich nach Hause, und — schlief! Hier muß ich nun bekennen, daß ich die schlechte Gewohnheit, ich möchte sie geradezu das L a s t e r des Nachmittagschlafes nennen, gehabt, und trotz aller Versuche und Kämpfe niemals ganz habe verbannen können. Es ist mir jetzt im sechszigsten Jahre so zum Bedürfniß geworden, daß ich, wenn ich ausnahmsweise einmal davon lasse, es mit

einer Störung meines Wohlbefindens büßen muß, die mich dann den Tag über drückt und verfolgt. So habe ich denn endlich nachgegeben und erkaufe mir durch das Opfer der einen Stunde, Freiheit des Geistes für den ganzen Nachmittag und Abend. Damals indessen war es noch nicht ganz so; ich konnte mich noch nicht so beherrschen, sondern erlag oftmals dieser schlaffen Gewöhnung, und dehnte sie bisweilen auf zwei, drei Stunden aus! Ich erwachte freilich mit tiefer Beschämung; allein was half es mir, wenn ich dadurch auch ein paar Nachtstunden erwarb, die ich allerdings stets fleißig verbrachte, und dafür wiederum aber Morgens, nicht selten die Zeit verschlief? Inzwischen nutzte ich doch auch die Nachmittage zum angestrengten Arbeiten, und habe dort im kleinen Dachstübchen eine große Zahl meiner ersten Dichtungen vollendet, ohne mich aber an die Novelle zu wagen, in der ich späterhin so viel geliefert. So unbedeutend nun auch mein Fleiß für die Welt war, so genügte er doch mir selbst, und erwarb mir die schönsten Früchte wohlwollenden Anerkennens durch meine nächsten Freunde.

Meine Beschäftigungen und Beziehungen zu diesen waren etwa folgende. Vorzüglich nenne ich Wünsch und Petersen als diejenigen, mit denen ich am meisten verkehrte. Wünsch war als Referendarius in Berlin gewesen; dort hatte ich ihn und sein geistreiches Treiben, hauptsächlich in der Musik, wo er als Sänger wahrhaft glänzte, kennen gelernt. Frankfurt war seine Heimath. Er hatte daselbst noch seinen Vater und eine ältere Schwester. Der Vater war Professor der Mathematik an der Universität gewesen, und lebte jetzt, ein reicher Mann, von seinen Einkünften und der Pension die ihm zukam. Er war durch eine sehr würdige aber seltsame Laufbahn von einem armen Handwerker bis in diese Stellung gerückt; ich glaube er ist Schlesischer Weber gewesen, und hat sich ganz

durch eigenen Fleiß und unablässige Mühwaltung zu seiner Stelle aufgeschwungen. Seine vorzüglichen Geistesgaben waren auf seine Kinder übergegangen; denn mein Freund galt nicht allein für einen ausgezeichneten Juristen, sondern für einen geistreichen Mann durchweg. Diese Anerkennung mußte man ihm zollen, und konnte deshalb manche Seltsamkeit, die in der Folge noch mehr hervortrat, von ihm übersehen. Er war überdies ein höchst angenehmer Gesellschafter, und vorzugsweise bei musikalischen Aufführungen sehr willkommen wegen seines trefflichen Gesanges. — In seinem Hause zu Frankfurt machten wir indessen wenig, oder gar keine Musik. Seine Frau war nicht musikalisch, aber ein fein weiblich begabtes Wesen, eine geborene Rabe. Ich lernte sie erst als Wünsch's Gattin kennen; die Heirath war vor wenigen Monaten geschlossen. Doch hatte ich einen näheren Zusammenhang mit ihr, da sie die Tochter einer Dame war, die in längst vergangenen Zeiten als Gesellschafterin in meiner Eltern Hause gewesen, und, späterhin verheirathet, meine Mutter öfters besucht hatte. Hierbei hatte sich eine Freundschaft zwischen einer ältern Tochter derselben, Henriette Rabe, und meiner jüngsten Schwester gestaltet. Darüber waren indeß schon viele Jahre verstrichen und diese ältere Schwester tauchte jetzt nur nebenbei wieder auf. Dankbar muß ich es indeß anerkennen, daß die junge Frau Wünsch mich mit aller Offenheit und Herzlichkeit bei sich aufnahm, und wir beim freundschaftlichen Mittagsmahl oft sehr frohe Stunden zubrachten. Ich war damals von einer ungebunden heitern Laune und Lebhaftigkeit; so kam es denn auch, daß ich bei diesen Zusammenkünften sehr gern gesehen war, und Scherz und Lachen nicht ausgingen.

Aehnlich, doch ernster, war mein Verhältniß mit dem Dr. Petersen. Dort wurde viel Musik gemacht, und mein Antheil war, so unbedeutend er erschien, nicht unwichtig, weil

ich dessen was ich übernahm, im Gesange z. B. völlig sicher war. Petersen hatte einen Bruder, der Apotheker war, und eine sehr gute Baßstimme besaß. Nur um an das zu erinnern, was wir gemeinsam leisteten, will ich erwähnen, daß wir eines Tages bei einem größeren Gastmahl, in der Loge war es, zusammen trafen, und die Tafelmusik aus dem Apotheker Petersen, Wünsch und mir gebildet wurde, indem wir lauter dreistimmige Gesänge, ich frisch vom Blatt, sangen, wobei wir uns völlig in der Tonart hielten, und nicht im mindesten nach oben oder unten hin auswichen. Späterhin verheirathete sich dieser Apotheker Petersen mit Amalie Kramer, die ohne eine so schöne Stimme wie ihre Schwester, die Doktorin Petersen, zu besitzen, doch eine sehr gute Sängerin war. Die Familie stand überhaupt im größten Ansehn zu Frankfurt, denn auch die Eltern, sie lebten noch, waren ein sehr hochgeschätztes würdiges Ehepaar. — Nach dieser kleinen Abschweifung zurück ins Haus des Doktors. Auch er liebte es, mit Freunden gemeinschaftlich zu Mittag zu essen, wobei nie eine feierliche Einrichtung statt fand, aber große Fröhlichkeit herrschte. Berger und ich waren nicht selten die Gäste, und das Gespräch so lebhaft, als es nur sein konnte. Nur war es eine üble Gewohnheit Petersens, beständig auf Bergers Compositionseifer anzuspielen, die Themata zu singen, die ihm jener aus der Oper Orest mitgetheilt hatte, ihn nach anderen zu fragen, die er noch verwenden wollte; er trieb dies Spiel endlich so weit, daß Berger ganz verdrießlich jeden Umgang mit ihm abbrechen wollte. Indessen wurden beide noch zu gutem Vernehmen gebracht; da aber in der Folge Petersen, mit einer Art Krankhaftigkeit behaftet, seine Nachforschungen und Anspielungen fortsetzte, erklärte mir Berger, er habe so den Reiz für die Sache verloren, daß er gar nicht arbeiten könne. So schwer war es mit dieser feinen Künstlernatur

umzugehen! Für mich aber blieb der Verkehr mit dem Doktor sehr angenehm; denn ich hatte nicht allein Zutritt zu seinen musikalischen Vorstellungen, sondern unsere Freundschaft und dadurch unsere Umgangsverhältnisse wurden stets enger und bedeutsamer. Ich lernte viel durch ihn, denn er hatte eine feste Haltung in der Musik und ein fein ausgebildetes Geschick zur Arbeit; nur im Klavierspiel war ich ihm überlegen, aber Partituren las er mit viel größerer Sicherheit als ich, woran wohl mein schwaches Auge mit Schuld war. Es ist hier an der Zeit einer reizenden kleinen Arbeit zu erwähnen, die von ihm herstammt. Allgemein ist die Kenntniß der vielen deutschen Volkslieder, z. B. „Es steht ein Baum im Odenwald", „Die Würzburger Glöckli haben schönes Geläut" und ähnliches mehr, die jetzt vierstimmig gesetzt, oder für vier Männerstimmen eingerichtet, in allen Gesangvereinen gesungen werden, ja fast schon übersungen und auf den Abschied gesetzt sind. Petersen nun war der erste, der diese Liederchen auf solche Weise behandelte; er hatte sie vierstimmig gesetzt, und sie bildeten allerliebste Gesangstücke, mit welchen seine Frau und Schwägerin, Wünsch und der Apotheker Petersen insgemein die Frankfurter Gesellschaften erfreuten und erheiterten. Späterhin hat mein Freund G. Reichardt, der sie kennen gelernt, eine Anzahl derselben herausgegeben; jetzt sind sie so allgemein geworden, daß sie, wie gesagt, fast überständig sind. Aber das wackre Verdienst sie in die Oeffentlichkeit eingeführt zu haben, ist dem Doktor Petersen in Frankfurt zuzuschreiben. Es ist länger als vierzig Jahre her, daß er sich in Mußestunden damit beschäftigt hat, und so sind die allerliebsten Kleinigkeiten durch die ganze Welt geflogen, und Niemand hat geahnt oder gefragt, woher sie stammen. —

Was den Aufenthalt im Hause des Doktors so vorzugsweise angenehm machte, war das Verhältniß zu seiner Frau,

welches als das gebildetste und zugleich natürlichste erschien, das man wünschen konnte. Nur war die Doktorin vielleicht etwas zu nachgiebig gegen solche einzelne Schwachheiten, wie die oben erwähnte zu Berger, und hätte darin manches verbessern können, wenn sie ihm freundlich aber entschieden entgegengetreten wäre. Indessen sie selbst hatte wohl ein Motiv zu einer solchen Gefälligkeit, da sie auf ihn zählen mußte, wegen eines körperlichen Krankheitszustandes, der seine Nachsicht für sie in Anspruch nahm. Die Doktorin litt nämlich an der Wassersucht, und der Zustand ihres Körpers nahm besonders in dem Sommer, wo ich sie kennen lernte, auf eine sehr üble Weise zu. Er als Arzt wußte natürlich genau, wie es mit ihr stand, und behandelte sie mit aller Achtsamkeit; es war die Ursache, die sie im nächsten Sommer nach dem Rhein führte, wo ich sie in Heidelberg unvermuthet wieder sah. — Damals indessen war für sie an eine solche Reise nicht zu denken. Frankfurt gab uns so schöne, heitere Tage, übte so viel geselligen Reiz, daß wir, ich wenigstens, in der vollen Freude des Genusses, nichts anderes wollten.

Lange habe ich an die belehrenden Gespräche und an die heiteren Ereignisse denken müssen, die uns so froh machten! Wir spielten vierhändige Sachen, Beethovens, Mozarts, Haydns Quartetten und Sinfonieen; auch gingen wir Opern und Oratorien mit einander durch. Ich war auch in seine Sing-Akademie eingeführt, die er zur Ehre der Stadt Frankfurt und mit energischer Geschicklichkeit leitete. Im Ganzen gab sein Haus viel mehr geistige Anregungen als Wünsch's, wo indessen die behaglichste Lebensweise herrschte, die durch die Anmuth der jungen Frau erhöht wurde, welche nur darauf dachte, ihren Mann durch gute Speisen und Fröhlichkeit bei Tische zu erheitern. Indessen waren einmal die Gemüther so vergnügt, so stellte sich auch ganz von selbst die geistige Erhöhung ein, und so

mag denn die Bedeutsamkeit in beiden Häusern ziemlich sich gleich gekommen sein.

Drittes Kapitel.

Das Wißmann'sche Haus. — Wißmann selbst. — Seine Gattin. — Das Reck'sche Haus. — Die Besitzung. — Reck's Umsichtigkeit. — Der Rosenbaum. — Die Citate Reck's. — Seine Literatur. — Frau von Reck. — Advokat Bardeleben.

Ich muß nun des Wißmann'schen Hauses und derjenigen Annehmlichkeiten gedenken, die mir dort zu Theil wurden. Sie waren ernsterer Art. Frau von Wißmann war von einer ausgezeichneten Bildung und hatte ihr Leben in den feinsten geselligen Kreisen zugebracht. Von denen, die sie nicht genau kannten, wurde sie für kalt und verletzend gehalten; es mag sein, daß sie eine gewisse frostige Gleichgültigkeit öfter gezeigt hat, als es nothwendig war. Indeß die Schaar der Besucher, die ihr Haus nur betraten wegen der Stellung ihres Mannes, und die selten auf eine geschickte Art sich selbst Haltung gaben, war auch sehr groß, und so mag diese Art von Umgang ihr wohl bisweilen lästig gewesen sein. Mir gegenüber stellte sie sich anders. Als ich sie zum erstenmal besuchte, blieb ich eine Stunde bei ihr, und unser Gespräch war von ganz besonderem Interesse für mich. Sie lud mich mit größter Freundlichkeit zur Wiederholung meines Besuchs ein, was ich mit vielem Vergnügen versprach. Es war eine ausgezeichnet schöne Frau, um auch von ihren äußerlichen Eigenschaften zu sprechen. Ein zarter, schlanker Wuchs, ein edler Schnitt des Gesichts, der liebenswürdigste Mund, den ich jemals gesehen, und ein ausdrucksvolles Auge; die Hand war von gleicher Schönheit. Nur in der Sprache hätte ich ihr mehr Leben gewünscht; so wohl und abgerundet sie sich ausdrückte, so mangelte doch

der Rede eine gewisse Lebendigkeit; sie klang, als ob Jemand ein gutes Buch recht verständlich vorlese. In einzelnen lebhaften Aufwallungen beschleunigte sie dieses Maaß etwas, und dann war auch der Ausdruck, erhöht durch eine Wirksamkeit in den Zügen, unwiderstehlich hinreißend. Ihre Ehe mit Herrn von Wißmann war ohne Kinder. Man konnte dessenungeachtet an die Innigkeit des Verhältnisses glauben, denn er war ein geistvoller Mann, von tüchtigem Charakter, wenn auch klein von Gestalt und ein wenig verwachsen. Er war ein Staatsmann im vollen Sinne des Wortes; aber einer, der der allgemein menschlichen Bildung einen größeren Raum gelassen hatte, als man gewöhnlich bei Beamten findet. Bei meinen späteren Aufenthalten in Frankfurt lernte ich ihn genauer kennen, als in diesem ersten Vierteljahr. Doch schon hier prägte sich mir sein geistvolles Wesen entschieden aus. Ich war, wie alle jungen Männer, von politischen Ideen, die damals die Welt bewegten, warm entzündet, und freute mich, in ihm einen Staatsmann zu finden, der ganz ähnlich über die Verhältnisse dachte, wie ich selbst. Damals war nächst den Vorfällen, die einzeln in Deutschland Aufsehn erregt hatten, wie z. B. die Verfolgung der sogenannten Demagogen, hauptsächlich Frankreich der Ort, wohin sich die politischen Betrachtungen wendeten. Dorthin blickte auch Wißmann, und ist es mir namentlich erinnerlich, mit welcher Wärme und Freude er von der Pairskammer in Paris sprach, als derjenigen, die einzig und allein noch eine Anzahl würdiger Männer besitze, die etwas gelernt hätten, und deshalb in ihrer Ansicht so viel geübter, als z. B. die durch Villele's Votum zusammengeführten Deputirten, seien. Genug, Wißmann war ein Mann, über dessen Geschäftsfähigkeiten ich zwar keinen Ausspruch thun kann, obwohl das Urtheil der damaligen Regierungsräthe ihm völlig zur Seite stand, der aber in allen Verhältnissen

des Lebens, die der Staatsmann mit aufzufassen hat, sich als einer des gediegensten Urtheils bewährte. Daneben war seine literarische Bildung eine sehr ausgedehnte; er hatte das Gute und Beste gelesen, und war den gebildeten Männern der Gegenwart eng angeschlossen. Tieck nannte er seinen Freund, und war ihm, da derselbe nach langem Schweigen damals seine erste Novelle herausgab, mit gleicher Freude entgegengetreten, als Frau von Wißmann, die gerade diese Lektüre ungemein hervorhob. Jedenfalls zeigten die Beziehungen zwischen Mann und Frau einen wohlthuenden Einfluß. Jeden Freitag war ihr Haus einem Theil ihrer Bekannten geöffnet. Zu den stets Eingeladenen gehörte ich; doch wurde die Aufforderung jedesmal wieder am Tage zuvor erneuert. Nur in sehr seltenen Fällen fand außerdem noch Gesellschaft statt, wenn dies sich aber ereignete, so befand ich mich stets mit Frau von Zielinski in derselben. Vormittags besuchte ich Frau von Wißmann häufig, und erquickte mich stets an ihrer ausgezeichneten Liebenswürdigkeit. Ich mußte ihr zuweilen von meinen Arbeiten vorlesen, unter andern die vielgenannte Oper Orest. Niemals werde ich ihr geistvolles Gespräch darüber vergessen.

Eine so tief gebildete Frau sie war, und trotz ihrer nahen Beziehungen zum Fürsten Radziwill, war doch ihre musikalische Befähigung eine geringe. Dennoch hatte ich gerade durch die Musik ihr Herz gewonnen. Ich weiß nicht, bei welchem Anlaß ich einmal ihr sehr schlechtes Instrument öffnete und eine Melodie spielte, die sie kannte. Es gab ein Wort das andere, und wir geriethen auf Gretry's Oper: Richard Löwenherz, von der ich sogleich die Melodie: „Mich brannt' ein heißes Fieber" begann. So wie ich die ersten Töne derselben anschlug, trat sie näher, und am Schluß sagte sie mit einer Wärme, die ihren nächsten Bekannten auffiel, zu mir: „Sie sind ein einziger Mann, Herr Rellstab!" Sie mußte diese

Melodie wohl in früheren Zeiten vom Fürsten Radziwill auf dem Cello gehört haben, daher war ihr die Erinnerung daran so ungemein belebend und erquickend. — Man möge aber dieses kleine Beispiel ihrer Erregbarkeit nicht als eines annehmen, welches ich überhaupt von ihrer geistigen Auffassung geben möchte. In allen andern Beziehungen war sie dem, was man Bildung nennt, völlig entgegen gereift, und unendlich oft habe ich mich gefragt, wie es kommen möchte, daß eine so geistvolle, tief durchschauende und tief fühlende Frau, doch so wenig genannt und gekannt sei, wenn ich andere Frauen, die sich literarischen Ruf erwarben, die in der Welt glänzten, mit ihr verglich! — Man kann sich wohl denken, daß eine Zeit, die durch solche Abende, einen oder zwei in der Woche, gewürzt war, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gerechnet werden muß!

Mein Verhältniß zum Hause Reck gestaltete sich eben so günstig, jedoch in völlig anderer Weise. Der Präsident war ein Mann von Rang und Stand; er würde durch den letztern allein seine bedeutende Stellung behauptet haben, doch er legte auf den ersteren ein größeres Gewicht. Ganz der Aristokratie angehörig, in ihre Gewohnheiten völlig eingelebt, war er doch zugleich von so umfassender Bildung, daß er dieselbe völlig verschwinden ließ, wenn sie ihm nicht am Orte schien. Er behauptete die Rechte des Adels, hatte sich aber zugleich die Verpflichtungen desselben aufgelegt, und erfüllte die letzteren mit außerordentlicher Pünktlichkeit. Er besaß ein schönes Haus nebst Garten unmittelbar vor dem Thore am Park. Der Garten dehnte sich bis an die vorüberstreifende Promenade, Bresinchen genannt, nach hinten hinaus, woselbst sich das Grundstück nur mit einer leichten durch Gebüsch kaum bemerkbaren Verzäunung schloß. Es konnte von dort Jedermann hineindringen. Herr von Reck hatte daher sogleich seinen ganzen

Garten und Park zum öffentlichen Spaziergange gemacht und nur einen kleinen Theil abgezweigt, wo er selbst seine Gesellschaft empfing, und zuweilen Diners abhielt. In seinem Verkehr mit dem übrigen Publikum war er durchaus cordial; er plauderte mit Leuten aller Art, mit den Bauern, die zum Markt hereinkamen, mit den Höckerfrauen, mit Handwerkern. „Mein Freund der Klempner, — die Zwiebelfrau, meine alte Freundin, — der Schuster, mein Gönner," u. s. w., so konnte er auf die drolligste Weise seine Erzählungen beginnen. Die sehr komischen Unterredungen und Geschäfte, die er mit diesen Leuten gehabt, gab er launig und mit Behagen wieder. Wo er öffentlich zum Publikum zu reden hatte, that er es, z. B. im Frankfurter Wochenblatt, mit kurzen Worten, und unterschrieb dergleichen niemals anders als mit seinem einsylbigen Namen Reck. Dies war auch ein Selbstbewußtsein. Es war der Ausdruck der Ueberzeugung, daß sein Name den Werth des Titels überbiete. Zur Charakteristik dieser einen Seite seines Wesens sei noch Folgendes erzählt. Vor seinem Hause befand sich ein eleganter Perron, umgeben mit den schönsten Rosenbäumen. Ein böswilliger Schadenstifter machte sich daran, und schnitt den einen Baum dicht an der Wurzel ab, so daß seine prächtige Blüthenfülle abwelkte. Reck ließ einfach einige Worte in das Wochenblatt setzen, worin er auf die strafwürdige Handlung hinwies, und um Anzeige des Thäters bat; der kleine Satz schloß mit den Worten: „Ich verspreche dem Anzeigenden Verschwiegenheit, dem Thäter Verzeihung. Reck." Diese einfachen Worte waren sehr wirksam, brachten aber, wenigstens so viel ich weiß, den Thäter nicht an's Licht. Dagegen ereignete sich etwas Anderes; eines Morgens stand ein wunderschöner, obwohl nicht so reicher Rosenbaum an der Stelle des andern vor Recks Thür. Er war sehr überrascht durch diese freundliche Gabe. Durch Zufall erfuhr er, der Dar-

bringer sei ein Beamter der Regierung, Herr ..... Er sagte ihm seinen herzlichen Dank, den dieser auch ohne Weiteres annahm. Wenige Tage darauf aber verbreitete sich das Gerücht, nicht ....., sondern der Apotheker Petersen, sei der zarte Freudenspender gewesen, was sich auch ohne, daß derselbe irgend etwas von sich selbst wahrnehmen oder melden ließ, bestätigte. Reck schwieg. Doch er lud beide zu Tische ein, und ließ sie, den Einen zur Rechten, den Andern zur Linken, neben sich sitzen. Darauf sprach er die ganze Tafel über fast nur von der überaus großen Aufmerksamkeit und sinnigen Denkungsart des Gebers, so daß ..... durch diese Unterhaltung wahrhaft gefoltert wurde! —

Noch ein Beispiel seiner originellen Weise möge hier folgen, wie er die Geschäfte nahm und behandelte. Er war zum Stadtverordneten gewählt worden. Darauf lud er das ganze Collegium zu Mittag ein. Als angerichtet war, hielt er folgende Rede an die Amtsgenossen: „Meine Herren! Wenn wir Geschäfte haben, wollen wir unsere Schuldigkeit thun. Jetzt aber denke ich, haben wir Hunger, und da wollen wir's uns schmecken lassen!“

Diese Art und Weise machte ihn äußerst populair, und doch hielt er sich streng über den Leuten, und abgesondert wie ein König, wenn es darauf ankam. Er wußte auf's Haar genau, wie viel er Jemandem gewähren könne; überschritt dieser aber die Grenzen des Erlaubten, so folgte ihm gewiß eine wirksame Rüge.

Im gewöhnlichen Gespräch hatte er ebenfalls diesen drolligen, jeden Anspruch scheinbar verspottenden Ton, wußte aber doch sehr gut, wo es darauf ankam, durch wenige Worte den Einfluß seiner Stellung zu bewahren. Er scherzte immerfort, und namentlich auch an den Abenden bei Wißmann's und in seinem eigenen Hause führte er das Gespräch immer an einem

humoristisch komischen Faden. In den ersten Tagen unseres Beisammenseins fing Frau von Wißmann einmal an, von den häufigen Uebertreibungen zu sprechen, die mit gewissen Dingen in der Natur gemacht würden. „Sagen Sie einmal aufrichtig, Herr von Reck,“ fragte sie, „sind Sie jemals von einer Nachtigall ergriffen worden?“ — „Ich? Gott bewahre! Aber ich hätte beinahe eine ergriffen, ich hätte sie fast todt gedrückt!“ war seine Antwort. — Ein anderes Mal saß er bei Frau von Zielinski am Fenster, wo gegenüber ein vielbesuchtes Weinhaus war. „Hm, hm!“ murmelte er plötzlich, „da geht auch so ein kleiner Werther!“ „Werther? Wie so, Herr von Reck?“ „Der Mann dort unten läßt sich sehr leicht von einem Glase verleiten, eine Flasche zu trinken!“ Nachdem wir lachten über das seltsame Citat, das er angewendet hatte, fuhr er im scherzenden Ton fort: „Er frühstückt gern, da ist er auf dem halben Wege zur Oder. Uebers Jahr wird er hinein sein — in den Fluß!“ Leider traf die Prophezeiung ein; der Mann stürzte sich in's Wasser! Auch war Reck's Lehre, vom Hause bis zum Weinhause sei der halbe Weg zur Oder richtig. Denn das Frühstücken verführte erstlich dazu, die Arbeiten, die sich an diese Zeit knüpften, zu versäumen; demnächst werde mehr als im Vorsatz war, gefrühstückt, man trinke von einem Glase eine Flasche, verliere die Energie für den Mittag, gebe mehr Geld aus als man könne, es träten die übelsten Verlegenheiten ein, und dann sei man der Oder nahe genug um mit einem Schritt hinein zu sein. Leider bestätigte sich dieser Satz so häufig daß er als volle Wahrheit angenommen werden kann.

Tausend solcher Beispiele des praktischen Urtheils und der ähnlichen Form könnte ich anführen, den merkwürdigen Mann zu zeichnen. Er hatte dabei eine literarische Kenntniß von seltenstem Umfange; doch waren es im Grunde nur zwei Dinge, freilich die außerordentlichsten, die er so hoch schätzte, daß Verehrung davor, selbst in seinen mitunter seltsamsten

Anspielungen, sich blicken ließ. Göthe's Faust und Shakespeare, im Ganzen und Großen. Jean Paul war ihm zuwider, vielmehr er kannte ihn gar nicht, oder wollte ihn nicht kennen; Herder, Wieland, Voltaire, Rousseau, Büffon und alles Französische überhaupt hatte er viel gelesen, und schätzte es auch, doch ließ er sich nie auf ein tieferes Urtheil ein. — Ueberhaupt waren es literarische Gespräche weniger, bei denen er verweilte; ihn zog das Leben mit seinen mannigfaltigen bunten Erscheinungen an, und über die Thatsachen desselben sprach er stets in seiner Weise höchst geistreich, obwohl man ihm gewisse Neigungen vorweg gestatten mußte. — Er verlieh auch Bücher, von denen er einen seltenen Schatz besaß, doch fügte er dabei das Bedauern an, nicht seinen alten Plan ausgeführt zu haben, sich für jeden Band, den er verleihe, einen Louisd'or bezahlen zu lassen, den er natürlich zurückgebe, sobald man ihm das Buch wieder zustelle. Dies sei die einzige Art, Leute zur ordentlichen Wiedergabe der Bücher anzuhalten. Er habe namhafte Erfahrungen auf diesem Felde gemacht.

Dies sei mit wenigen Zügen eine Andeutung des geistigen Bildes eines Mannes, der, ich darf es wohl sagen, in seiner beharrlichen Gutmüthigkeit, in seinem, in gesunden Tagen unaufhörlich spielenden, witzfertigen Geist, einen großen Einfluß auf mich geübt hat. Zwar hielten uns die Berufsarbeiten späterhin weit auseinander, doch bin ich ihm innerlich getreu geblieben, und schickte ihm, noch vor dem Ende seiner traurig ausgelebten Tage, in Teplitz einmal zu seinem Geburtstage ein kleines Gedicht, welches frühere Erinnerungen weckte, und zur Folge hatte, daß ich nachmals in Berlin eine Einladung zu Tische von ihm erhielt. Es war der letzte Zusammenhang mit diesem interessanten Manne, denn kurze Zeit darauf starb er. Indeß werde ich noch öfter hier in diesen Blättern auf ihn zurückkommen.

In seinem Hause in Frankfurt nun lebte es sich äußerst angenehm. Er stand in dem Rufe, so gesellig und gastfrei zu sein, wie irgend Jemand in der Welt; was man dagegen gesagt hat, ist nur als Folge einzelner Mißstimmungen zu bezeichnen. Der Mittagstisch war seine liebste Form der Geselligkeit; er aß fast niemals allein mit seiner Familie. Ein, zwei Gäste wurden stets geladen; größere Diners waren sehr häufig. Junge Leute voll Geist und Lebendigkeit hatte er gern bei sich, und Witz und Humor jagten einander, und die Stunden entflohen wie Minuten.

Seine Gemahlin war ein gebornes Fräulein von Ingersleben, die Tochter des Oberpräsidenten zu Coblenz. Sie war unbedingt eine der schönsten Personen, die ich jemals gesehen. Das Gerücht sagte von ihr, in Erfurt habe Frau von Staël über sie geäußert: sie sei die Einzige, für deren Schönheit man seinen Geist hingeben könne, vorausgesetzt natürlich, daß man auch die Liebenswürdigkeit der Dame gewönne. Von Figur war Frau von Reck hoch, edel gewachsen; ihr Kopf war mit dem schönsten Haar bedeckt, das ihr anmuthvoll um Stirn und Nacken wallte. Das Antlitz formte sich ungemein lieblich, und eine leichte Röthe überhauchte ihre Wangen im Gespräch. Von Geist war sie nicht in dieser Weise hervortretend; allein die vornehme Erziehung, die sie genossen hatte, gab Allem, was sie sagte und that, doch einen so feinen Anstrich, daß sie selbst dann, wo es sich nur in den gewöhnlichen Formen der Schicklichkeit und Höflichkeit bewegte, für geistvoll gelten konnte. Eins aber zeichnete sie vor allen aus; dies war eine Höflichkeit der Sitte, eine Feinheit der Beziehungen, welche man ihr jeden Augenblick anfühlte. Niemand wird sagen können, daß sie hierin jemals etwas unterlassen habe; überall waltete eine Feinheit des Benehmens vor, die man geradehin nur die Höflichkeit des Herzens nennen kann. Oft

habe ich sie im Stillen beobachtet, ihr Verkehren mit der Gesellschaft, mit den Kindern, mit der Gouvernante (Fräulein Gern, die Tochter des berühmten Bassisten, die früher Mitglied des Theaters gewesen) gesehen und stets habe ich dabei ein Ausstrahlen von Anmuth und weiblicher Liebenswürdigkeit empfunden, die mich und Andere entzückte. Daß eine solche Frau den Reiz der Geselligkeit ihres Hauses nur erhöhen konnte, daß sie bei den großen Diners vorwaltete, der Stimmung die Hauptfärbung gab, ist begreiflich. Weniger that sie dies in den Abendgesellschaften und bei jenen kleinen Diners; denn bei den ersteren spielte sie zumeist, und bei den letzteren war ihr das Wesen der Unterbaltung zu keck, zu geistreich möchte ich sagen. Sie verließ öfters die Tafel vor dem Schluß, und ließ uns, wie die Engländerinnen, bei der Flasche oder Bowle allein weiter plaudern. Herr von Reck richtete daher oft solche Diners ein, wenn seine Gemahlin außer dem Hause, zum Besuch in Berlin, oder in der Nähe auf dem Lande, war, wo sie Freunde hatte.

Die sonstige Familie des Hanses war in dieser Zeit von keiner Bedeutung; die Töchter, noch nicht eingesegnet, saßen nur ein kleines Weilchen bei Tisch; der Sohn war in Pension und erschien selten. Sehr liebenswürdig indessen war die jüngste Tochter, Miß scherzweise benannt, welche sieben oder acht Jahre alt, der Eltern Liebling, uns oft durch drolliges Benehmen und hübsche, feine Antworten ergötzte.

Ganz abgesehen von dem größeren geselligen Schwung, den ein Haus dieser Art entwickelte, mußte es mir sehr willkommen sein, darin Aufnahme gefunden zu haben, weil ich sehr wohl unterschied, daß ich von dem Herrn des Hauses auch als ein besonderer Gast betrachtet wurde, dem er die Auszeichnung zu Theil werden ließ, ihn zu den glänzendsten Gesellschaften, wo der höchste Adel, fremde Gesandten (Alopäus, der

russische z. B.) und Fürsten (Pückler) zugegen waren, einzuladen. Auch die größere Auszeichnung erfuhr ich, seinen Gesellschaften auch dann beizuwohnen, wenn es eben nur eine geistige Erholung galt, wo er sich die Unterschiede des Ranges und Standes verbat, ohne daß ein Gast selbst sie hätte aufheben dürfen.

Nur anführen will ich es noch, daß mich auch manche andere Familie in Frankfurt gern aufnahm. Beispielsweise nenne ich nur den Advokaten Bardeleben, der mir auf seines Bruders Empfehlung, meines Obristlieutenant in Berlin, und zugleich auf die Ludwig Berger's sein Haus freundschaftlich öffnete. Wir hatten bei ihm die geistreichste Unterhaltung, die trefflichsten Weine, und es erfreute mich im Innersten dabei, daß er mit derselben Ehrfurcht seines Bruders gedachte, den ich im innersten Herzen so unendlich hoch stellte.

Viertes Kapitel.

Frau von Zielinski. — Allgemeines Verhältniß zwischen uns. — Jean Paul's Brief an mich. — Meine Gedichte. — Unser heitrer Verkehr. — Ihre Mutter. — Vormittagsunterhaltung mit Herrn von Reck. — Nachmittags-Gespräche. — Spaziergänge mit ihrer Freundin. — Abreise nach Dresden.

In allen Verhältnissen, die sich zu Frankfurt für mich entspannen, wirkte das zu Frau von Zielinski mit; sie war mir wie ein schönes Licht, das meinen Bestrebungen leuchtete, und ihnen Leitung gab, selbst wo sie sich ganz von ihr abwendeten. Daß ihre Unterhaltung in den Abenden bei Wißmanns und Recks die meinige bestimmte, und meinen Geist leitete, wo sie in ihrer Eigenthümlichkeit verweilte, war natürlich; es ließ sich leicht auch von Andern beobachten. Doch daß selbst bei Gesprächen und Unterredungen, wo sie nur in der Ferne, im Hintergrunde weilte, dennoch sie die eigentliche Urheberin meiner

Empfindungen blieb, daß kein bedeutender Moment meiner Aeußerungen geschah, ohne daß ich ihn in der Stille an der Sphäre ihrer Erscheinung gemessen hätte, daß war das süße Geheimniß meines Lebens in diesen Tagen. Ich liebte sie; warum sollte ich es nicht gestehen, jetzt da mein höheres Alter nach mancher herben Prüfung uns in die ruhigere Bahn der Freundschaft geführt hat, und wir mit wohlthuender Ruhe und gegenseitiger Freude die wunderbaren Verhältnisse und Beziehungen der Jugend besprechen. — Ich liebte sie; allein wie ein junger Mann, der zu keinen Hoffnungen die Berechtigung in sich trägt, lieben darf, ohne ein Geständniß, und sogar mit dem Entschluß ihr zu entsagen, da ich alle Plane und Pflichten die mir Talent und Kraft auferlegten, eben so hoch stellte. Ich wollte hinaus in die Welt, ich wollte Menschen und Wissenschaften studiren, und hatte mir dazu bestimmte Fristen gesetzt; ich hielt sie inne, ein Beweis, daß mein Vorsatz Ernst war! — Aus diesem festen Bande der Zurückhaltung, das ich meiner Neigung auferlegt, ging auch für sie eine größere Freiheit der Handlungsweise hervor. Sie liebte auch mich, doch in ganz anderer Weise; sie erkannte mit gerechtem Sinn mein Talent, meine geselligen Gaben des Witzes und Ernstes; sie schätzte meine Fähigkeiten und gestattete mir sogar, sie zu unterrichten. Auf alle meine Luftschlösser ging sie in jugendlicher Aufwallung und Gemeinsamkeit ein; ja sie begleitete mich und meine Zukunft mit aufrichtiger Theilnahme. So war denn auch zwischen uns kein Geheimniß; was ich wollte, dachte, begehrte, erreichte wußte sie so klar wie ich selbst. Betrachte ich jetzt das Verhältniß aus einer fast vierzigjährigen Ferne, so scheint es mir ein wahrhaft Außerordentliches, und ich darf es uns beiden wohl hoch anrechnen, daß wir so vollkommen mit einander übereinstimmen konnten, ohne daß auch nur von Ferne eine Berührung eingetreten wäre, die das

hellste Licht der Sonne irgend zu scheuen gehabt hätte. Wir waren fast gleichen Alters, jung, voller Hoffnungen, ich wenigstens — sie selbst fand sich auch wohl durch manche romantische Wünsche gereizt, — das waren die Bedingungen unseres gemeinsamen Handelns. Ich stand in den Anfangspunkten einer glücklichen Laufbahn, mein ganzes Recht beruhete auf innerer Bildung. Frau von Zielinski hatte einen anderen Standpunkt. Von Jugend auf wohlhabend, sehr jung verheirathet, stets der Gegenstand der Bewerbungen und Annäherungen, nach dem Tode ihres Gemahls eine Wittwe von siebzehn Jahren, jetzt im einundzwanzigsten, im vollsten Reiz der Schönheit, dabei auf einer gesellschaftlichen Höhe, daß sie als die erste Dame in Frankfurt gelten konnte, überall von den angenehmsten Verhältnissen gewiegt. Darin lag die entschiedene Trennung unserer Existenzen; ich ehrte dieselbe, und darum ward mir in den Stunden des einsamen Verkehrs, die wir im reichsten Maaße hatten, der Vortheil, sie wenigstens für den Augenblick bei Seite setzen zu können.

Einige frühere Verhältnisse wirkten mit auf die Feststellung der unsrigen in Frankfurt. Ich erwähne deren nur eines. Schon in Berlin hatte ich, unter der theilnehmenden Kenntniß Fehmers, an Jean Paul geschrieben und demselben als Arbeiten den Text der Oper Dido, so wie eine Anzahl meiner Gedichte übersendet, mit der bescheidenen Bitte um ein Urtheil darüber, und der zweiten, meinem Herzen noch viel näheren, ihn besuchen zu dürfen im Laufe des Sommers. Der Brief war unbeantwortet geblieben. Ich konnte kaum etwas Anderes erwarten; die Fülle der jungen Leute die an den unendlich verehrten Mann in ähnlicher Weise schrieb, war viel zu groß. In welche zitternde Überraschung es mich daher versetzte, als plötzlich mir von Berlin aus, durch meine Schwestern seine Antwort nach Frankfurt kam, ist nicht zu schildern.

Das Schreiben lautete:

Baireuth den 11. Juni 1821. (Abgegangen den 20.)

Schon im Jenner fing ich ein Blättchen an Sie an, und jetzo erst schick ich eines. Nach den 999 Entschuldigungen meines Aufschubs ist die 1000te die beste, daß ich erst Ende Maies durch meine Wetterprophezeihungen mich beredet habe zu Hause zu bleiben — wenigstens bis Ende Augusts. Sie können also, freundlichster Leser und Briefsteller, mich finden, sobald Sie wollen. Aber um meine Erlaubniß hätten Sie in Ihrem Briefe nicht erst fragen sollen, mir eine Freude zu machen durch Ihre Erscheinung, da Sie zugleich lieben und dichten. — Aus Ihren mitgesandtnen Dichtproben erinnere ich mich indeß, da ich Sie schon im vorigen Jahre gelesen, nichts als daß mir die, welche dem so schönen „Blüchers Gedächtniß" ähnlich waren am meisten gefallen.

Verzeihen Sie nur einem, der als Vielschreiber von Büchern auch ein Vielschreiber von Briefen sein muß, das Verspäten der Antwort, zumal da dieses doch besser ist als mein häufiges Unterlassen desselben. Mit Liebe

Ihr

ergebenster

Jean Paul. Fr. Richter.

Ich hatte, nachdem ich es fünf-, sechsmal gelesen, geküßt hatte, nichts Eiligeres zu thun, als fortzustürzen von Hause zu Frau von Zielinski, und ihr dasselbe beglückt mitzutheilen. Auch sie, die begeistertste Leserin seiner Schriften, war von ähnlicher Bewegung ergriffen. Sie durchflog dies Blatt, ein-, zwei-, dreimal! Wir brachen beide in die höchsten Aeußerungen der Freude darüber aus, und sie begehrte es sogleich von mir, um es auch ihren Freundinnen mitzutheilen. — Es waren dieses zwei unverheirathete Damen, etwas mehr in Jahren

als sie selbst, Charlotte Otto, die Tochter des alten würdigen Professors an der Universität Frankfurt, und Luise Huth, die ohne Eltern, bei einer bejahrten Großtante lebte. Diese beiden Mädchen waren ihre Vertrauten; natürlich willigte ich sogleich in Alles was sie that und vorschlug, und sie eilte mit dem theuren Briefe in der Hand fort zu diesen zweien, um ihnen das Geheimniß was nunmehr keines weiter sein konnte, mitzutheilen. — Ich selbst, hier mag man mein Leben erkennen, wußte keinen schöneren Gebrauch von dem Briefe zu machen, als daß ich ihn für mich, die Handschrift nachahmend, abschrieb, und das Original der Frau von Zielinski schenkte. — Wie ich späterhin wieder in Besitz desselben kam, bleibt vielleicht einer Mittheilung aus ferneren Jahren vorbehalten.

Außer diesem Ereigniß hatten noch andere kleine Umstände uns einander noch näher geführt. In den ersten Tagen unseres Beisammenlebens war meiner Freundin ein kleiner Unfall zugestoßen. Ein Kanarienvogel den sie sehr liebte, verstarb ihr plötzlich; sei es, daß sich Erinnerungen an anderweitige, tiefergreifende Beziehungen damit verbanden, oder daß bei ihrer romantischen Erregbarkeit gerade dieser Verlust sie schmerzlicher bewegte, genug ich fand sie in sehr aufgeregter Stimmung. Darauf eingehend dichtete ich ein kleines Lied auf den dahingegangenen Sänger, und gab es ihr; sie empfand vollste Freude darüber, und schrieb es mir mit eigener Hand ab. So geschah es jetzt mit allen Gedichten, die ich ihr mittheilte; sie copirte sie mir ebenfalls, so daß ich ein ganzes Buch derselben besaß das ich noch heut bewahre. Andere las ich ihr in ihrem Garten vor, und genoß eines seligen Vergnügens dabei. Namentlich war es, „Das Kloster", ein Gedicht das, wie ein ganzes Bändchen solcher Erzeugnisse, längst vergessen ist, was mir indessen damals für eines meiner bedeutendsten galt, welches ich ihr und ich glaube zugleich ihren beiden Freundinnen

an einem schönen Sommernachmittage vorlas; es verbreitete eine erhobene Stimmung für uns Alle. Diese Erinnerungen haben in späterer Zeit großen Einfluß auf mein Urtheil gehabt; wenn mir die Masse von Gedichtsammlungen vorgelegt wurde, die ich alljährlich in den Zeitungen zur Anzeige brachte, dachte ich stets daran, mit welcher innersten Liebe man diese Entwicklungsblüthen einer geistigen Thätigkeit selbst behandelt. Hauptsächlich, weil jedes Gedicht mehr oder minder ein Theil unseres Selbsterkennens und Erscheinens ist, und uns daher aus diesem Standpunkte lebendig berührt, wie ein eigenes Kind. Treffen alsdann Erfahrung und Einsicht so mit den allgemeinen Lebenszuständen zusammen, daß jeder sich getroffen fühlt, so entstehen so schöne Gedichte, wie Göthe und Schiller sie geliefert, die in alle Zeit des Lebens hinaus vom höchsten Werthe bleiben. — Wie sehr ich schwierigste Formen beherrschte, davon gab ich mancherlei Beispiele, durch Auflösung dieser oder jener zugespitzten Räthsel, die mich denn auch darin zu einem gewandten Meister machten. Am schönsten indessen schwebten mir stets, damals und heut, Schillers, die Sprache so wundervoll behandelnde Gedichte vor. Und seine Formen nachahmend und ihrer huldigend schrieb ich manches Gedicht, in jenen Tagen und in späterer Zeit, unter denen mir das eine Maria und Franzesco voransteht. Hero und Leander war dasjenige, welches mir für die Versification dabei nicht aus dem Sinne wollte; und in einigen schildernden Strophen bin ich demselben nahe gekommen. Noch weiß ich die Zeit, wo ich in meinem Zimmer, die Oder im Angesichte, über einige Zeilen nachdachte, die mir Schwierigkeiten machten; ich gab sie, und vernichtete sie wieder, und mehrere Vormittage gingen mir dahin, bis ich Alles was mich störte, beseitigt hatte. Auch dieses Gedicht las ich meiner Freundin vor, und erhielt ihre belebende Zustimmung. — Jede Kleinigkeit zwischen uns wurde

zum Gedicht. So sind alle die kleinen Lieder entstanden, die den Band füllen; erst später habe ich sie geordnet.

Unser Verkehren mit einander war aber keinesweges immer so ernsthaft, so unser tiefstes Innere bewegend, als es für die dichterischen Verhältnisse die wir mit einander haben konnten, eintrat. Im Gegentheil, das frohe Leben der Jugend bricht überall durch und heraus, und in mir war es nicht zu unterdrücken. Die Vormittage wo Herr von Reck gewöhnlich der Dritte bei unserer Unterhaltung war, — seltener kamen auch andere Besucher um diese Stunde — wurden in der heitersten Weise zugebracht. Es war ein beständiges Haschen und Verfolgen mit Witzworten, Citaten aus den großen Dichtern, das uns in die fröhlichste Stimmung versetzte. Ich könnte tausend Dinge davon drucken lassen, wenn ich auf das Einzelne eingehen wollte, wenn ich alle Erinnerungen sammeln möchte die mir durch die Seele fliegen. Allein ich habe mir gemerkt, daß es eine Menge von Schlagworten giebt, die im Augenblick wo sie gesagt werden, als ein leuchtender Blitz ein Gespräch erhellen; will man sie jedoch nochmals wiederholen, und gar durch den Druck verewigen, so verlieren sie Alles Gewicht Der ächte, tiefer greifende Witz, soll zugleich eine Wah heit sein, und um eine solche zu Tage zu fördern, bedarf es der Arbeit; nur in den seltensten Fällen wird im bloßen fortrollenden Gespräch eine Wendung dieser Art sich vorfinden. Ich kann daher nur allgemein bei dem Satz stehen bleiben, daß wir die Gespräche fortdauernd im Fluß dadurch erhielten. Anführungen erlasse ich mir, da sie die nicht ungerechte Einwendung veranlassen könnten, die Schlegel Engel gegenüber ausgesprochen hat: „er müsse mehr über das nachdenken, was von solchen heitern Ergüssen des Druckes werth sei". Um indessen doch ein Beispiel zu geben, wie leicht sichs mit Frau von Zielinski lebte, wie sie jeden Scherz der selbst ihre Persön-

lichkeit berührte, liebenswürdig hinnahm, und darüber lachte, führe ich nur Folgendes an: Sie äußerte einstmals: „Ich bin auch nicht in allen schlechten Stücken zu finden, wie" .... „Dafür finde ich Sie in allen Stücken schlecht", war meine Entgegnung. Und ein munteres Gelächter das Resultat derselben.

Um unsere heiteren Zustände und Gespräche darzulegen, bedürfte ich eigentlich eines Bildnisses ihrer Mutter. Sie war die Wittwe des Kaufmann Wagner, und späterhin die Leiterin der Wirthschaft ihres Bruders des Kaufmann und Banquier Krüger, eines für reich geltenden Mannes gewesen. Von ihm hatte sie dasjenige ererbt, was sie in Frankfurt besaß, und was späterhin zur Theilung unter ihre Kinder kam. Sie waltete darüber mit großer Emsigkeit und Sorgsamkeit, obwohl ein wenig vom Ungeschick der Frauen in Geldgeschäften heimgesucht. Indeß den wahren Willen über die Leitung der Verhältnisse hatte doch Frau von Zielinski, die in ihrem Range und in der Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnahm, das Haus entschieden verwaltete. Allein ihre Mutter sorgte für das Einzelne, für Küche und Keller, Bewirthung der Gäste, und führte dabei ihren Verkehr mit älteren Damen aus dem Bürgerstande, und mit den Verhältnissen die ihre Wirthlichkeit erheischte, der Tochter das vornehme Wesen des Hauses ganz zur Beherrschung überlassend. Nachdem ich zuerst von der Mutter förmlich mit einem gewissen Ceremoniel bewillkommnet worden war, wurde ich in meiner damaligen schnellen Weise mich allen Naturen anzuschmiegen, bald ihr vertrauter Genosse. Sie fragte mich bei diesem und jenem Fall um Rath, und nannte mich öfters ihren allwissenden Freund. Aber ihr Ratherforschen war auch mir höchst wunderbar. Alle Geheimnisse der Welt wollte sie dargelegt wissen und fragte mich eben so im vertraulichsten Ton nach den Sternen, ihrem Einfluß auf unser Schicksal, wie sie mich über

ein kleines Tagesgeschäft, was sie zu machen hatte, consultirte. Oftmals kam sie, ein Wirthschaftsbuch in der Hand, zu mir herein, unterbrach unser Gespräch mit der Frage: „Kinder, sagt mir doch geschwind, 17 und 25, wie viel macht das? — Und nun noch 14, und dann noch 12½. So? das ist richtig! — Nun laßt mich nur!“ Sie wendete sich dann ab, rechnete ihre Wirthschaftsausgaben aus, und hub plötzlich wiederum an zu fragen: „Sagen Sie mir einziger Freund, was meinen Sie zu dem Kometen? Wird er uns Krieg bringen? Oder theure Zeit und Pestilenz?“ — Diese Fragen that sie im gewöhnlichsten Berliner Dialekt, und meine Antworten waren dann auch der Art, daß sie trefflich zu dem Stil der Rede paßten. — Unser muthwilliges Gelächter huschte dann dazwischen, und die originelle Frau lachte selbst heiter mit uns und sagte: „Ja ich weiß schon, Ihr habt immer Euren Scherz mit mir! — Aber wie ist es mein Freund, essen Sie morgen eine Suppe mit uns? — Ein delicates Hühnchen hab ich, — nicht wahr Sie kommen?“ Natürlich bejahete ich, und war nur desto freigebiger mit Rath und Auskunft über die heterogensten Dinge. — Deswegen aber würde man doch sehr Unrecht haben, sie für eine gewöhnliche Natur zu halten. Sie besaß einen Grad von Weltkenntniß und Menschenbeurtheilung der erstaunenswürdig genannt werden konnte; und sie nutzte denselben außerordentlich. Recks Haushaltung war für sie das Muster einer vornehmen, wirthschaftlichen Einrichtung. Nichts darin blieb ihr gleichgültig. Hatte ich da zu Mittag gespeist, mußte ich ihr stets auf das Genaueste berichten was wir gegessen hatten. Einzelne Schüsseln betrachtete sie wie eine Naturmerkwürdigkeit, untersuchte aufs Genaueste, wie es möglich gewesen sei, sie herzustellen, und machte nicht selten glücklichste Versuche in ihrem kleinen Haushalt damit. Reck dagegen hatte seine Lust daran diesen zu

verspotten. Namentlich in Betreff der Menge des Stoffs. „Was wollen Sie", sagte er zu ihr." Alle Ihre Schüsseln esse ich allein aus! Und dann gehe ich zu mir mit verdoppeltem Appetit zu Tisch!" — Sie nahm dergleichen spöttische Aeußerungen die in der besten Laune gemacht wurden, auch mit der unbefangensten auf. Oder sie erwiederte eben so darauf, und erklärte dem Präsidenten, daß sie ihn eben deshalb auch niemals zu Tisch einlade. — Indeß war dies „niemals" ein falsches Stück Geld; dann und wann gab Frau von Zielinski doch auch Diners, bei welchen Herr und Frau von Reck, Herr und Frau von Wißmann, und einige andere Notabilitäten Frankfurts wie der sächsische General Brause nebst seiner Frau erschienen, und es sich recht wohl sein ließen.

Ich sagte, des Bildnisses dieser Frau bedurfte ich, um unsere heitere Disposition und Denkweise darzulegen; und dem war in der That so. Die Gewohnheit hatte es gefügt, daß ich jeden Abend, wo mich nicht eine andere Einladung abhielt, bei Frau von Zielinski zubrachte. Ihre Mutter war die dritte Person, welche oft zugegen war, und uns den Thee mit einer trefflichen Zugabe von Butterbroten und Zunge, oder ähnlichem Fleischwerk, herstellte. — Wir spielten Klavier, lasen einander etwas vor, waren zuweilen sehr ästhetisch ereifert, aber alles in Gegenwart der Mutter, die entweder mit angebornem Scharfsinn ein treffendes Wort darein sprach, oder Alles mißverstanden hatte, und eine flach prosaische Frage that, die unsern Jubel zum unwillkührlichen Ausbruch drängte. Unter Scherz und Ernst wurde dann der Versuch des Verständnisses gemacht. Das Verhältniß hatte sich aber so gewöhnt, daß unsere Grundstimmung dabei doch stets dieselbe blieb, und ihre Gegenwart niemals die mindeste Störung veranlaßte.

Worin bestanden denn nun unsere Mittheilungen? — O sie waren sehr schöner Art; im muthwilligen Einschlagen

heiterer Effekte eben so belebt als beim innersten Ernst der Betrachtung. Ich will versuchen eine kleine Darlegung derselben zu geben.

Zuerst waren es die Vormittagsgespräche, an denen fast immer auch Herr von Reck seinen Antheil hatte. Sie bewegten sich nur sehr selten auf einem ernsten Fleck; zumeist durchflatterte sie der Humor mit buntester Ausschmückung. Bevor Herr von Reck eintraf, waren auch unsere Unterhaltungen wohl ernster Art; wir hatten ein Buch besprochen, oder einen Vorfall in der Stadt, oder Aehnliches, wobei sich allerdings manche vernünftige Lebensansicht entfalten ließ. Es pochte, und das „Herein" brachte den Präsidenten im schwarzen Frack und weißen Hut, der mit sarkastisch lächelnder Miene eintrat. Von dem Augenblick an war fast immer der Geist des Ernstes verscheucht; er trat gleich mit einer ungewöhnlichen Bemerkung herein, oder fand etwas der Art auf, indem er Platz nahm. Wir unsererseits zürnten nie über die Wendung die er unserm Gesprächsstil gab, sondern gingen mit bester Lust und Kraft darauf ein. Sehr häufig brachte er seltsame Anekdoten mit. Entweder hatte ein Diener vom Oberlandsgericht sich ein unpassendes Betragen erlaubt, oder ein Referendarius ungehörige Ansprüche gemacht, oder es war unter den Räthen etwas vorgegangen, was seine satyrische Munterkeit rege machte. So erzählte er eines Tages von einem Auskultator, der den Abschied nehmen wollte, folgende Geschichte: Er sei zu ihm gekommen, habe ihm dabei seine Absicht vorgestellt, und ihn gefragt, ob er desfalls an den König schreiben müsse. „O bewahre!" war Recks Antwort. „Aber vielleicht an den Minister?" fragte er weiter. „O nein" lächelte Reck. „Doch an Sie selbst Herr Präsident?" „Ist auch nicht nöthig!" sagte er gleichgültig. „Aber was soll ich denn thun?" — „Bleiben Sie weg!" war Recks nachlässige

Bemerkung. — Ein anderer Unterbeamter des Gerichts war nach Fürstenwalde versetzt, und hatte einen Wagen für seine Sachen beansprucht. Reck hatte ihm geschrieben: „Der ꝛc. geht Morgen nach Fürstenwalde ab.“ Diese Männer, insbesondere die Copisten, wußte er übrigens ernst und nachdrücklich zur Arbeit anzuhalten, wenn sie dieselbe versäumten. Er ließ sie Sontags von Morgens bis Abends auf dem Oberlandsgericht einschließen und schreiben! — Endlich war uns ein Brief des Herrn K..... merkwürdig gewesen, den dieser ihm geschrieben hatte. Derselbe entschuldigte sich, daß er nicht aufs Oberlandsgericht kam, in einem sehr weitläufigen Schreiben ungefähr so: Er habe gestern, am Sonntag, mit Freunden eine Parthie nach der Tschetschnowschen Schweiz hinausgemacht, sei in Nankinghosen gewesen, und habe so bei plötzlich eingetretenem rauhen Winde sich eine Erkältung zugezogen, die ihn noch heut ans Bett fessele, und — s. w. Das Uebrige war mit großer Ausführlichkeit und Deutlichkeit angegeben. Reck hatte darauf erwiedert,: „er wünsche gute Besserung und danke für interessante Details.“ — Der K.....'sche Zustand wurde nochmals sprüchwörtlich vielfach unter uns Männern, wo Reck mit dem charmanten Schreiben vorgerückt war, gebraucht.

Durch solche und andere Mittheilungen nun wurden die Vormittagsgespräche selten etwas Anderes, als lebhafte humoristische Discussionen, die sich mit Citaten würzten. —

Doch anders war es des Nachmittags. Hier traf ich entweder so bei meiner Freundin ein, daß ich allein mit ihr war, oder ich fand ihre Freundinnen oder sonst einen interessanten Besuch dort, der ein ernstes Gespräch liebte und förderte. — Er schlug auch dieses, nach dem angenommenen Satze der Jugend, nur sich selbst zu geben, zu Zeiten in ein heiteres über, doch aber nur zu Zeiten. Gute Einfälle waren es mehrentheils

die eine pikante Wendung herbeiführten. So sprachen wir eines Tages von einem jungen Manne Namens H.... der wirklich witzig war, aber immer erst viel zu spät mit einer Replik vorrückte, so daß die Wirkung verloren ging. Mit Benutzung einer bekannten Anekdote von Friedrichs dem Großen sagte ich über ihn: „Gott hat ihn behandelt, wie der König; er hat ihm gesagt: H....s er ist witzig, allein — es bleibt unter uns!“ — In der Mehrzahl der Fälle aber, waren es ernste Gespräche voll schönen, wahrhaft empfundenen Inhalts, die wir führten; es wäre zu wünschen ich hätte damals so viel Geduld gehabt, hie und da aufzuzeichnen, was wir über die Dichter unserer Sprache, über Shakespeare, Calderon, u. s. w. gesprochen, so würde manches wahrhaft treffliche Unterhaltungsmoment gerettet worden sein. Doch es ist das Loos des Sterblichen, daß er das Schönste oft verlieren muß, eben weil er im geeigneten Moment nicht fest genug daran hält. —

Eines Verhältnisses muß ich gedenken, das uns recht innig vereinte. Es war die Musik. Ich gab Frau v. Zielinski, schon damals im Gesang erfahrener als die meisten jungen Musiker, Gesangsstunde. Ihr Talent dafür war mäßig, und sie erkannte, daß es nicht bedeutend genug sei, um ihr einen Erfolg in der Gesellschaft zu begründen. Allein unter uns zweien gelang ihr doch manches schöne Lied; Berger und Klein waren vorzugsweise unsere Hausgötter. Zu meiner innigen Verbindung indessen führte uns das gemeinsame Klavierspiel. Wir spielten, was damals noch lange nicht so allgemein war als jetzt, die Sinfonieen Beethovens, Mozarts, Haydns, so wie die von diesen geschriebenen Quartetten, die ich seit jenen Tagen, wo sie uns zu einem so innigen Bande vereinten, durch öffentliches Hören lange nicht so tief und genau behalten habe, als ich sie in jener unvergeßlichen Zeit kannte.

Nun endlich muß ich eines Umgangsmoments Erwähnung thun, der mir der Liebste von allen geworden war, den meine Freundin mir in reichen Gaben erfüllt hat. Es waren die Spaziergänge, die wir mit einander, von allen Anderen geschieden oder zuweilen in Begleitung eine ihrer Freundinnen in der schönen Umgegend von Frankfurt machten. Einzelne vermag ich nach so langer Zeit nicht mehr zu nennen, noch zu schildern, doch blühte mir aus allen ein unendlich liebes Angedenken. Meist folgten sie dem Lauf der Oderdämme, doch oft wandten sie sich auch, zumal wenn wir in Begleitung gingen, nach etwas materielleren Punkten hin. Zwar wurden die Hauptspaziergänge Frankfurts, die Buschmühle und das reizend gelegene Haus, die steile Wand, von uns nicht besucht; doch waren wir auch nach jener Gegend zuweilen hin gewandert, den Weg, Bresinchen hinunter, nach Wißmanns Landhaus, und in der Tschetschnowschen Schweiz, ein kleines, bergigtes Terrain, was die hübschesten Augenpunkte darbot. Dagegen waren die Berge nach Kunersdorf zu, mit einsamen bewaldeten Höhen, vielfach der Ort, den wir aufsuchten, und und dort, entfernt von dem Verkehr der Menschen, unsere die schönste Romantik des Lebens aufsuchenden Ideen, nachhingen. Oder wenn wir allein wandelten, gingen wir gerade die entgegengesetzte Seite des Oderdammes hinunter, nach Lebus zu, wo uns bald tiefste Einsamkeit und Stille umfing, und keines Menschen Störung in unser Gespräch eindrang. Dort haben wir über Alles was dem Menschen heilig und groß ist, gesprochen; zuweilen geriethen wir in unserm Eifer auch lebhaft aneinander, allein es war ein anderer Zwist, als der welcher den Gemüthern die Versöhnung zur Pflicht macht. Und so schieden wir stets, wie verschieden oder gar getrennt wir auch sein oder scheinen mochten, in der schönsten Uebereinstimmung

unserer selbst, und beim Abschied gab es stets den alten Händedruck und den freundlichsten Gruß.

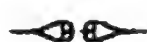
So hatte sich denn Vieles zwischen uns erbaut, was einerseits die Liebe eines jungen Mannes rechtfertigte, der ihr zugleich entsagt hatte, weil sein Schicksal ihm ganz andere Lebensrichtungen vorschrieb, und andererseits, diese ganz aus dem Spiele verschiebend, nur eine für lange Zeiten dauernde Gemeinschaft zwischen uns beiden befestigte.

Allmählig war so die Zeit meiner Abreise herangerückt, und ich fühlte es mit bangem Herzen, daß die Stunde unserer Trennung nahete. Der 27. Juli desselben Jahres 1821 war der Tag, wo ich von Frau von Zielinski Abschied nahm. Den letzten Abend hatte ich noch bei ihr zugebracht. Am andern Morgen ganz früh sollte mich die Post nach Dresden führen. Der Abend war in ernsten, wehmuthvollen Regungen vorübergegangen. Sie reichte mir zum Abschied ein Stammbuchblatt mit den innigsten Versicherungen einer dauernden Freundschaft, die sich dann auch bis in unser sechszigstes Jahr, wo ich dies niederschreibe, erhalten hat. Daß es von meiner Seite noch mehr war, habe ich schon eingestanden; darum erfüllten mich Liebe und Schmerz mit ihrer ganzen Gewalt, aber sie mußten zurückgedrängt werden, weil der Beruf mir höher stand, dem ich meine ganze Lebenskraft zu weihen hatte.

In der Nacht packte ich unter stetem Weinen. Ich war spät nach Haus gekommen, der Morgen dämmerte früh herauf. Rechtzeitig begab ich mich zur Post, und mit der freudigen Macht der Munterkeit, die uns in der Jugend belebt, konnte ich die Reise antreten, die mich in ein ganz neues Gebiet des Lebens führen sollte. —

Sechster Abschnitt.

Reise nach Dresden, Teplitz, Wunsiedel und Bayreuth; Weimar, Berlin und Heidelberg.



Fünftes Kapitel.

Schauspieler Julius. — Maria von Weber. — Urtheil über die Dido. — Ludwig Tieck. Seine Persönlichkeit. — Vorlesung der gezähmten Widerbellerin. — Stammbuchblatt. Brief an Jean Paul. — Verkehr mit Weber über Operntexte. — Andrer Verkehr in Dresden. — Das junge Mädchen im Rauchhause.

Mein Weg ging jetzo zuerst nach Dresden, wo zwei berühmte Männer lebten, die ich aufsuchen wollte. Maria von Weber und Ludwig Tieck. An keinen hatte ich einen Brief; allein ich vertraute, meine innere schriftstellerische Vorbildung und mein Antheil an der Musik werde mir bei beiden Zutritt verschaffen. Nach damaliger Sitte nahm ich mein Absteigequartier im kleinen Rauchhause, wo ich in einem hübschen reinlichen Zimmer wohnte und Alles sonst nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet fand.

Vorläufig gestatte man mir auf eine Bekanntschaft, die nun wohl der Tod gelöſ't haben mag, zurückzukommen. Es war der Schauspieler Julius; ein Mann, den ich stets hoch in Ehren gehalten habe wegen seiner männlichen Thatkraft und weil sein Sohn mir als junger Bewerber in meiner

Waffe lieb und werth geworden war. Er war auch in diesem Vierteljahr auf einer Reise durch Frankfurt gekommen und hatte mich herzlichst begrüßt und mir erzählt, daß ich seinen Vater in Dresden antreffen würde. So ging ich denn auch zu ihm; wir sprachen von seinem Sohn, von den Verhältnissen Berlins, von den Aussichten, die er auf Förderung habe und Aehnliches mehr. Julius war mir hauptsächlich interessant als einer der wenigen Männer meiner Bekanntschaft, die mit Napoleon in ein persönliches Verhältniß getreten waren. Er hatte nämlich als Freiwilliger die Kriege von 1813 bis 1815 mitgemacht und war im letzten Jahre beim General Lützow im Dienst, ich glaube sogar als Adjutant. Mit diesem wurde er in der Schlacht von Ligny bei dem Angriff, den das preußische Heer unter Blücher selbst machte, gefangen. Sie beide wurden vor Napoleon geführt, der sie wegen der Stärke und Plane unsres Heeres befragte. Lützow antwortete auf die Fragen durchaus kurz, mit militairischer Strenge; auf die nach der Stärke des Heeres erwiderte er: „Je ne connais que la force de ma brigade.“ — Napoleons schließliche Erwiderung darauf war ein Befehl sie abzuführen, den er mit dem Wort begleitete: Qu'on les traite bien. Dieser guten Behandlung hatten sich die Gefangenen indessen nicht lange zu erfreuen, denn sie wurden durch die nachfolgenden zwei Schlachttage befreit, und waren froh, später wiederum in die preußische Linie eintreten zu können. Diesen ganzen Vorgang mit seinen näheren Umständen erzählte mir Julius in Gegenwart eines dritten Fremden am Abend in der italienischen Trinkstube bei Chiapponi, wo wir zusammen gekommen waren. Aus seiner ganzen Darstellung glaubte ich eine Geringschätzung seines Standes als Schauspieler zu erkennen, und es dünkte mich, er würde es sehr gerne gesehen haben, wenn ein erneuter Krieg ihn nochmals auf den Kampfplatz geführt hätte. In jedem

Fall war seine persönliche Erscheinung dazu sehr geeignet; die edle Würde des wahrhaft ritterlichen Mannes müßte im kriegerischen Schmuck noch gewonnen haben. Außerdem lag etwas die Umstände beherrschendes in seinem Wesen, daß ihm sowohl seine Erfolge an der Bühne, als auch sonst sein Ansehn sicherte, und für die militairische Laufbahn nicht unwichtig gewesen wäre. Genug, er war mir sehr interessant, und ich ging bei meinem damaligen Aufenthalt in Dresden wie bei späterer Rückkehr oft und gern mit ihm um. Er lebte damals in einer Verbindung, die mir niemals recht klar geworden ist. Ein schönes Mädchen, nicht mehr ganz in der ersten Jugend, war seine Hausgenossin gewesen, als er unsern ersten Besuch vor zwei Jahren (mit Teichert und Laue) empfing. Mit dieser bewohnte er in der Schloßgasse zu Dresden zwei Wohnungen, die über einander lagen, so daß man, um in seine häusliche Abtheilung zu gelangen, nur eine Treppe höher zu steigen brauchte. Doch darf ich sagen, daß dieser enge Zusammenhang mir nicht einen Augenblick anstößig geworden ist. Freilich sieht ein junger Mensch in diesem Punkt nicht eben allzu scharf. Nur einmal habe ich mit Beiden zusammen gespeist; bei allen übrigen Besuchen, und bei welchen sein männlich würdiger Charakter mich vorzugsweise in Anspruch nahm, traf ich ihn allein, und ergötzte mich an der ruhigen Klarheit seines Gespräches.

Mein nächster Besuch galt Maria von Weber. In meinen kleinen vermischten Schriften habe ich mich so weitläuftig über diesen seltenen Mann ausgesprochen, daß ich mich hier nur auf wenige Zeilen beschränken will. Ich traf ihn das erstemal allein, und rückte (etwas taktlos) gleich mit dem Plane heraus, für ihn eine Oper zu schreiben, was er mit einem leisen inneren Lächeln anhörte. Allein meiner sicher, sprach ich so gewandt über das Thema, gab gleich so Vieles,

woran sich der Componist halten könne und müsse, daß Webers Vertrauen zu mir wuchs, und er mir den nächsten Sonntag anberaumte, um bei ihm zu essen und ihm die Oper Dido, die ich für Bernhard Klein gedichtet hatte, vorzulesen. Zugleich gab er mir einige Winke, wie man am besten zu Tieck gelangen könne, und zeigte mir überhaupt sehr vieles Entgegenkommen, ja man dürfte sagen, eine wahrhaft freundschaftliche Gesinnung. — Der Sonntag kam heran, ich erschien mit meinem Manuscript, las ihm vor, und empfing seinen vollen Beifall. Allein wie günstig er darüber geurtheilt hatte, das ist mir erst nach etlichen dreißig Jahren bekannt geworden. Der Freund des Weberschen Hauses, Musikdirektor Jähns, der alle möglichen Briefe und Handschriften Webers gesammelt hat, theilte mir auch vor einigen Jahren einen Brief von ihm an seine Frau zu Schandau mit, die damals (in dem Jahre, wo ich in Dresden war) die Brunnenkur daselbst gebrauchte. In diesem schrieb er auch:

Dresden, 6. August 1821.

— — — Der junge Rellstab aus Berlin hat mir eine große Oper „Dido" vorgelesen; vortrefflich! Da erblüht wieder ein tüchtiger Operndichter. Er hat mir auch eine zu schreiben versprochen. — —

So hatte ich denn nach sechsunddreißig Jahren schwarz auf weiß besiegelt, was er mir damals in redlicher Offenheit auch gesagt hatte, woranf ich aber mehr ein innerliches Gewicht legte, als äußere Folgen beachtete, die sich wohl daran knüpfen ließen. Unser persönliches Verhältniß wurde immer vertrauter, und war dies jedenfalls der größte Gewinn, besonders in meiner damaligen Lage. Denn Alles war bei mir auf Hoffnungen gestellt; und die Hoffnung, für Weber, den ich so ungemein verehrte, eine Oper zu schreiben, worin er seine Kraft vielleicht zur erhöhten Anerkennung bringen sollte,

war keine der geringsten, die sich mein dichterisches Leben vorgezaubert hatte. Wir blieben seitdem nach Weimar, Heidelberg und Berlin im Briefwechsel. Die Worte, welche mir Weber in mein Stammbuchblatt schrieb, lauteten:

„Beharrlichkeit führt ans Ziel."

Es war ein weiser Spruch, den ich mir sehr zu Herzen nahm. — Späterhin verdankte ich ihm auch noch eine Lehre, die mir sehr nützlich wurde; es war die, das Urtheil des Tages über meine Oper Dido, das nach Erscheinen derselben auf der Bühne sich ebenso ungehörig als unwürdig ausgesprochen hatte, ganz unbeachtet zu lassen. Ich habe diesen sehr praktischen Rath befolgt, und mich vortrefflich dabei befunden, wenngleich es mir Anfangs sehr schwer wurde.

Ich gehe nun zu dem Manne über, dem ich die höchste Stellung unter denen einräumte, die ich in Dresden zu besuchen hatte, Ludwig Tieck. Es war Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, wo ich bei ihm anpochte und sogleich eingelassen wurde. — Tieck hatte damals eine Stellung beim Theater, die er, seiner eigenthümlichen Weise nach, zu einer Art von Hofhalt gestaltet hatte. Sein Name war, nach einem langen durch eigenes Schweigen und zurückgezogenes Leben auf dem Lande bei Herrn von Burgsdorf in Ziebingen, wie durch Reisen nach Italien, England u. s. w. entstandenen Verschollensein, plötzlich wieder lebendig geworden, durch das Erscheinen seiner ersten Novellen, deren leichte gewandte Führung das größte Aufsehn erregt hatte. Er war nebenbei als Kritiker aufgetreten, in der Abendzeitung von Theodor Hell, wo er namentlich in einem Aufsatz über eine Darstellung Wallensteins durch Eßler, Schiller lebhaft angriff, und gegen andere, neuere poetische Größen mit schlagendem Erfolge auftrat, die sich im dramatischen Fach versucht hatten. Nicht sowohl diese Thatsachen, deren ein Theil sogar erst später fällt, waren es, die

auch mich des Lebendigsten anregten, als sein älterer, wie wir jetzt wohl sagen können, begründeterer Ruf als romantischer Dichter, der ihm eine Stelle einräumte, so hoch wie ich sie nur zu denken vermochte. Er war, nach meinem Gefühl, der dritte Mensch in Deutschland, den ich aufzusuchen hatte. Denn Goethe und Jean Paul stellte ich über ihn. Immerhin war es eine schöne Zeit für Deutschlands Jugend, wo sie sich an solche fast angebetet zu nennende Menschen wenden konnte. — Tieck besaß, wie ich sagte, eine Stellung, welcher er, seinem innersten Wesen folgend, eine Bedeutung gegeben hatte, die einem Hofhalte sehr nahe kam. Er war dem Namen nach allerdings der Diener des Dresdner Theaters, allein er hatte es verstanden, aus dieser abhängigen Stellung eine herrschende zu machen. Diese erweiterte er noch durch die unnachahmliche Kunst seines Vorlesens, die alle Zuhörer bezauberte. Seine Gestalt trug auch dazu viel bei; er saß, einer der schönsten Männer durch sein geistsprühendes Antlitz, aber sonst durch ein rheumatisches Uebel ganz gekrümmt*), in einem behaglichen eleganten Lehnstuhl, umgeben von eingeladenen Gästen, einem Fürsten gleich da, und führte die lebhafteste Unterhaltung. Zuweilen stand er auch auf und ging mit leichtem Schritt umher, Jedem ein geeignetes Wort zuwendend. Was nur im Kreise dieses Verkehrs berührt werden konnte, darüber sprach er geistreich, eigenthümlich, mit den feinsten Formen, in der verbindlichsten Art. Ihm waren die ausgezeichnetsten Anforderungen für die Geselligkeit angeboren, denen alle Gäste unbedingt huldigten. Er war ein hoher Geist, der alle diese Eigenschaften in seine Persönlichkeit zu verlegen wußte; und

*) Bin ich recht unterrichtet, so war diese beispiellose Zusammenkrümmung die Folge einer Nacht, in der er sich, bei offnem Fenster schlafend, so unheilvoll erkältet hatte.

daher herrschte er in solchem Grade über alle, die sich ihm näherten. Die ersten Personen der Gesellschaft fanden sich Abends bei ihm zusammen, Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Gelehrte, Dichter, Schauspieler und Schauspielerinnen. Alle erschienen in einem Zustande der Unterordnung gegen ihn, schon um nicht eine Sylbe von dem zu verlieren, was er sprach, was er that, wodurch er den Genius, der in ihm lebte, ausdrückte. — Seine ihn umgebende elegante Hausgenossenschaft bestand in der Gräfin Finkenstein, in seiner Gemahlin und seinen anmuthvollen Töchtern Dorothea und Agnes. Sie Alle hatten gelernt, sich an Tieck's feiner Aeußerlichkeit zu bilden; am wenigsten indeß die Frau, die aber doch mit mütterlicher Haltung das Ganze abrundete. So war es im Jahr 1821; späterhin hatte sich darin freilich Manches geändert, was wir hier um so leichter übergehen können, als ich mich nur an das halte, was mir im Hause begegnete.

Ich wurde, als ich meinen Namen genannt, sogleich zu Tieck hereingeführt. Seine Wohnung lag in dem großen Eckhause am alten Markt, bei dem Durchgang nach der Kreuzkirche, der Wohnung Webers gegenüber. Er saß wie gewöhnlich in einem Zimmerchen nach der Seitengasse auf einem Großstuhl; alle Wände des Gemachs waren mit Büchern gefüllt, der Tisch ganz überpackt mit Schriften. Was ich mit ihm in diesem ersten Augenblick der Begegnung gesprochen, möchte wohl ein Anderer aus all den Briefen, die ich darüber an meine Schwestern und an Frau von Zielinski geschrieben, leichter heraussuchen, als ich. Ich muß hier bekennen, daß ich das Meiste vergessen habe, nur weiß ich noch, daß das Gespräch höchst anziehend war, daß er über die Art zu dichten und zu schreiben sich ausließ, daß er Schillers Werke mit größter Hochachtung, aber auch oft tadelnd besprach, die höchste Bewunderung vor Göthe's Tasso ausdrückte, dagegen die Iphi-

genie, als in zwei Stücke zerfallend, tadelte; Jean Paul's unsichtbare Loge als eines seiner trefflichsten Bücher hervorhob, genug alle nur möglichen literarischen Verhältnisse berührte. Den Schluß der Unterhaltung bildete eine Einladung zum Abende, wo er etwas vorlesen wollte. Ich war natürlich einer der pünktlichsten dort; bald füllte sich der Raum des schönen Vorderzimmers, und die Gäste nahmen im Halbkreis geordnet ihre Plätze ein. Tieck saß, damals noch ohne Brille, mit dem schönen Antlitz ernst und männlich in der Mitte; ein kleiner Tisch vor ihm war mit dem Buch und zwei strahlenden Kerzen besetzt. Von den Anwesenden erinnere ich mich des Wolffschen Ehepaares (die darstellenden Künstler), des Grafen von Kalkreuth, des Professor Wendt, der in Göttingen und Leipzig viel über Musik geschrieben. Dies Alles galt nur zur Bestätigung, welchen Ansehens Tieck genoß. An diesem Abende las er ein jetzt erst wieder in Deutschland zu seinem Recht gekommenes Stück, „die gezähmte Widerbellerin"; er trug es mit einigen freien Abänderungen nach der Eschenburgschen Uebersetzung, glaube ich, vor, weil keine andere ihm zu Gebot stand. Er las es ohne die Namen zu nennen, oder die Personen sonst zu bezeichnen. Sich ganz auf seine hohe Kunst verlassend, und auf das bis zur Meisterhaftigkeit geübte Geschick, durch Veränderung der Mine, des Grundtons der Sprache, der geistigen Haltung überhaupt jedem Charakter die nöthige Individualität zu geben. Seine schöpferische Fülle in dieser Beziehung war außerordentlich; das Stück, wie er es vorlas, hatte eine Menge von Charakteren in sich, die er sämmtlich so sicher und originell zuschnitt, daß sie in den verwickeltsten Scenen entschieden bemerklich waren. Von Anfang an gab er der Handlung dadurch einen so bestimmt hervortretenden Charakter, eine solche Lebendigkeit, eine Entwickelung, größer als sie auf der Scene selbst stattfinden konnte, daß an ein Nachlassen der

Aufmerksamkeit gar nicht zu denken war. Jedermann befand sich in der Lage, einer lebendigen Entwicklung der Ereignisse wirklich beizuwohnen; es mochten zwei oder zehn Personen auf der Scene sein, man empfand nur das was vorging, nicht den Ueberfluß derjenigen, die stumm und unthätig dabei waren; jeder Redende hatte das Recht, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und sie wurde ihm im vollsten Maaße zu Theil! Dies war der generelle Eindruck seiner Vorlesungen; ein Stück verschwand förmlich in der Lebendigkeit der Darstellung. Freilich gehörte dazu auch der feine und hohe Grad von Leben, den er allen Einzelnen zu ertheilen im Stande war. Späterhin hatte ich viele berühmte Meister vorlesen hören: Holtei, Eduard Devrient, Dawison, Palleske, die Jeder, besonders die ersten Beiden, für sich die Charakteristik festhielten, und auch auf Manches sehr glücklich eingeübt waren. Sie brachten ebenfalls Leben in die Sache, aber von dem, welches Tieck in die Verhältnisse einführte, ging ihnen doch fast jede Kraft verloren. Das Stück verschwand in seiner Darstellung so rasch wie eine Lebenshandlung. Er wußte in seiner meisterhaften Haltung des Ganzen jeden einzelnen Charakter so menschlich hervorzuheben, daß er immer ganz auf der Höhe stand, die er in der Wirklichkeit einnehmen mußte. Keine größere Scene, die nicht ihre vollste Wirkung gehabt hätte, es sei in der Komik, oder in der, auch in dieses Stück eingreifenden, Tragik, oder im lyrischen Hauch, der darin oft so fein aus dem Ganzen empfunden wird. — Ich will versuchen, einzelne Meisterscenen namhaft zu machen, die seine Vorlesung hatte. Gleich die zweite Scene des Stückes, wo Petruchio mit seinem Diener Grumio wegen des Anklopfens an Hortensio's Hause in Zorn geräth, war ein Meisterstück in den Vorgängen. Er hatte die Wortspiele mit Klopfen und Schlagen so geordnet im Kopfe, daß sie ihm wie von selbst von der Zunge liefen; dann die

Klangverwandtschaft der beiden Namen Grumio und Gremio, des Dieners und des Freiers; das heitere Gewand der Frauen, wie die junge Bianca, gegenüber dem bald ernsten, bald humoristischen Wesen des kühnen Zähmers der Widerspenstigen, Petrucchio; genug alle die einzelnen ausschweifenden Formen der Scene, wurden so glatt geebnet und geordnet, daß man dem Vorgang selbst in der Straße der italienischen Stadt beizuwohnen glaubte, die in ihrer Freiheit Niemanden hindert, Zuhörer solcher Gespräche zu sein. Und man wurde dies, ohne durch den breiten Behang von Aeußerlichkeiten, den man auf der Bühne mitnehmen muß, belästigt zu sein. Dabei alles Einzelne von meisterhafter Vortrefflichkeit, so schön dargestellt, als man es nur immer gewünscht haben möchte. Mit gleicher Meisterhaftigkeit las er die Scene, in welcher Petrucchio um Käthchen wirbt, und sie ihm trotz aller Worte des Hohns, die sie ausspricht, doch ihre Liebe nicht versagen kann. Zur höchsten Komik gestaltete sich der Auftritt, wo Gremio zuerst aus der Kirche kommt, und das Benehmen des Bräutigams schildert. Gleich darauf tritt er selber herein, und spielt in seiner barock schäbigen Gestalt die Scene noch weiter fort. Hier taucht der letzte Versuch Käthchens auf, noch einmal ihre dreiste Keckheit anzubringen; sie will beim Hochzeitmahle bleiben. Doch die Art wie Petrucchio ihren Versuch beantwortet, läßt sie schnell jede Hoffnung aufgeben, und wir finden sie ängstlich und beschämt, aber weiblich gefaßter. Die folgende Scene in seinem eigenen Hause, las Tieck mit einer unwiderstehlichen Kraft der Komik und zugleich der rührendsten Theilnahme, für die um jede Hoffnung betrogene Katharine. Ihre ganz unbedingte Hingebung späterhin wurde uns zur natürlichsten; der Mann wollte, sie mußte Sonne für Mond, alten Mann für junge Schönheit ansehen. So führte er uns endlich zu dem trefflichen Schluß des Werkes, und las Kath-

rina's **überaus schöne** Rede mit einer Haltung, Stimme und einem Vortrag, den wir ebenfalls mit: „überaus schön" aus vollstem Herzen von der Welt bezeichnen mußten.

Man mag denken, wie ein junger Mann in meinen Jahren, mit so lebhaftem Sinn für alles Dichterische, mit eigenem, nicht ganz ungeübtem Talent für das Vorlesen, von einem solchen Genuß entzückt war. Ich trug den ganzen Segen desselben in mir; ich war (etwas das mir nach hohem Kunstgenuß stets begegnete) gebessert von dem reinen künstlerischen Gehalt desselben. Alle Anwesende sprachen mit Tieck über das Werk, über seine unvergleichliche Kunst, die Schönheiten desselben an's Licht zu ziehen; Jeder hatte noch irgend etwas Lobendes zu meinen, zu erinnern, hervorzuheben oder zu bedenken; Tieck antwortete überall mit der feinsten Aufmerksamkeit und Höflichkeit, in der höchsten Vollendung der Sprachformen.

Ich könnte hier noch zu eigener Füllung meiner Lebensgeschichte über einige andere Stücke, die ich von ihm lesen gehört, sprechen; namentlich wäre der Kaufmann von Venedig, wobei auch das Urtheil Anderer von Einfluß wird, vielleicht zweckmäßig. Doch ich will dies vielleicht lieber in eine Beilage bringen, die um viele, viele Jahre später von mir mit lebendiger Erinnerung geschrieben ist. Hier nehme ich nur von dem Dichter und seinem schön beherrschten Kreise Abschied, mir die späteren Eingebungen und Anerbietungen, die ich von ihm erhielt, vorbehaltend.

Ich war noch für einige Vorlesungsabende im Hause Tieck's, und noch öfter zu Vormittags-Gesprächen. Hier nun erwies er mir die größten Ehren und Liebesdienste, wie ich ihn denn in beiden Beziehungen so reichausgebend gefunden, wie niemals einen andern Mann. Ich hatte ihn um ein Andenken seiner Hand gebeten, und er schrieb mir folgendes Stammbuchblatt:

Heil dem, der durch die Weisheit froh und kindlich;
Er wandelt auf den alten sel'gen Fluren,
Ist durch selbsteigne Kraft unüberwindlich.

Dresden, am 12. August 21. Erinnern Sie sich in der Ferne
Ihres Freundes
Ludwig Tieck.

Außerdem hatte er mir einige Zeilen an Jean Paul versprochen. Ich führte zwar einen Brief an ihn bei mir, von dem Kriegsrath Ahlefeld in Berlin, der mir als ein Mann von vielem Gemüth, aber geistig nicht bedeutend genug war, um mir bei dem gefeierten Dichter die richtige Stellung zu geben, obwohl er aus früheren Universitätsverhältnissen ein brüderliches zu ihm bewahrte; diesem Zeugniß daher sahe ich ein gewichtiges gern zugesellt. Tieck schrieb es in meiner Gegenwart und gab es mir offen an ihn mit. Es waren die freundlichsten Versicherungen der unbegrenzten Hochachtung darin, und unter andern die Zeilen: „Ist keine Hoffnung vorhanden, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, zur Vollendung gedeihe?“ Ich hätte wohl ein Recht gehabt, den Brief, der so lange Zeit offen in meiner Hand blieb, ganz für mich abzuschreiben. Es mag aber jener überaus große jugendliche Leichtsinn gewesen sein, der mich hinderte, Zeilen, die so flüchtig in meiner Gegenwart auf's Papier geworfen waren, abzuschreiben, und sie als Document für mich aufzubewahren. Wir hätten viel zu bekennen aus jenen Zeiten der unerfahrenen Jugend, — dies aufrichtige Wort möge denn hier seinen offenen Platz finden.

Ich schied von Tieck sehr beglückt, veredelt, erhoben; noch weiß ich die Gefühle zu würdigen, die mich damals trugen. Mit vorwitzigem Vertrauen auf Anlage und Talent war ich ausgestattet; viel weniger habe ich geleistet, als ich damals leisten zu können glaubte; doch hat die freundschaftlich dar-

gebotene Hand eines solchen Mannes mir einen Schwung der Vorsätze erweckt, für den ich ihm ewig dankbar bleiben muß. —

Dies waren die Hauptbeziehungen, die ich mit dem verehrten Dichter in Dresden hatte; wie dieselben sich später erneuerten, bleibe für einen späteren Abschnitt meiner Lebensgeschichte vorbehalten.

Mit Weber verkehrte ich noch mannichfach, da ich ihm doch eine Oper zu dichten vorschlug, und ihm für seine eigenen Studien vorläufig etwas zu Hülfe kam. Er schrieb zu der Zeit schon an der Euryanthe, hatte mir den Text derselben gezeigt, und war wegen einiger Wendungen des Gedichts in Zwiespalt mit der Dichterin Helmine von Chezy. Ich ging das Buch genau durch, und machte einige Abänderungen in dem Entwurf, die ich jedoch nur andeutete; den Tod Lysiards und Eglantinens habe ich dabei auf meinem Gewissen, denn nach dem ursprünglichen Entwurf sollten diese am Leben bleiben. Auch erinnere ich mich, daß das Adagio in der Ouverture zu einer besonderen Auseinandersetzung dienen sollte. Es war der Plan dabei angenommen, daß eine Gruppe in dem Grabgewölbe dazu sichtbar sein müsse, welche den etwas undeutlichen Zusammenhang erleuchteter machen sollte. Euryanthe wurde knieend am Grabe Emmas im Gebet dargestellt; Eglantine belauschte sie durch eine halb geöffnete Thür. Emmas Geist schwebte durch die Lüfte an der Betenden vorüber. Diese Scene wäre für das Stück sehr wirksam, erklärend gewesen; man hat auch einmal in Berlin die Vorstellung so gegeben, indessen den Gedanken wieder fallen lassen, da sich die kritischen Stimmen Mancher dagegen erhoben. So blieb denn die Sache bei dem alten Fehler; jedoch lebt sich dergleichen in die Werke hinein, und dies muß mit der Euryanthe und ihren argen Vergehungen im Text geschehen. — Andere Kleinigkeiten, die ich zur Aenderung vorge-

schlagen, einige Verkürzungen u. s. w. habe ich vergessen. Mein Plan ging damals nur darauf hinaus, für Weber einen ihm zusagenden Text zu einer neuen Oper zu dichten. Ich machte ihm zwölf Vorschläge dazu, die ich alle näher motivirte; denn damals war ich außerordentlich produktiv. Er wählte auch, und wir correspondirten von Weimar und Heidelberg aus darüber; doch befand ich mich in dem glücklichen Alter der Fülle und Verschwendung, und weiß nicht mehr genau, für welche Texte er sich entschieden hatte. Nur über einen, den Sieg des Scipio in Spanien über sich selbst, dem Allucius gegenüber, habe ich meines Erinnerns später eine weitläuftige Auseinandersetzung an ihn aus Heidelberg geschickt. — Diese schönen Hoffnungen gingen unter, denn Weber war überladen mit der Euryanthe, und späterhin drängte sich der Oberon aus England dazwischen, der ihm schon im Frühjahr 1824 den Tod bereitete. —

Außerdem aber bot mir Dresden, wie natürlich, eine Fülle des Genusses dar. Ich besuchte mehrere Männer von einiger Bedeutung, z. B. Friedrich Kind, den Dichter des Freischütz, Theodor Hell (Hofrath Winkler), Bötticher. Die schönen Spaziergänge in die nächste Umgegend entzückten mich auch. Ich war täglich im Freien, auf dem Link'schen Bade, in dem damals berühmten Landhause von Findlater (jetzt die Gärten des Prinzen Albrecht von Preußen), im Plauenschen Grunde, im großen Garten. Auch eine Spazierfahrt nach der Bastei unternahm ich mit einigen jungen Männern, Kaufleuten aus Erfurt, deren Namen ich nunmehr vergessen. Allein sie waren sehr willfährig gegen mich, und ich bedeutete ihnen viel, ja etwas Außerordentliches, durch meine unendliche Redseligkeit, Darstellungsgabe und Erfindungskraft. Es setzte sie ins höchste Erstaunen, daß ich eine Anzahl von Anekdoten und Geschichten, die sie mir erzählt hatten, mit Namen und That-

sachen, ihnen in einem zusammenhängenden Vortrage so wiedererzählte, als sei es ein eigenes Erlebniß, was ich gehabt. Namentlich war eben diese Spazierfahrt nach der Bastei reich mit solchen Scherzen gewürzt, und führte uns am späten Abend froh und munter in das kleine Rauchhaus zurück.

Dort hatte ich auch noch ein Abenteuer mit der sehr hübschen, gewandten Wirthschafterin des Hauses. Sie war ein gutes, freundliches Mädchen, dem ich manches drollige Wort gesagt, und dadurch sehr in Gunst bei ihr stand. Auch für ihr Album war ich, erinnere ich mich recht, durch einige Verse thätig gewesen; und als Erwiederung schrieb sie auf das meinige mit einer sehr hübschen Handschrift einige Zeilen von Jean Paul. Sie lauten:

„Die Hoffnung ist das Morgenroth der Freude, und die Erinnerung ihr Abendroth. Aber dieses tropfet so gern in entfärbtem grauen Thau oder Regen nieder, und dieses Roth, das jenen Tag verkündet, bricht freilich an, aber in einer anderen Erde mit einer anderen Sonne."

Zur freudigen Erinnerung
an
Therese.

Viel hatte sie über den wahren Sinn derselben wohl nicht nachgedacht, aber als sie mir das Blatt zurückgab, hatte sie doch Thränen in den Augen, und mir selbst war ein wenig bang zu Muthe. Wir scherzten indessen bald wieder, und sie mußte meinem Uebermuth, der toll genug im Hause verkehrte, schon vergeben, daß ich manchen kecken Streich auch gegen sie einwebte. Aber in stilleren Stunden, wo sie mit dem Strickstrumpf Nachmittags am Fenster saß, führte ich doch ernstere Gespräche mit ihr, bei denen sie einmal reichliche Thränen vergoß. — Außer jenem Andenken auf dem Blatt, habe ich nur noch bei einem zweiten Besuch des Hauses, den ich im

nächsten April machte, Kenntniß von ihr genommen. Aber das niedliche Bild des jungen Mädchens schwebt mir immer noch vor; und fallen ihre Augen im Alter noch auf ein Buch, sollten sie auch auf dieses treffen, und diese Stelle lesen, so wäre es ganz hübsch, wenn sie meiner dabei auch gern gedenken möchte. — Ich reiste hiernächst nach Teplitz ab.

Sechstes Kapitel.

Teplitz. — Meine Schwestern. — Professor Marmalle. Tuchs. Aussig. — Die Bergschenke. — Abfahrt nach Baireuth.

Hätte ich hier eine Sommerreise zu schildern, einen Aufenthalt im Freien zu beschreiben, ich würde keinen dankbareren Stoff finden als den, der sich vor mir ausbreitet. Allein die anmuthigen, reizenden, ernsten, ja wilden Gemälde jener Landschaften habe ich an andern Orten, bei den vielfältigen Erzählungen und Beschreibungen, die ich von dort aus gemacht, hinlänglich characterisirt. Diesmal halte ich mich an etwas Anderes. Es waren meine drei Schwestern, Julie, Amalie und Henriette, die ich in Teplitz treffen sollte, und auf deren Wiedersehn auch ich mich nach einer dreimonatlichen Trennung unendlich freute. Ihr einfacher Sinn, ihre Begeisterung für die Schönheiten der Natur, ihr wirthliches und doch so heiteres Beisammensein konnte sich nirgend besser schicken als hier. Sie wußten es längst, daß ich zu ihnen kommen wollte, und hatten mich von Tag zu Tage erwartet. Da ich nicht der beste Wirth war, hatten sie gleich von vornherein den Beschluß gefaßt, mich als ihren Gast dort aufzunehmen, und ich wurde von ihnen auf das Herzlichste empfangen und gepflegt. Sie

hatten ihre Wohnung auf dem Markt genommen, im Hause des Seifensieders Hohlfeld; ihre Wohnzimmer lagen nach vorn hinaus, doch für mich war noch ein Stübchen nach dem Hofe leer geworden, das die schöne Aussicht auf den Schloßberg hatte. Hier wohnte ich mich sogleich herrlich ein. Ein Fortepiano war das erste gewesen, was die Schwestern sich angeschafft hatten. Auch machten wir fleißigen Gebrauch davon, theils durch das Spiel vierhändiger Sachen, theils durch andere Musik, die wir zur bequemen Stunde oder bei üblem Wetter ausführten, und uns dadurch im Hause die angenehmste Unterhaltung bereiteten. Ein Mann verstärkte unsere Gemeinschaft. Es war der Professor Marmalle, den ich schon als Lehrer des Französischen auf dem Werderschen Gymnasium kennen gelernt. Er ging alle Sommer nach Teplitz. Diesmal hatte er die Bekanntschaft meiner Schwestern unterweges, in dem alten Gasthause bei Stimming, auf der Straße zwischen Berlin und Potsdam gemacht, wo sie mit ihrem Hauderer (damals die gewöhnlichste Art zu reisen) zum Frühstück anhielten. Er saß an einem abgelegenen Tisch; die Schwestern führten ein lebhaftes Gespräch, dessen Inhalt ein geistiges Interesse betraf. Darauf ging Marmalle zuhörend ein, und es fand sich, daß die Ansicht meiner jüngsten Schwester ganz seinen Beifall hatte. So hielt er es denn für angemessen, die Bekanntschaft mit ihnen einzuleiten, was ihm bei der Anmuth und Jugend Henriettens nicht schwer wurde. Sie setzten nunmehr die Reise gemeinschaftlich fort, und in Dresden, wo sie viel früher eintrafen als ich, wurde Marmalle ganz ihr Führer und Beschützer, was sie leicht annehmen konnten, vermöge seiner vorgerückten Jahre. Einen sehr galanten, französisch zu benennenden Zug, muß ich von ihm anführen. Er lud sie zu einer Parthie auf der Elbe, nach Findlaters Villa, damals das Kaffeehaus mit der schönsten Aussicht auf halb Sachsen und Böh-

men, ein. Als die Mädchen an die Gondel traten, fanden sie dieselbe ganz mit Blumen ausgeschmückt. So zierlich wußte der alte Professor diesen Genuß für die Jugend einzukleiden. Er nun war unser steter Gesellschafter auf unseren Parthieen. Wir lustwandelten entweder auf den schönen Bergen zunächst der Stadt, wo er meine Geschwindigkeit und Dreistigkeit im Hinklettern an den steilsten Abhängen nicht genug bewundern konnte; oder wir fuhren nach den reizenden Gegenden des Gebirgs mit einander. Damals dachte ich noch nicht daran, meinen Roman „1812" zu schreiben; allein die Landschaften prägten sich meinem Auge, und eben dadurch meiner Seele so ein, daß ich sie später sehr leicht als poetischen Hintergrund meiner Arbeit aufzuzeichnen vermochte. Zweier Parthieen erinnere ich mich besonders lebhaft, wo auf der einen der Professor der Tonangeber und Herr war, auf der anderen ich selbst die kleinen Begegnisse leitete. Die erste geschah nach Duchs, dem Waldsteinschen alten Schloß und Park, mit den reichen Sammlungen daselbst. Mit wahrer Freude zeigte uns der Professor dort selbst dasjenige, was er für bemerkenswerth hielt, als die verschiedenen Reliquien von Wallenstein, das Gemälde mit den vierundzwanzig kampffertigen Söhnen, und Anderes mehr. Es stimmte so recht zu seiner Behaglichkeit, sich in diesen durch Schönheit der Anordnung und inneren Werth bedeutenden Sammlungen zu Haus zu fühlen, und uns zugleich das Ergötzen an dem herrlichen Park mit seiner uralten Fichten-Allee, die bis zum höchsten Gebirg scheinbar hinaufgeführt ist, empfinden zu lassen. — Die zweite Parthie nach dem wunderschönen an der Elbe gelegenen Städtchen Aussig, machte er nicht mit uns, da sie mit ihren anziehenden Streifereien nach dem Schreckenstein, seinen Körperkräften zu anstrengend war. Ihn ersetzte ein anderer Gast, ein junges Mädchen aus unserm Hause, Marie Hohlfeldt,

zwölf Jahr alt, und überaus lebhaft und munter im Gespräch, das sich durch die Pflichten der Aufwartung, die sie übte, meinen Schwestern ganz angeschlossen hatte. So fuhren wir denn in der lieblichsten Morgenfrühe nach dem Städtchen hin, das mit seinem Marienbilde, seinem Marienberge, dem Pavillon auf dem Ferdinandsberge und dem verstürzten Schloß, auf der eine Stunde entfernten Elbhöhe, wohl noch immer von den Reisenden besucht ist, obgleich es seit dem durch die Eisenbahn, und jetzt vollends durch den Zweig derselben nach Teplitz eine völlig veränderte Gestalt angenommen hat. Mir schwebt es noch gegenwärtig vor der Seele wie damals, als ich es zum ersten male betrat, und die Kunst- und Naturschätze desselben mir ganz neu waren. — Doch überraschte es mich nicht durch die Art und Weise seiner Lage; meine Schwester Amalie erklärte indessen, sie sei hier zum ersten male von dem Gefühl, im Gebirg zu sein, so recht ergriffen; in Teplitz habe sie dies noch nicht gehabt. Diese Thalschlucht der Elbe jedoch, der romantische Schreckenstein mit seinen wilden Ueberhängen und schroffen Mauern, verwirkliche ihr ganz jene Empfindung, die sie nach Kupferstichen von dem Charakter der Berghänge vermuthet habe. Jeder von uns empfand die Schönheit anders, je nach seiner Individualität; aber Allen war das Ganze so wohlthuend, der Spaziergang auf den Marienberg, der entgegengesetzte nach dem Schreckenstein, in dem die eigenthümliche Lage der Ruine so ihre ganz besondere Wirkung hatte, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß sie später ganz von selbst in meinen Werken eine Stellung gewonnen haben. Ich führe hier nur an, daß auch in einer jugendlichen, mährchenhaften Erzählung die Landschaft so mächtig in mir gewirkt hat, daß ich ihr das darin vorkommende Lied, welches durch Schubert's Composition weit berühmt geworden ist, angeschmiegt habe.

Reißender Strom,
Brausender Wald,
Starrender Fels
Mein Aufenthalt u. s. w.

Von anderen lieblichen, heiteren Erinnerungen, will ich nur die an das kleine Mädchen anführen, das mit ihrem muthwilligen Geschwätz beständig unsere Lachlust reizte. Ich habe sie nach einigen Jahren auf der Durchreise nach Wien noch einmal wiedergesehen, als sie etwa sechszehn Jahre alt war; sie war in dem schönsten Mädchenalter, allein den Reiz der kindlichen Lieblichkeit hatte sie verloren. Ihr ist es nicht glücklich gegangen, wie mir ihr Vater, der Seifensieder Hohlfeld, bei einem späteren Aufenthalt in Teplitz anvertraute. Beiläufig sei hier bemerkt, daß ich zu dieser Zeit erstaunt war, den einfachen Bürgersmann mit allen meinen Schriften bekannter zu finden, als irgend einen meiner Freunde in der Heimath. —

Eine andere liebe Erinnerung an Teplitz ist mir die Bergschenke geblieben. Es ist ein sehr nahe liegender Spaziergang, nach einer eine halbe Stunde weit gelegenen Anhöhe, wo man eine vortreffliche Aussicht über das ganze Thal, in welchem dieser Ort sich ausdehnt, genießt. Diese habe ich in der Novelle „die Badereise“ geschildert, und zugleich dabei ein Bildniß meiner drei Schwestern entworfen, das ich noch heut gern als das ihrige jener Zeit anerkenne. — Die Frist, die ich mir für Teplitz gesetzt hatte, war nur zu bald abgelaufen. Es drängte mich vorwärts zur weiteren Reise, von der die nächsten Blätter handeln mögen. —

Mich wiederum einem Hauderer anvertrauend, schlug ich meinen Weg jetzt, nach einem herzlichen Lebewohl von den geliebten Schwestern, dahin ein, wohin mein innerster Sinn mich zog. Es war zu Jean Paul nach Baireuth, und zu Göthe

nach Weimar. Der Weg, im August des Jahres, war höchst anmuthig. Er ging von Teplitz aus zunächst nach Saatz, einer jener anmuthigen Gebirgsstädte, am südwestlichen Abhang des Erzgebirges. War es nur die gehobene Stimmung, die mich so glücklich machte, oder thaten die reizende Landschaft und das wundervolle Wetter auch das ihrige? Ich weiß es nicht mehr; ich habe diese Straße niemals wieder betreten, und die Erinnerung hat auch einzelne Bilder verwischt. Ich weiß nur, daß ich ganz beglückt war, und die Reise, mit dem zehnfachen Vergnügen einer heutigen auf der Eisenbahnstrecke, zurücklegte. In Saatz nahmen wir ein Frühstück ein. Je mehr die Sonne stieg, desto mühseliger wurde der Weg; mein Reisegefährte — zum Glück war er der einzige — hatte große Kisten mit Glaswaaren bei sich, und die Straße wurde so schwierig, daß wir sie nur mit Mühe fortschafften. Der Regen hatte nämlich die Gebirgswege so übel ausgewaschen, daß der Wagen beständig schwankte, wir aussteigen mußten, und endlich in der Dunkelheit ein Dorf erreichten, wo wir übernachteten. Ein böhmisches Dorf ist kein sehr empfehlenswerthes Nachtquartier. Auch dieses war es nicht, indessen der gute Humor eines zweiundzwanzigjährigen Reisenden vertrug schon etwas. Wir mußten, alle Gäste zusammen, auf einem Strohlager in der Wirthsstube, in der Mitte derselben, unsere Ruheplätze nehmen. Alles lag im tiefsten Schlafe; nur ich, der ich mich etwas abseit von der Menge gehalten hatte, stand zuweilen auf, und beobachtete den Stand des Mondes, und wünschte sehnlichst den Morgen herbei. Von Frost geschüttelt kam ich dann wieder herein, erfreute mich der warmen Stube, und wählte eine Lage in der Nachbarschaft eines jungen Mädchens, die mit einer Ladung Aepfeln auf der Wanderschaft war, sich bereits aufgerichtet hatte, und zutraulich auf mein Gespräch einging. Als ich nach einiger Zeit wieder

aufstand, und hinaus ging, war sie fest eingeschlafen; dagegen bot mir ihre Begleiterin, die nun erwacht war, die Möglichkeit eines nächtlichen Gesprächs. Ich erinnere mich nur, daß mir ihr Dialekt, den sie sich so rein bewahrt hatte, angenehm auffiel. — Inzwischen kam der Morgen heran, und blickte mit seinem trüben Dämmerlicht durch die Fenster. Kutscher und Glashändler wurden wach, weckten die Wirthsleute, und trieben vorwärts zur Abreise. Wir frühstückten einen recht guten Kaffee zusammen, sagten dann den Gefährten der wunderlichen Nacht herzlich Lebewohl, und reiseten vergnügt von dannen. Um Mittag kamen wir nach Carlsbad, das ich mit seinen gemüthlichen Einrichtungen, freundlichen Spaziergängen und Anlagen gern begrüßte. Ich ging in Eile den Ort hinab, um alle meine Lieblingsplätze innerhalb desselben aufzusuchen, und meinen Koffer von hier aus nach Weimar zu senden, wohin ich meinen Weg zu Fuß machen wollte. Doch nahm ich noch für den nächsten Tag eine Fahrt nach Franzensbrunn vor, auf der ich mit einem ältlichen Manne zusammentraf, der auch das Schlafzimmer im Gasthause mit mir theilte. Andern Morgens früh machte ich mich auf die Fußwanderschaft nach Wunsiedel, dem Geburtsorte Jean Pauls, wovon ich aber damals nichts wußte. Merkwürdig war mir der Ort jedoch als der Geburtsort des Studenten Sand, der bei seiner schweren Verirrung doch die Theilnahme der ganzen deutschen, edleren Jugend erregt hatte.

Ich kam nun zum erstenmale auf einen Punkt, wo ich Erinnerungen aus meiner Lebensgeschichte sehr in anderer Form niedergeschrieben habe, immer jedoch mit dem Gedanken, sie dereinst mit der Gesammtheit derselben verknüpft, herauszugeben. Man gestatte mir daher hier die Schilderung meiner persönlichen Bekanntschaft mit Jean Paul, Friedrich Richter, die ich im Morgenblatt vor länger als zwanzig

Jahren herausgegeben, und die später in einem Abdruck meiner Schriften herausgekommen ist, in mein Leben aufzunehmen.

Siebentes Kapitel.

Jean Paul.

Am 23. August (1821) traf ich von Franzensbrunn zu Fuß in Wunsiedel am Fichtelgebirge ein, einem Städtchen, dessen Name damals einen bedeutungsvollern Klang (für deutsche männliche Jugend besonders) hatte, als jetzt, wo viele Leser vielleicht gar keine besondern Gedanken damit verknüpfen. Allein Wunsiedel war der Geburts- und Wohnort Sand's, dessen That in jener Zeit noch mit den lebendigsten Farben vor der Seele stand und, wie man auch die unglückliche Verirrung ursprünglich edler Gesinnungen als solche erkennen mußte, doch eine tiefe Theilnahme für den Jüngling erregt hatte, der einer erhabenen Sache durch Mittel zu dienen glaubte, die entschieden verworfen werden mußten. Die Aeltern des jungen Mannes bewohnten den Ort noch; in meiner Empfindung war die Trauer dieser, besonders der gebeugten Mutter, auf die sich durch de Wette's berühmten Brief die Theilnahme noch näher gerichtet hatte, ein Ereigniß, das dem Orte eine düstere Weihe gab. Deshalb ist der Abend, den ich dort verlebte, einer derjenigen, die mir, obgleich nichts Einzelnes von irgend einer Bedeutung sich daran knüpfte, unvergeßlich in der Seele stehen. Noch heute sehe ich das Wirthshaus, die Gaststube zur rechten des Thorwegs, den Markt vor demselben, die Wirthsleute in bestimmten Umrissen vor mir. Der Abend war still und grau; ein beim Gehen wund gewordener Fuß hielt mich ab, in der Nähe des Städtchens gelegene

einladende Punkte zu besuchen. Wehmüthige Empfindungen, die die tagesgeschichtliche, traurige Merkwürdigkeit des Orts, zum Theil auch der Ernst der großen Stunde erzeugten, die mich morgen in die Nähe des von allen Lebenden am höchsten von mir verehrten Mannes führen sollte, erfüllten mich. Ich ließ den ganzen Nachmittag das Stillleben des Städtchens an mir vorüberziehen. — Eine Seiltänzergruppe war angelangt und wohnte in demselben Wirthshause; gegen Abend spannte sie das Seil über die Gasse aus, um vor dem versammelten Volk ihre Kunstfertigkeit zu zeigen und den Dank in kleinen Gaben drunten einzusammeln. Dies und der Umstand, daß ein junges Mädchen, ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, das ich im Wirthshaus in weiblicher Kleidung gesehen, dort in Knabentracht Antheil an den gefährlichen Uebungen nahm, mußte mich lebhaft an die Blätter im „Wilhelm Meister" erinnern, die Aehnliches schildern und uns Mignon zuerst vorführen. — Die romantischen Empfindungen und Vermuthungen, welche ich hegte, waren gewiß nicht am Ort, brachten jedoch dem braunäugigen Mädchen mit aufgeflochtenen Zöpfen, welche das Geld einsammelte, eine reichere Gabe auf ihren zinnernen Teller.

Ich hatte mich als Fußwanderer sorgfältig über den Weg nach Baireuth, den ich andern Morgens antreten wollte, erkundigt. Es gab deren zwei; der, welcher der großen Straße folgte, war weiter, aber nicht zu fehlen; der andere, mehre Stunden näher, führte quer durch das Fichtelgebirge, war aber, da er aus lauter Waldstegen und Fußpfaden bestand, ohne einen genau unterrichteten Führer nicht zu treffen. Sehr erfreulich war mir daher die Nachricht, daß mit dem Frühesten ein Bote nach Baireuth abgehen werde, dem ich mich anschließen könne und der auch Gepäck trage. Spät noch wurde ich benachrichtigt, daß der Bote, um die Hitze zu vermeiden, schon

in der Nacht aufbrechen wollte; ich legte mich daher sofort nieder, da ich nur noch einige Stunden zum Schlaf vor mir hatte.

Um ein Uhr schon wurde ich aus lebhaften und verworrenen Träumen geweckt. Um zwei Uhr hatten wir bereits Wunsiedel im Rücken. Wir bildeten eine kleine Karavane; denn dem Boten half noch seine Frau tragen, und mehrere andere Leute aus dem Städtchen hatten sich ihm angeschlossen. Unter ihnen war eine jüngere Frau, die ihr zweijähriges Töchterchen, ein liebreizendes Lockenköpfchen, in ein Tuch gebunden auf dem Nacken, und dabei doch noch eine beträchtliche Last trug. Das Wesen aller dieser Leute, ihre wohllautende Mundart, das unverhohlene Darlegen dessen, was sie erfüllte, sagte mir im Innersten zu. Stets habe ich mit einer Art von Beschämung den Gegensatz empfunden, in den so von der Welt und ihren Gaben verwöhnte, überschüttete Großstädter, wie ich einer war, die mit gesättigter Begierde immer mehr und mehr verlangen, zu diesen beschränkten Kreisen des Daseins treten. Der großstädtische Hochmuth wurde mir da zur wahren Demuth, und mit Rührung sah ich, wie Das, was uns so wenig, so nichts ist, dort so viel sein kann, mit herzlichstem Dank als eine hohe Gabe der Vorsehung empfangen wird. Zumal bewegte es mich, mit welcher entgegenkommenden Unterordnung sich diese einfachen Leute dem für sie so vornehmen Genossen anschlossen, und ihm alles Liebreiche und Freundliche anthun mochten, in dem demüthigen Glauben, ihm gebühre es überall, das Beste zu empfangen, den Vorzug zu genießen.

Die Nacht war mild, die Sterne blinkten freundlich, die abnehmende Mondessichel war dem Versinken nahe, leuchtete aber doch noch genug, um den Pfad halb zu erkennen. Bei einer Wendung des Wegs hatten wir plötzlich einen überraschend schönen Anblick vor uns. Eine prächtige Feuergarbe

weißglühender Funken, die sich oberhalb in röthliche Lohe und dicke schwarze Rauchwolken verlor, sprühte aus dem Schlott eines Eisenhammers, und diente uns eine Zeit lang zum Zielpunkt auf dem über Wiesen hinlaufenden Fußsteig. Als wir das Werk mit seinen brausenden Triebrädern und pochenden Hämmern hinter uns hatten, und sein Geräusch sich in die Ferne verlor, nahm uns dichtes Gebüsch auf, und der Weg zog sich steil bergan. Hier verlies uns das Licht des Mondes, Finsterniß des Waldes umhüllte uns, der Pfad klimmte über Felsstufen und schlüpfriges Moos. Noch jetzt ergreift mich die Natur des Gebirgs mit eigenthümlichen Schauern; damals, wo sie mir neuer, der Jugendreiz unendlich lebhafter war, brachte sie mein ganzes Innere in Aufregung. Ein seliges, geheimnißvolles Entzücken durchströmte mich beim Anblick eines finster aufsteigenden Bergrückens, beim Brausen schäumender Waldbäche. In der dürren Ebene aufgewachsen, hatte diese Gestalt der Natur etwas so Fremdartiges, Wunderbares für mich, daß sie stets den Eindruck eines außerordentlichen Ereignisses machte, der sich auch heute nur gemindert, nicht verloren hat. — Der vor mir liegende Brief ist mit der warmen Schilderung dieser Nachtwanderung erfüllt.

Das Kind, welches die Mutter trug, erwachte; es fing an munter zu plaudern und die Mutter koste mit ihm. Diese Stimmen waren die einzigen, welche sich in dem einsamen Walde vernehmen ließen, da das beschwerliche Steigen den Uebrigen zu viel Anstrengung kostete, um ihnen Lust zum müßigen Gespräch zu lassen. Die muntern lieblichen Laute des Kindes, die kosenden Worte der Mutter, in der wohltönenden Mundart des Landes gesprochen, hatten etwas so heimlich Süßes in der düstern Stille dieser wilden Natur, und als Gegensatz zu dem schweren, tiefen Athemholen der andern, schweigend aufwärts klimmenden Gestalten, daß ich

den Klang und seinen Eindruck nie in meinem Leben vergessen werde. Ich schloß mich der in ihrem Liebling seligen Mutter dicht an und schäkerte mit dem blondlockigen Köpfchen. Viel hätte ich in dem Augenblick für irgend ein Zuckergebäck oder sonst eine süße Waare gegeben; aber auf dem wilden Fichtelgebirg wollte sich der Art nichts finden, und was ich der Mutter Erleichterndes zu thun mich erbot, ihr ein Bündel den steilen Berg hinaufzutragen, lehnte sie beharrlich mit den Worten ab: „Ei, das würde sich schicken! — wir sind das gewohnt!“

Jetzt hatten wir die Höhe des Berges erreicht und der Blick genoß eines erweiterten Horizonts. Im Osten glomm über den Thalnebel der Purpur des Morgens, von langen, schwarzen Wolkenstreifen durchzogen; sonst deckte noch nächtliches Grauen den Himmel und die Landschaft, und nur die Waldkuppen der hohen Berge ragten finster aus diesem grauen See empor. Wie lebendig wurden jetzt die vielen Schilderungen in mir, die sich als getreue Spiegelbilder der Natur, nur durch das reinere Licht der Kunst verklärt, gerade von diesen Landschaften in Jean Paul's Werken finden. Der heimatliche Fichtelberg, mit seinen schwarzen Waldhöhen, den Blicken weit über die Thalschluchten und Wiesengründe hinweg, ist ja so oft der Boden, auf dem sich die idealen, oder lebendig charakteristischen Gestalten des Dichters bewegen, auch wenn er ihn nicht bestimmt bezeichnet. In diesen Landschaften war er geboren, hier hatten ihn die Träume der Jugend beseligt, hier entfaltete sich später der, seiner hohen Macht bewußte, Geist und sog an der Brust dieser kräftigen Natur seine Stärke.

Ich entsinne mich von diesem ersten Theil des Weges hauptsächlich nur des eben geschilderten Eindrucks auf dem Gipfel des Berges mit Klarheit, wo wir die Uebersicht der Landschaft hatten, bevor der Morgen ihr Farben gab. Da

ich nicht dichten, sondern so treu als möglich berichten will, so ergänze ich auch nichts aus der Phantasie. — Späterhin ist mir noch ein saftiggrüner, von Hütten belebter, mit vielen Umzäunungen für das Vieh durchschnittener Wald und Wiesengrund erinnerlich, wo uns Heerden begegneten oder zerstreut an den Bergen hingen.

Der Weg war lang und beschwerlich; mein wunder Fuß fing wieder an zu schmerzen und das fortdauernde starke Auftreten beim Bergabsteigen auf hartem Felsboden, theilte der ganzen Fußsohle ein heftiges Brennen, und einen dumpfen, wie von einer Quetschung herrührenden, Schmerz mit. Der Tag war sehr heiß geworden, die Sonne brannte scharf herab, die Mittagszeit nahte sich. Wir traten aus dem Walde des letzten hohen Gebirgsrückens hervor; da lag, noch zwei Stunden entfernt, Baireuth in weiter Thalausbreitung, in dem dämmernden Dunst des heißen Vormittags, halb verschleiert vor uns. Das Herz schlug mir hoch auf bei dem Anblick der ersehnten Stadt, ich erinnerte mich lebhaft an die Schilderung des Gefühls der Kreuzfahrer, als sie Jerusalem zuerst von der Anhöhe erblickten. Baireuth war mein Jerusalem; es hatte in jenen Jahren für die heiße Brust des Jünglings eine Bedeutung, erregte seine Seele in einer Weise, die jener religiösen Begeisterung nahe verwandt sein mochte.

Tiefer am Abhang lag ein Dorf; in dem ländlichen Garten des Wirthshauses rasteten wir noch einmal und frühstückten unter einer von überhangenden Baumzweigen gebildeten Laube. Ein Theil unserer Wanderer, auch die junge Mutter mit ihrem Kinde, hatten sich schon auf dem Wege von uns getrennt, sich andern Zielen zuwendend. Mit dem Boten und seiner Frau durchmaß ich die letzte, den ermüdeten, schmerzenden, angeschwollenen Füßen in der brennenden Mittagssonne aufs äußerste beschwerliche Strecke. Diese verlängerte sich noch

dadurch, daß wir durch eine Vorstadt Baireuths, Brandenburg genannt, mußten (eigentlich wol ein abgesonderter, ganz nahe gelegener Ort, der erst später mit der Stadt verbunden wurde), und der Weg sich durch diese, bis zur eigentlichen Stadt, in weitläufigen Windungen hindurchzieht, so daß man das dicht vor Augen liegende Ziel wol schon eine Stunde lang erreicht zu haben glaubt, bevor man es wirklich erreicht hat. Doch sind mir, obgleich ich der Beschwerde und Ungeduld fast erlag, noch viele Eindrücke dieser Wanderung so lebendig wie von gestern her. Drei schwer belastete Frachtwagen begegneten uns vor der Stadt, ein munterer Spitz sprang auf der Wölbung der Packereien des letzten umher und kläffte uns ereifernd an. Hinten, auf dem Langbaum, saß im Schatten der Ladung ein Kärrner im blauen Kittel, und strickte einen eben so blauen Strumpf. — Vor einem der Gärten an der Chaussee stand ein beleibter, wohlhabend aussehender Mann, in grauer Nankingjacke, Weste und Hemd weit gelüftet, der sich den Schweiß von dem rothen runden Angesicht trocknete. Der Führer grüßte ihn als einen bekannten, vermuthlich reichen Mann mit Ehrfurcht. „Guten Tag — es macht warm heute“, war die Antwort; „ich will ein wenig aufs Feld!“ — Ich könnte die gutmüthigen, von Gesundheit strotzenden Gesichtszüge, die ganz behagliche Gestalt, die ihr Eigenthum so recht eigentlich im Schweiße ihres Angesichts verwaltete und der Wohlhabenheit so mit Mühe genoß, noch Zug für Zug malen. So unauslöschlich prägen sich bisweilen ganz zufällige Momente und Begebnisse ins Gedächtniß. Schwören möchte ich darauf, ich würde den Mann, den ich vor so langen Jahren nur fünf Secunden gesehen, noch heute wieder erkennen.

Endlich standen wir vor dem Gasthof zum „Goldenen Anker“, wo ich einkehrte. Ein kühles Zimmer, frisches Wasser, Umkleiden mußten den müden Wanderer zuerst erquicken. Doch

er war auch hungrig und so konnte ihm nichts willkommener sein, als daß er fast auf die Minute zur Mittagstafel eintraf, nach elfstündiger, beinahe ununterbrochener, oft durch steile Wege höchst mühseliger Wanderung. — Nach Tische fühlte ich die größte Abspannung des Körpers; selbst die Spannung des Geistes, in der ich mich befand, hielt ihr nicht die Wage. So ungern sich daher meine Ungeduld bekämpfen ließ, so sah ich doch ein, daß ich mir den ersten, wichtigen, erhebenden Augenblick der Zusammenkunft gänzlich verkümmern würde, wenn ich nicht wenigstens einigermaßen frische Kräfte dazu mitbrächte. Ich beschloß also, erst zu ruhen, und drei Stunden lang hielt ein bleierner Schlaf die ermüdeten Glieder gefesselt.

Um fünf Uhr verließ ich mit pochendem Herzen das Gasthaus. — Nicht ohne einige Beklemmung hatte ich den Kellner nach der Wohnung des Legationsraths Richter — ein Titel und Name, der mir ewig fremd geblieben ist, wenn ich an Jean Paul dachte — gefragt und geläufigen Bescheid erhalten. Jetzt stand ich vor dem bezeichneten Hause, ich betrachtete es lange, von wechselnden Empfindungen durchwallt. Endlich trat ich ein, stieg die zwei Treppen hinauf und zog die Klingel; in diesem Augenblick überfiel mich ein plötzlicher Schreck, daß Jean Paul vielleicht seine Reise (deren er in dem oben mitgetheilten Briefe erwähnt) bereits angetreten haben möchte. Doch die Besorgniß dauerte nur wenige Stunden, denn schon hatte ein junges, freundliches Mädchen, etwa achtzehn Jahre alt, mir die Thür geöffnet; auf meine Frage nach dem Legationsrath Richter antwortete sie durch eine nach meinem Namen, und rief, als ich diesen genannt hatte, so freundlich als unbefangen: „O, das wird den Vater sehr freuen; wir haben Sie schon lange erwartet; ich werde ihn sogleich rufen.“ Mit diesen Worten verließ sie eilig das Zimmer, in das ich getreten war. Mir aber war überglücklich zu Muthe; denn nicht nur

daß die Besorgniß, der theure verehrte Mann möchte nicht daheim sein, geschwunden war, so hatte dieser Empfang auch die ganze Last der Beklemmung von meiner Brust gewälzt, und ich empfand mich als Einen, der eine schwierige, entscheidende Aufgabe seines Lebens plötzlich glücklich gelöst sieht. Die älteste Tochter Jean Paul's lebt, so viel ich weiß, jetzt in glücklichen Verhältnissen als Gattin; ich bin ihr das Geständniß schuldig, daß ich ihr den Dank für diese erste freundliche Begegnung, für diese jugendlich anmuthigen, wohlwollenden Worte, unvergeßlich in meinem Herzen bewahrt habe, und ihn ihr heute, nach siebzehn wechselvollen Jahren meines Lebens noch mit ganzer Wärme abstatte. (Jetzt fast vierzig Jahre!)

Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück, mit der frohen Botschaft, der Vater werde sogleich kommen. Sie nöthigte mich darauf, ihr in ein anderes Zimmer — das Familienwohnzimmer — zu folgen, wo sich eine junge Freundin von ihr befand. Die Damen setzten sich zu weiblichen Arbeiten nieder, und ich, im Verkehr dieser Art als Großstädter nicht befangen, war bald mit ihnen im Gespräch, nur daß ich etwas zerstreut blieb, weil mein Herz und meine Blicke sich unverwandt nach der Thür richteten, durch die ich Jean Paul eintreten zu sehen hoffte. Er blieb endlich der Tochter selbst zu lange, und trotz meines Abwehrens ging sie noch einmal zu ihm hinüber. Jetzt folgte er ihr auf dem Fuße. Ein Mann trat ein, schlicht bürgerlichen Ansehens, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die Stirn hoch, das Haar frei aufwärts gekehrt, nicht wild, aber auch nicht geordnet, die Nase gekrümmt, der Mund wohlwollend, im Auge Leben, der Ausdruck ernst und freundlich zugleich, doch keiner dieser Züge so hervorstechend, um etwa daraus einen unmittelbaren Schluß auf die Natur des Geistes zu machen, der in diesem Haupt wohnte; sondern dieser warf erst im Gespräche seine bedeutungsvollern

Lichter auf die Züge des Bildnisses. Im Eintreten sprach Jean Paul: „Nun, das freut mich, daß ich Sie endlich selbst sehe; seien Sie uns herzlich willkommen!“ Dabei reichte er mir die Hand und verstärkte dadurch den Ausdruck wahrer Freundlichkeit und herzlichen Wohlwollens, der in den Worten lag. Meine ersten Erwiderungen waren etwas befangen; es ist nicht möglich, einem solchen Manne gegenüber die schwächlichen Formen conventioneller Höflichkeit frei anzuwenden, und es ist andererseits bei dem Abstande, in dem man sich fühlt, ebenso wenig schicklich, sie ganz außer Acht zu lassen. Ob ich den richtigen Mittelweg, den mich Verehrung und Liebe gehen ließen, getroffen habe, will ich dahingestellt sein lassen. Doch Jean Paul gab mir auf dem schwer zu wandelnden Pfade schnell eine treuherzig leitende Hand, und nach wenigen Minuten empfand ich nur das Glück seiner Gegenwart, mich selbst im freiesten Behagen des Genusses. Ich übergab ihm noch zwei Briefe, den einen von einem Jugendgenossen, dem Kriegsrath Ahlefeldt in Berlin (seitdem auch längst verstorben), den andern von Tieck. Der erste weckte nur eine flüchtige, aber doch freundliche Erinnerung an einen Mann, mit dem ihn mehr die zufälligen Lebenswege als innere Beziehungen zusammengeführt hatten; den zweiten, von Tieck, ergriff er mit Freude. Er sagte, indem er ihn öffnete: „Es ist mir lieb, daß Sie mir Briefe bringen, denn Sie erfreuen mich immer; doch Sie hätten der Empfehlung nicht mehr bedurft.“

Das erste Gespräch knüpfte sich mehr an äußere Gegenstände, es vertiefte sich in Nichts, was einen nähern Bezug zu Kunst oder Wissenschaft gehabt hätte. Jean Paul gewährte mir, und mein Dankgefühl dafür wird mich bis an das Ende meines Lebens begleiten, mehr einen ersten Empfang des Herzens als des Geistes — Er fragte, nachdem er die Briefe flüchtig angesehen, nach meiner Reise. Da er hörte, ich sei

diesen Morgen zu Fuß über das Gebirge von Wunsiedel gekommen, wallte er freudig auf, drang mit wohlwollendem Eifer in mich, mich zu setzen, bot mir Wein, Bier, Kaffee nach Wahl zur Erquickung an und äußerte seine aufrichtige Freude daß seine Lieblingsart zu reisen, nämlich zu Fuß, auch die meinige sei, Etwas, wozu er mir als einem Großstädter weder Kraft noch Neigung zugetraut hätte. Es wurde uns jetzt ein Krug seines Lieblingsgetränkes, jenes berühmten Baireuther Biers gebracht, während die Damen, glaube ich, Kaffee tranken, und wir setzten uns zu wahrhaft herzlichem und vertraulichem Gespräch nieder. Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühend machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so mild! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und näherer Hinneigung zum Guten, Schönen, Edeln, Bessern in Leben und Kunst!

Wohl eine Stunde mußte ich mit dem tiefverehrten Manne aufs vertraulichste, anspruchsloseste sprechen. Ich redete mehr als er, denn er fragte viel; in seiner Einsamkeit zu Baireuth waren ihm die Bewegungen in Wissenschaft und Politik, die ich in den Kreisen, in welchen ich mich bisher bewegt hatte, lebendiger und unmittelbarer anzuschauen Gelegenheit fand, von großem Interesse. Er wollte darüber unterrichtet sein; ich gab, was ich vermochte. Er fragte mich zunächst nach Tieck, dessen Brief er wiederholentlich las. Eine Stelle in demselben: „Ist keine Hoffnung, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, vollendet werde?" gab ihm Stoff, sich über diesen Gegenstand, der mir von höchstem Interesse war, zu erklären. Er sagte: der Plan sei fertig, aber er habe so viel Entwürfe im Kopfe, daß er noch nicht wissen könne, wann er an die Vollendung gehen werde. Auch „die unsichtbare Loge" wolle er vollenden, zuvor jedoch „den Kometen" (der

erst vor einigen Monaten erschienen war), und überdies arbeitet er an seinem Leben. Die Herausgabe einiger ältern Schriften in neuer Auflage habe ihn auch einige Zeit lang beschäftigt. „Die grönländischen Processe", erzählte er, „erscheinen aufgelegt und umgearbeitet; ich habe Vieles geändert, hauptsächlich weggestrichen, aber ich habe den Jüngling stehen lassen; denn nur als das Werk des achtzehnjährigen Jünglings hat es einen Werth und eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Die Jugend mußte also darin bleiben, mit allen ihren Fehlern."

Nach diesen Aeußerungen über eigene Werke, die durch Tieck's Brief angeregt worden, fragte er mich viel nach diesem, nach seiner Lebensweise, was er jetzt schreibe, zunächst beabsichtige, ob sein Werk über Shakspeare nicht bald erscheinen werde, über welches Alles ich ihm, soweit ich vermochte, Auskunft gab. — „Ein solcher Mann, wie Tieck", schloß er, „fehlt mir hier; er gerade wäre Der, mit welchem ich über so Vieles sprechen könnte, was ich jetzt allein verarbeiten muß. Das ist der Fehler eines so kleinen Ortes wie Baireuth, doch hat er auf der andern Seite wieder große Vorzüge. Aber Tieck sollte hier wohnen!"

Er fragte ferner nach Schleiermacher, Hegel, ihrem persönlichen Verhältniß zueinander, und erwähnte dabei gelegentlich Manches über sein früheres zu Fichte, was ich indeß, theils, weil mir das Genauere entfallen ist, theils, weil es zu abgerissen war, und hauptsächlich, weil es im engsten Vertrauen geäußert wurde, nicht näher berühren will. — Alle berühmten Männer der Universität mischten sich in unser Gespräch, doch weniger in wissenschaftlicher Beziehung, als wie man nach alten Freunden fragt, über die ein Augenzeuge das Neueste berichten soll.

Zwischen diesen Gesprächen richtete Jean Paul oft freundlich scherzende Worte an die jungen Mädchen, und verflocht

sie auf die zwangloseste und angemessenste Weise in unsere Unterhaltung. Ich habe die Einzelheiten bis auf eine, die in ihrer Form auch echt Jean Paulisch ist, vergessen. Er fragte die junge Freundin seiner Tochter, da gerade von der Lust der Mädchen am Spiegel die Rede war: „Sehen Sie nicht gern in den Spiegel?“ — „Nicht allzu gern, und nicht ohne Noth.“ — „Aber doch wenn Sie gerade vorübergehen, haschen Sie gern einen flüchtigen Blick?““ — „O nein.“ — „Auch nicht wenn Sie schwarzen Kaffee trinken? Spiegeln Sie sich da nicht ein wenig in der Tasse?“ — Die Antwort war eine lächelnde: „Das ist mir noch nicht eingefallen.“ — Ich weiß nicht, ob es Andern ebenso geht, allein ich fand in dieser seltsamen Wahl eines Spiegels einen bezeichnenden Zug von der Neigung unseres Dichters, besonders physikalische Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge als Hebel der Charakteristik oder der Wendung der Ereignisse zu benutzen.

Die Stunde, welche mir Jean Paul schenkte, war schnell verflossen. Er verließ plötzlich das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen; ich glaubte anfangs, es sei nur augenblicklich und er werde bald wieder eintreten; doch da eine Viertelstunde und länger vergangen war und er sich mir noch nicht wieder zeigte, sah ich wohl, daß es seine Art sei, sich ohne Abschied wieder an seine Arbeit zu begeben und seiner Tochter den Ueberrest der geselligen Pflichten zu überlassen.

Ich mochte die jungen Mädchen durch mein Bleiben, ohne daß ich eigentlich recht bei ihnen war, wohl in einige Verlegenheit setzen; doch ich war noch zu neu im Hause, um geradehin zu fragen, ob der Vater zurückkommen werde, und da das Gehen im Verneinungsfalle auch nach gewöhnlichen geselligen Convenienzen ziemlich unartig gegen die Damen gewesen sein würde, so zog sich wohl noch eine Stunde in diesem etwas peinlichen Zustande hin. Indessen gab die Musik

uns ein Aushülfsmittel; in der Hoffnung, daß diese vielleicht Jean Paul, der eine große Neigung zu derselben hatte, wieder ins Zimmer locken möchte, gab ich der Aufforderung gern Gehör, mein wenig bedeutendes, damals aber doch noch einigermaßen im Gang befindliches Geschick als Klavierspieler zu zeigen. Ich phantasirte, oder besser, präludirte etwas und spielte dann, ich weiß nicht mehr was, aber wahrscheinlich irgend etwas von Beethoven, Ludwig Berger, Dusseck, Maria Weber, oder was mir sonst eben geläufig sein mochte. Ich versuchte auch, die Tochter Jean Paul's zum Gesang zu überreden, doch sie besiegte ihre Befangenheit nicht und es blieb bei der Unterhaltung über einige Compositionen, die sie liebte. Ich übernahm es, sie mit einigen Liedern von Berger nnd Bernhard Klein bekannt zu machen, und versprach, da sie ihr gefielen, ihr dieselben aufzuschreiben. Damit hatte ich zugleich einen Anknüpfungspunkt für meinen zweiten Besuch gewonnen, denn unmöglich konnte ich mich mit diesem ersten genügen lassen. Jean Paul hatte mir zwar gesagt, er denke, da ich acht Tage in Baireuth bleiben wolle, mich noch öfter zu sehen und ausführlicher mit mir zu sprechen; allein er hatte an diese allgemeine Einladung nichts näher bestimmendes geknüpft, weder in Beziehung auf den Tag noch auf die Tageszeit, wo ich ihn etwa besuchen dürfte. So wurde mir denn der kleine musikalische Dienst eine willkommene Hülfe, den nächsten Besuch einzuleiten, und bei dieser Aussicht gewann ich es leichter über mich, dem Hause, welches ein Kleinod von so unendlichem Werth für mich in sich schloß, endlich das erste Lebewohl zu sagen. Ich schied mit der eintretenden Dämmerung. Jean Paul's Gattin hatte ich an diesem Tage nicht gesehen; sie war nicht zu Hause gewesen.

Einen Tag glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich wieder an die Pforte Jean Paul's klopfte. Ich be-

nutzte denselben zu einem Ausflug nach Fantaisie, das in dem romantischen Zauberlichte vor meiner Seele stand, in welchem es uns in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken" erscheint, geheiligt durch die, wenn auch nur dichterisch geträumte Heimatlichkeit Leibgeber's, Siebenkäs' und Nataliens daselbst. Hier blieb nun freilich die Wirklichkeit weit hinter dem schönen Bilde der Phantasie von Fantaisie zurück. Ich sah nur einen verwilderten Garten, ein halb verödetes Schloß und die Ueberreste einiger, vormaligen Glanz und Reichthum bekundenden Anlagen im altfranzösischen Geschmack, z. B. die ausgetrockneten steinernen Bassins der Springbrunnen, jetzt mit wildem Gestrüpp halb überwachsen, und Aehnliches mehr. Doch mochte die Melancholie eines trüben, grauen Augusttages und meine mismuthig niedergeschlagene Stimmung, daß ich Jean Paul so nah und doch so getrennt von ihm war, Vieles dazuthun, den Eindruck des berühmten Parks an mir abgleiten zu lassen. Einige Theile desselben sind jedoch schon durch ihre Lage, indem sich der Garten zwischen Thal und Höhen hinzieht, schön zu nennen; doch mit dem besten Willen war weder die Wunderwelt der geschilderten Fantaisie, noch die dichterisch auf den Grundlagen dieser wirklichen geschaffene eines Lilar, auf irgend eine Weise hier zu erkennen. Die Armuth des Wirklichen wurde jedoch zu einem Prüfstein der reichen Schöpfungskraft unseres gefeierten Dichters. — Merkwürdig war mir eine uralte Linde, die ich auf dem Rückwege rechts an der Chaussee wahrnahm. Der Stamm derselben hatte den stärksten Umfang, den ich je gesehen, und zeugte von einem kaum zu ermessenden Alter des Baumes. Obwohl im Absterben, denn er war halb gehöhlt, entwickelte er doch noch eine Pracht der Krone, der üppigen, weithingestreckten Zweige, daß ich mich nicht entsinne, später jemals einen Baum dieser Gattung gesehen zu haben, der den Vergleich mit diesem ausgehalten hätte, dessen Stamm

dicht über der Wurzel wohl dreißig Fuß im Umfange haben mochte.

26.8. Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, ging ich, meine möglichst sauber aufgeschriebenen Lieder in der Hand, Nachmittags wieder zu Jean Paul. Es war auch diesmal seine Tochter, welche mich empfing; sie sagte mir in den ersten Worten unsers Gesprächs aus einer Art von verlegener Uebereilung, daß sie den Abend nicht zu Haus zubringen würden. Es würde zwar das höchste Ziel meiner Wünsche erfüllt haben, wenn ich in dem sonst so einsamen, fremden Ort, wo ich mich keiner Seele anders anschließen konnte, einen Abend in dem Familienkreise des Verehrten zugebracht hätte; allein ich hatte meine Hoffnungen nicht so weit ausgedehnt, sondern sah ein reiches Maaß der Erfüllung schon darin, wenn ich wieder eine kostbare Stunde, gleich der neulichen, gewönne. Deshalb war diese Andeutung nicht zurückschreckend oder niederschlagend für mich; doch mit der beklemmenden Besorgniß, eine verneinende Antwort zu erhalten, fragte ich, ob es erlaubt sein werde, den Vater um einige Augenblicke zu bringen. Ich bat dringend, falls mein Besuch unerwünscht komme, mich zu anderer Zeit wieder zu bescheiden; doch die Tochter (der ich ja wohl das richtige Urtheil zutrauen durfte, wie weit sie bei dem Vater gehen könne) war freundlich bereit, ihm mein Kommen anzusagen, und wenige Minuten darauf trat er ins Zimmer.

Sein Empfang war wieder sehr wohlwollend, aber diesmal nicht so unverkennbar freudig und herzlich. Er schien mir etwas aufgeregt vom Arbeiten, was sich auch auf seine Art zu sprechen übertrug. Dies wurde vortheilhaft für mich, denn er wandte sich heut mit mehr Antheil und Stetigkeit solchen Gesprächen zu, welche die innersten Beziehungen meines Lebens berührten. Er sprach von vielen literarischen Verhältnissen, von Büchern, Zeiten und Menschen, und gab diesmal fast nur,

statt, wie neulich, fast nur zu **verlangen**. Das erste Mal hatte ich zu ihm gesprochen, jetzt sprach er zu mir, und ich horchte mit gespannter Theilnahme. Den Inhalt dieses und der weitern Gespräche mit dem außerordentlichen Manne legte ich gleich damals in dem schon erwähnten Briefe nieder, der zu meinem innersten Bedauern verloren gegangen ist. Das mir vorliegende, gleichzeitige Schreiben gibt nur einige allgemeine Andeutungen, die ich aus dem Gedächtniß mit dem Bestreben möglichster Treue zu ergänzen suchen werde. Doch an dem manchen Andern, was die Jahre aus meiner Erinnerung verwischt haben, obgleich ich die Eindrücke damals mit einer Lebhaftigkeit aufnahm, die sie mir als unvergänglich erscheinen ließ, erkenne ich, daß ich einen unsichern Weg gehe, nur Unzulängliches liefern kann, und also mehr die Gunst des Lesers für mein aufrichtiges Wollen erbitten muß, als auf seinen Dank für ein wirkliches Geben Anspruch machen darf. — Einige Entschädigung dafür findet sich jedoch in der Erwägung, daß die erste Wärme der Aufregung, auch nur ein mangelhaftes Bild der Wirklichkeit herstellt, welches andere Fehler zu haben pflegt, als das später nach festgehaltenen Grundzügen entworfene, indem bei jenem häufig zu zahlreiche Einzelnheiten die klare Auszeichnung der Hauptumrisse verwirren.

Jean Paul erwiderte auf meine in hergebrachter Weise geäußerte Befürchtung, ob ich ihn störe, mit den Worten: „Nicht mehr als jemals; ich arbeite immer, wenn ich zu Hause bin, also stört man mich stets oder nie. Ich freue mich aber sehr, daß Sie gekommen sind, denn wir haben noch Vieles zusammen zu sprechen; es thut mir nur leid, daß ich gerade jetzt, da ich bald abreisen will, so von Geschäften gedrängt bin. Doch müssen wir noch einmal recht ausführlich mit einander reden, von Ihren Gedichten und von vielem Andern."

Ich bat ihn, mir die Stunde eines solchen Gesprächs selbst

zu bestimmen, damit ich nicht zur ungelegensten komme; meine Zeit in Baireuth gehöre ihm allein, und es sei mir daher jede Bestimmung gleich willkommen. Er versprach, mich mit Nächstem wissen zu lassen, wann er hinreichende Muße dazu habe. „Ich muß Ihre Gedichte erst wieder durchsehen, und habe sie schon dazu herausgelegt", knüpfte er den Faden des Gesprächs bei einem speciellen Gegenstande an. „Es ist zu lange her, daß ich sie gelesen habe, und daher sind meine Erinnerungen nur unbestimmt. Doch hat mir die Andromache sehr zugesagt."

Das Gedicht ist eines meiner frühesten; es ist nur der Widerklang einer fremden Poesie, wovon meine jugendliche Seele ganz erfüllt war. Es hat, da zu jener Zeit meine Beharrlichkeit in der Bearbeitung des Verses, nach meinen Grundsätzen über Rhythmus und Prosodie, wirklich sehr groß war, in dieser Beziehung wohl einige Verdienste. Im Uebrigen ist noch kein eigener Schöpfungskeim darin lebendig, sondern das Ganze gewissermaßen ein Porträt nach der Antike zu nennen, wobei mir Schiller's formelle Auffassung, seine Eurhythmie, der ideale Aether, in dem seine dichterischen Anschauungen überhaupt leben, besonders als nachahmungswürdiges Vorbild erschienen sind. Der schöne, reine Sinn, mit welchem der Jüngling die göttlichen Gestalten der Antike verehrt, bevor die völlige Entwickelung eigener Lebenskräfte ihn dem lebendig Sinnlichen näher geführt, wobei größere Wärme durch ein Herabsteigen von reinern Höhen erkauft wird, dieser Sinn möchte das werthvollste Element jenes Gedichts bilden. Jean Paul's tiefer Blick hatte dies erkannt und hielt sich, ohne näher auf den Bau der Dichtung einzugehen, vorzüglich an diese Grundstimmung, der sie entsprungen war. Er lobte mich wegen meiner Liebe für die Antike und ermahnte mich, an dem fleißigen Studium und Lesen der Alten festzuhalten, weil sie stets der leitende Compaß bleiben, um sich in dem Gedränge mannichfaltiger, verworrener

Gestaltungen der neueren Poesie nicht zu verlieren oder auf Abwege bringen zu lassen. „Das ist das Verdienst der Schlegel“, warf er hin, „daß sie bei ihren romantischen Flügen sich stets von dem festen Boden der Antike erheben. Hätten sie die Alten nicht so gut gekannt, sie würden sich noch viel weiter verirrt haben.“

Dieses „viel weiter“ brach eine neue Bahn für das Gespräch. Es wandte sich auf die Leistungen der sogenannten romantischen Schule, auf Tieck und die Schlegel überhaupt. — Ich habe es sowohl durch meine Handlungen im Leben (wie ich durch andere Mittheilungen wohl darthun kann), als durch häufig in meinen Werken ausgesprochene Gesinnungen und Urtheile hinlänglich bewiesen, daß ich den hier genannten Männern tiefe Verehrung widme, welche Jeder ihnen schuldet, der sich bewußt ist, durch welche Hände die uns überkommenen Schätze des geläuterten Urtheils, der geadelten literarischen Bildung, zuerst gegraben wurden, wessen Gäste wir eigentlich an einem reich besetzten Tische sind, wo mancher sich in dem Wahn verliert, Früchte eines selbst angebauten Feldes zu genießen, nur weil er von Jugend auf darin spazieren ging und seiner Erzeugnisse theilhaftig wurde. Wenn ich also Urtheile eines andern, der höchsten Ehrfurcht würdigen Mannes niederlege, die sich Manchem, was Jene unternommen, scharf gegenüberstellen, so wird Niemand den Sinn einer solchen Mittheilung verkennen.

Ich hatte, mich selbst tadelnd, geäußert, meine Lectüre sei noch zu lückenhaft, und ich hätte nicht einmal sämmtliche kritischen Werke der Schlegel gelesen, die mir durch Das, was ich von ihnen genauer kenne, doch so belehrend gewesen seien; einen gewissen Sinn jenes Wortes „viel weiter“ müsse ich indessen wohl zugeben, da Manches in den productiven Leistungen dieser Männer auch mir nicht ganz zusage. — Jean

Paul erwiderte, nicht ohne einigermaßen gereizt zu sein: „Sie brauchen auch die kritischen Werke der Schlegel nicht zu studiren, Sie würden auf weitere Irrwege geführt werden.“ Er ereiferte sich hierauf lebhaft gegen die beiden berühmten Brüder, besonders aber gegen Friedrich Schlegel, dessen damalige Stellung zur katholischen Kirche er auf das entschiedenste angriff. Sein Unwille war übrigens mehr ein sittlicher als ein ästhetischer. Ihm, der das Princip der erhabensten Sittenlehre überall in Kunst und Leben zur lebendigen Gültigkeit gefördert, es zum Mittelpunkt seines Daseins gemacht hatte, dem unter allen Menschen das wärmste, reinste, größte Herz in der Brust schlug, war es wohl gestattet — aber auch vielleicht ihm allein —, seinen Angriff von diesem Punkt aus zu unternehmen. Er beschloß seine lebhafte Rede mit den Worten: „Meine Unsterblichkeit, von der man mir oft spricht, ist eine ganz andere, als die Leute meinen. Die der Schlegel aber ist eine viel sterblichere, sie ist schon gestorben; höchstens das Bissige an ihnen, die Zähne werden sich erhalten, wie nach den Physiologen die Zähne derjenige Ueberrest des Menschen sind, der am längsten der Zeit widersteht.“ Wer mag die ächt Jean Paul'sche Schlußwendung verkennen? Wer aber auch die Würde seines Urtheils, wenn er bedenkt, in welchem Licht dieser Sanct-Paulus voll Feuereifer für sittliche Reinheit und Größe die widerwärtigen literarischen Parteikämpfe, und vollends die öffentlich gewordenen Personalverhältnisse anstößiger Art betrachten mußte, deren Bild sich unwillkürlich zwischen die Namen dieser und mehrer andern Schriftsteller drängte, die zu ihrem nächsten Kreise gehörten? Dies waren aber damals nicht allein Erinnerungen an ältere Begebenheiten aus der Jugend jener berühmten Männer, welche verblaßt und fast erloschen unter der glänzenden Hülle einiger Jahrzehnde voll Verdienst und Ruhm lagen, sondern es fanden sich frische Eindrücke mancher-

lei Art geweckt, die ich näher zu bezeichnen mich hier nicht berufen fühle. Im Gegensatz zu der Art, wie Jean Paul seine Lebensstellung, sein Ziel, seinen Beruf auffaßte, mußte der Abstand um so größer erscheinen, und so mag es leicht entschuldigt werden, daß sich sein sittliches Urtheil nicht immer ganz rein von dem künstlerischen schied, zumal da das Kunstwerk selbst ja niemals die ethischen und ästhetischen Zeugungskräfte absolut trennen kann, sondern ewig die Thatsache einer Legirung der einen durch die andern nachweisen wird.

Die Voß'sche Uebersetzung des Shakespeare war damals noch eine Neuigkeit, die man viel besprach. Jean Paul fragte mich, was Tieck davon halte. Dieser hatte sie höchlichst getadelt; Jean Paul war nicht mit dieser Meinung einverstanden, sagte aber das geistreiche und merkwürdige Wort: „Das glaube ich wohl, Tieck muß sie tadeln, aber die Ursache dazu ist er selber, weil er Besseres leisten könnte. Für ihn ist die Uebersetzung auch nicht gut, die uns gefallen darf."

Ueberhaupt, nachdem sich sein angeregter Eifer gegen Tadelnswerthes ausgelassen hatte, kehrte er aus natürlichem Wohlwollen und reiner Unparteilichkeit von selbst zu verdienstlicheren Seiten zurück und verweilte mit sichtlicher Liebe dabei. Er kam beharrlich auf den schon oben angeführten Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie Tieck in seiner Nähe leben möchte, und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen, von ihm empfangen würde, ohne dabei seinem eigenen Standpunkte etwas zu vergeben.

Ueber Voß's Uebersetzung und Uebersetzungen (der Singularis bezeichnet die des Shakespeare durch den Sohn, der Pluralis die des Homer, Virgil, Horaz u. s. w. durch den Vater) äußerte er sich noch mehrfältig und zeigte eine große Vorliebe für dieselben, die in vieler Hinsicht gewiß begründet ist, wenngleich das nahe Freundschaftsverhältniß zu beiden verdienten

Männern, das sich wenige Wochen darauf noch enger schließen sollte, da Jean Paul in Heidelberg bei ihnen wohnte, nicht ohne Einfluß sein mochte. Besonders machte er es für Johann Heinrich Voß als ein bleibendes Verdienst geltend, daß er die antike Welt heimisch in der deutschen Literatur gemacht habe; was davon in Schiller's und Goethe's Werke übergegangen sei, komme zum Theil gleichfalls auf Rechnung der durch Voß gegebenen Anregungen. Er nannte ihn den Reiniger der deutschen Literatur durch die alte. — Abermals wandte sich Jean Paul zu Tieck's Verdiensten um das Verständniß des Shakespeare und seine Verbreitung. Dabei brach er auf's neue in die Klage aus, daß dessen so oft angekündigtes Werk über den großen britischen Dichter nicht endlich zu Tage komme; er erwartete sehr viel davon. „Wenn ich," sagte er komisch zürnend, „den Meßkatalog in die Hand bekomme, ärgert mich Tieck jedesmal; denn eines der ersten Bücher, wonach ich suche, ist seines über Shakespeare, und jedesmal finde ich es, statt vorn unter den erschienenen Werken, hinten unter denen, die noch erscheinen sollen." — Ich entgegnete ihm darauf, daß Tieck einen ähnlichen Zorn gegen ihn über seine unvollendeten Bücher, die „Unsichtbare Loge" und „Flegeljahre" hege, zu dem wenigstens ebenso viel Ursache vorhanden sei; Jean Paul erwiderte darauf ungefähr Dasselbe, was er mir am ersten Tage über diese Bücher gesagt hatte, so daß sich in diesem Punkte unser erstes Gespräch nur ausführlicher wiederholte.

Nach einer längeren Pause in seiner literarischen Thätigkeit war Tieck damals wieder als Novellendichter aufgetreten. „Die Gemälde" hatten als die erste Dichtung in dieser Gattung jene glänzende Reihe begonnen, die nach und nach zu einem so reichen Schatz der deutschen Literatur angewachsen ist. Jean Paul sprach mit großer Freude davon, daß sich hier Tieck ein neues Feld eröffne, auf dem er Sieger und Vorbild sein

werde. Er begrüßte sein klares, einer geläuterten Kunst entsprossenes Erzeugniß, welches die brennenden Farben, schroffen Contraste und ätzenden Stoffe entschieden verschmähte, mit welchen damals Hoffmann die Nerven des ästhetischen Geschmacks bis zur Abstumpfung und völligen Tödtung überreizt hatte, als einen wahren Genius des Heils für diese Gattung, der sie vor dem Sturz in einen Abgrund, dem sie entschieden zudrängte, zu retten bestimmt sei. Ueber Hoffmann selbst und einige andere beliebte Schriftsteller des Tages äußerte sich Jean Paul in einer späteren Unterredung mit mir, die ich im Verfolg schildern werde, ausführlicher. Ich muß aber in Beziehung auf das eben Gesagte hier bemerken, daß ich zwar Dessen gewiß bin, was Jean Paul über Tieck's Gemälde gesagt hat, die Zeit, in der er es sagte, aber nicht mehr ganz sicher bestimmen kann. Mein Brief verläßt mich an dieser Stelle, und einer andern Erinnerung nach, die mir vorschwebt, hätte ich dies Gespräch zwei Jahre später mit ihm geführt, als ich ihn bei der Rückkehr von einer Schweizerreise auf einige flüchtige Stunden besuchte. Sehr möglich ist es, daß wir zu beiden Zeiten denselben Gegenstand besprachen und daher sich die Fäden der Erinnerung kreuzen.

Die Stunde war rasch vorübergegangen. Jean Paul selbst gab, plötzlich aufstehend, das Zeichen zum Aufbruch. Da fragte seine Tochter mich noch mit anmuthiger Freundlichkeit, ob mir der Criminalrath Hitzig und dessen Tochter Eugenie in Berlin bekannt seien. Ich hatte es kaum bejaht, als Jean Paul mit wahrer Herzensfreude ausrief: „Da hast du einen gescheiten Einfall gehabt, Emma; nach diesen Freunden hätten wir uns schon längst erkundigen sollen!“ Und nun strömte sein Mund über von freundschaftlichen Aeußerungen über den trefflichen Mann und seine anmuthige Tochter, die vor kurzem, glaube ich, einen Besuch in Baireuth gemacht hatten. Bei

der Hochachtung und Liebe, die ich diesem verdienstvollen Freunde der Literatur selbst widme, erquickten mich diese Aeußerungen der Freundschaft und innigsten Theilnahme doppelt. Ich gab Auskunft, so gut ich vermochte, und durch diesen, dem Freundesherzen Jean Paul's so eingehenden Gegenstand verlängerte sich unser Gespräch, das schon abgebrochen war, noch um ein Ansehnliches. Im Eifer, den Freund in Berlin durch einen Berliner lebendig und warm begrüßen zu lassen, vergaß man es, daß ich selbst meinen Weg nicht zur Heimath zurückwenden wollte, sondern noch Jahre lang davon entfernt zu bleiben gedachte. — Endlich schied ich, im Geist erhoben, und noch mehr im Herzen erquickt, baldigen Stunden der Wiederkehr mit Sehnsucht entgegensehend.

Den Tag nach meinem zweiten Besuche bei Jean Paul brachte ich ganz einsam in Baireuth zu. Ich benutzte ihn zu einem Spaziergang nach der Eremitage, einem Park, dem gleiche Reize dichterischer Weihe durch Jean Paul verliehen sind, wie dem von Fantaisie. Meine Seele war indessen so überwiegend mit dem Dichter selbst beschäftigt, daß der Gegenstand, dem er seine hohe Gabe verklärender Darstellung öfters gewidmet, mir wenig Erinnerungen zurückgelassen hat. Ich vermag jetzt nach siebzehn Jahren kaum noch eine dunkle Vorstellung von dem Park in mir zu erwecken. Ein ungleich lebhafteres Interesse erregte mir dagegen sogleich das Häuschen der Frau Rollwenzel, das mir durch den folgenden Tag vollends unvergeßlich werden sollte. Es ist ein unscheinbares Wirthshaus an der Straße von Baireuth nach Eremitage. Ich besuchte es, weil ich es als einen der Punkte kannte, wo Jean Paul öfters arbeitete, und weil mein Verwandter, Freund und literarischer Genosse W. Häring (Wilibald Alexis), wel-

cher zwei Jahre zuvor, auf einer Universitätsreise, da Jean Paul gerade nicht in Baireuth anwesend war, dieses Haus als einen der heiligen Orte daselbst besuchte, uns in einem ausführlich schildernden Briefe die originelle Gestalt der Frau Rollwenzel auf's lebendigste vor Augen geführt und ihre Erzählungen von Jean Paul, seinen Gewohnheiten, seinem Hunde, mit emsiger Treue wieder berichtet und dadurch den Antheil für sie in hohem Maaße geweckt hatte. Jean Paul hatte von diesem Besuche durch die Frau Rollwenzel gehört, und sprach mir davon, weil er in Folge meines später an ihn gerichteten Briefes glaubte, ich selbst sei dort eingesprochen und habe so dringliche und sorgfältige Erkundigungen über ihn eingezogen. Der Ernst, ich möchte sagen die Huldigung, mit der mich Jean Paul's Nähe, das unmittelbare persönliche Verkehren mit diesem erhabenen Geist erfüllte, machte mich, was ich sonst nicht bin, blöde. Es kam mir vor, als habe ich kein Recht, heimliche Erkundigungen über Den einzuziehen, dem ich schon selbst entgegengetreten war. Daher brachte ich die mancherlei Fragen, die ich an die Frau Rollwenzel richten wollte, nicht über die Zunge und begnügte mich, ihr ganz einfach häusliches Verkehren zu beobachten, während ich meinen Schoppen Wein trank. Gewiß bleibt es eine äußerst merkwürdige Erscheinung, daß diese einfache Frau, deren Bildungs- und Lebenskreise mit den Geschäften einer Gastwirthin an der Landstraße völlig abgeschlossen waren, von einer so unbegrenzten Liebe und Verehrung zu einem Manne durchdrungen werden konnte, dessen geistige Bedeutung sie unmöglich zu fassen vermochte. Es kann nichts anderes gewesen sein als die Macht des sittlichen Uebergewichts, welche sie in liebender Unterwürfigkeit an ihn bannte. Er war ihr, ist der Vergleich nicht zu kühn, wie Christus dem Volk; die Strahlen seines hohen Geistes berührten, wie von einem andern Gestirn her, ihr dunkles Innere, sie wurde

von etwas Göttlichem erfüllt, ohne dessen Natur zu fassen. In der Ahnung seiner hehren Bedeutung, im Glauben, nicht im Erkennen und Begreifen, lag das Geheimniß ihrer verehrenden Liebe. — Ich erhielt später, außer Dem, was Jean Paul selbst später darüber äußerte, rührende Beweise davon.

Mittags kehrte ich nach Baireuth zurück. An der Wirthstafel sprachen einige Herren viel von Wunsiedel und seiner reizenden Lage. Man fragte mich, wie es mir dort gefallen habe. Ich erwiderte in einem Ton, der nicht viel Gewicht darauf legte: „es sei recht hübsch"; späterhin sollte ich erfahren, daß dieses arglose Wort mir übel gedeutet wurde. — Der Nachmittag war regnicht; ich machte einige Kreuz- und Querwege um die Stadt, ohne rechte Lust daran zu haben. Mein Sinn war auf das Verkehren mit Jean Paul gerichtet, und ich fühlte mich, wie neulich in Fantaisie, unmuthig und niedergeschlagen, daß ich, so in seiner Nähe, doch so in der Ferne bleiben mußte.

Im jugendlichen Alter gleicht die Verehrung eines hohen Geistes der Liebe; sie ist von derselben Unruhe, dem peinigenden Wechsel von Lust und Schmerz begleitet, ja es gesellt sich auch eine Art von Eifersucht dazu. Man geht an dem Hause des großen Mannes vorüber wie vor dem der Geliebten, in der Hoffnung, ihn am Fenster zu erblicken, oder ihm gar vielleicht in der Nähe seiner Wohnung zu begegnen. Ich durchstrich die Gassen Baireuths wohl zehnmal nach verschiedenen Richtungen, und immer wieder wählte ich den Weg so, um an Jean Paul's Hause vorbeizukommen. Doch sah ich ihn nicht an diesem Tage und ging endlich unmuthig nach Hause, ohne Kraft zum Arbeiten, Briefschreiben oder sonst Etwas, das meine Stimmung geändert hätte. So verfiel ich, wie oft der Mensch in solchen halben Zuständen, auf das Müßigste und Verkehrteste, nämlich ich las einen der abgeschmacktesten

Romane aus der Ritterperiode des Cramer und Spieß, den ich in der Wirthsstube gefunden, von vorn bis hinten durch, und freute mich nur, daß ich mit den Seiten auch die Minuten hinter mich bekam. Hier sah ich aber, wie man dem nächsten Zeitvertreib verfallen kann, denn das schale Interesse der Neugier hielt mich zuletzt fest; ich las noch Abends nach Tisch im Bett und hörte nicht eher auf, als bis ich auf der letzten Seite des saft- und geschmacklosen Products war. Natürlich konnte mich eine solche Tödtung der Zeit nur mit Verdruß und Widerwillen an mir selbst erfüllen, ohne daß ich den Muth aufgebracht hätte, mich herauszureißen. Wer hätte nicht solche Zustände an sich erlebt?

Wenig verdient hatte ich es wahrlich und fühlte mich auch im Innern beschämt darüber, am andern Morgen durch die größte Freude überrascht zu werden. Träg von der halbdurchwachten Nacht, lag ich noch im Bett, als es um sieben Uhr an meine Thür pochte und der Kellner mir ein Billet brachte. Die Worte: „Ein Brief vom Herrn Legationsrath Richter" hatten eine elektrische Wirkung auf Körper und Geist, ich sprang rasch auf und öffnete mit freudiger Hast das Briefchen (ich besitze es noch), welches so lautet:

Baireuth, den 28. August 1821.

„Da ich noch so viel mit Ihnen zu sprechen wünsche und doch übermorgen meine lange Reise antrete, so würden Sie mir nach der langen Ihrigen, einen Gefallen mit einer halbstündigen erweisen, wenn Sie diesen Abend gegen drei oder vier Uhr bei der Frau Rollwenzel (ein auf der Wegmitte nach Eremitage gelegenes Gasthäuschen, wo ich diesen Vormittag schreibe) einsprechen wollten. Wir hätten dann dort und unterwegs Zeit und Raum zu jedem Wort.

J. P. Friedrich Richter."

Ich war umgeschaffen durch diese Zeilen; das größte Glück lag vor mir wie ein heitrer Himmel, ein sonniger Tag. Auch dieser gesellte sich dazu, und der schönste Augustmorgen sollte das Seinige zu meiner überglücklichen Stimmung beitragen. Daß ich jetzt vor Unruhe nicht schreiben oder arbeiten mochte, vergab ich mir leicht. Ich kleidete mich rasch an, um ins Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegerische Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Ich lehnte mich ins Fenster und sah der marschirenden stattlichen Compagnie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu sein pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntre Schaar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!" Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Ueberrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuscripte bewahrte. Sein treuer gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich noch später zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „Guten Morgen" tönte mir freudiger bewegend ins Ohr als der frische Kriegsmarsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei, drei Mal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun, heute Nachmittag sehen wir uns!" und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militairischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

Endlich hatten wir abgegessen und ich machte mich auf die Wanderung. Im Billet stand drei oder vier Uhr; ich wählte, um nicht durch den frühesten Termin zu dringend, durch den spätesten säumig zu erscheinen, die Mitte, und stand mit dem Schlag halb vier Uhr in der Thür des Gasthäuschens

der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrath Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrath erwartet?“ erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät,“ setzte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man Jemandem ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrath hat schon zwei Mal nach Ihnen gefragt.“ Dieser Tadel beunruhigte mich nicht, denn ich hielt mich, militairisch gewöhnt, an meine Ordre; im Gegentheil erfreute er mich, weil so viel richtiges Verständniß der Frau darin lag, die es als eine große Verletzung der Ehrerbietung gegen einen solchen Mann wie Jean Paul betrachtete, daß man ihn habe warten lassen. Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuscript einer von mir gedichteten Oper, „Dido“, in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jetzt im Hinausgehen es aufmerksam ganz durchgelesen, und finde nun, daß es Ihr bestes ist.“

Das Herz pochte mir freudig bei diesem Eingang. In der That bin ich noch jetzt, nachdem ich eine große Anzahl von Bänden dem Druck übergeben habe (damals noch kein Blatt), die sich zum Theil die Gunst der Leser und öffentlichen Urtheile erworben, nicht unzufrieden mit dieser Dichtung, die, so wenig wie die an außerordentlichen Schönheiten reiche Composition Bernhard Klein's, kein Glück im Publikum machte. Durch Adel der Sprache, musikalische Behandlung des Stoffs, einfache Gruppirung der Scenen, folgerechte Entwickelung der Ereignisse glaube ich darin geleistet zu haben, was man von der antiken Oper fordern darf; nur daß diese ganze Gattung schon damals dem Publikum völlig entfremdet war, und es jetzt noch viel mehr ist, wo sogar Gluck mit den groß-

artigen dramatischen Stoffen, denen er seine hohe Muse geweiht, die Zahl Derer, die ihn verehren, täglich abnehmen sieht, weil Die, welche ihn verstehen, immer seltener werden. Als ich die Oper „Dido" für Bernhard Klein schrieb, hatte ich eine ideale Welt vor mir, ohne die reale zu kennen; und hätte ich sie gekannt, so würde ich ihr mit jugendlicher Heftigkeit Trotz geboten haben, statt mich ihren Forderungen zu bequemen. Sonst hätte ich (wie ich es jetzt wohl zu verstehen mich rühmen darf, das Urtheil der Menge einigermaßen richtig voraus zu erwägen) ebenso sicher gewußt, daß sie sich an solchem Werk nicht erheben oder erwärmen würde, wie ich über den Werth, den dasselbe in dem einsichtigen Urtheil haben dürfte, nicht in Zweifel war und noch heute nicht bin. — Doch zwischen der Anerkennung Derer, mit denen wir uns geistig gleichstellen oder gar über sie setzen zu dürfen glauben, und der eines Mannes, der uns als Vorbild des höchsten Erreichbaren in der Dichtkunst gilt, ist ein Unterschied. Auf jene machen wir Ansprüche, diese betrachten wir als einen Sonnenstrahl höherer Gunst, als eine Würdigung und Erhebung, die uns nur Verpflichtungen auflegt, mit verdoppelten Kräften zu verdienen, was man uns als ein überreiches Geschenk spendet. So wirkte die Anerkennung Jean Paul's auf mich.

Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelnheiten des Versbaues mit mir durch und besprach sowohl den Gedanken desselben, die größern Verhältnisse der dramatischen Anordnung, der Charaktere, als die Mängel und Vorzüge der Sprache. Da es fast keinem der Leser bekannt sein möchte, kann ich auf das Nähere hier nicht mit der Hoffnung eingehen, auch nur einen Theil des Interesses zu erwecken, das sich für mich daran knüpfte. — Mit so ehrfurchtsvoller Gesinnung ich Lobsprüche wie Zurechtweisungen hinnahm, so konnte doch in einigen Punkten selbst die Autorität eines solchen

Urtheils mich nicht aus meinem dichterischen Recht vertreiben. Ich war besonders in einem Hauptpunkt, den Schluß des Gedichts betreffend, durchaus entgegengesetzter Meinung mit Jean Paul, und vertheidigte mich, wenngleich bescheiden, in der Form des Zweifels, doch lebhaft. Vielleicht waren wir Beide im Recht. Das Verhältniß war folgendes: In der Verzweiflung über die Treulosigkeit des Aeneas bricht Dido in Verwünschungen der Menschen und Götter aus und tritt in offene Empörung zu den Lenkern des Geschicks. So stürzt sie sich in die Flammen des Scheiterhaufens und stirbt mit dem Liebesausruf „Aeneas!“ Jean Paul fand diesen Schluß zu schneidend; er wollte die Auflösung der Dissonanz, einen versöhnenden Ausgang. Ich wandte ihm ein, daß die mythische That, deren Abänderung nicht in meiner Macht stehe, diesem Ansinnen insofern widerspreche, als die Versöhnung nicht durch eine Handlung möglich sei. In der Gesinnung aber bewerkstellige sie sich durch die Rückkehr zu der Liebe, indem Dido mit keinem Fluch, sondern mit dem Namen des Geliebten auf der Lippe vom Leben scheide. Doch Jean Panl wollte mir das nicht gelten lassen und wurde sogar etwas eifrig über meinen Widerspruch, so daß ich, wiewohl unüberzeugt, schwieg, und noch jetzt unüberzeugt bin. Ja, mir wäre der Einwand noch heute unbegreiflich, wenn ich nicht später auf die Lösung des scheinbar so harten Widerspruchs gekommen wäre. Jean Paul hatte nämlich ganz übersehen, daß das Gedicht für die Musik bestimmt sei, mithin noch einer zweiten Kunst bedürfe, um zur Wahrheit der Erscheinung zu kommen. Ueberraschend und schmeichelnd zugleich war mir, nachdem wir so lange darüber gesprochen, diese Entdeckung. Er hatte es für ein selbstständiges Drama, der antiken Form mit Chören nachgebildet, gehalten. Ein größeres Lob konnte er mir nicht ertheilen als dieses unwillkürliche. Wir waren, da dies zur Sprache kam,

ganz von dem Punkt, über den er mich nicht überzeugen konnte, abgekommen. Daher fiel mir erst hinterher ein, was muthmaßlich unsere Meinungen vereinigt hätte, daß Jean Paul bei seiner Voraussetzung dem Wort der Liebe: „Aeneas", welchem Klein durch die ganze Wendung der Musik die vollste, eindringendste Kraft weicher Hingebung und Versöhnung gegeben hatte, gar nicht jenen vorwaltenden Gedanken leihen konnte. Er ergänzte die Lücke nicht, welche der zweiten Kunst zur Ausfüllung gelassen war, deren Wirkung ich aber meinestheils gar nicht mehr von meinem Gedicht trennen konnte.

Genug, bis auf diesen Punkt fiel sein Urtheil über alle Hoffnung günstig aus; er fand sich — wie hätte ich mir jemals eine solche Wirkung auf einen so viel höher organisirten Geist zugetraut! — von Manchem sogar dichterisch gerührt und erschüttert, nannte es schön und gab mir das Manuscript mit den Worten: „Sub Apollinis auspiciis!", die er auf den Titel geschrieben, zurück. Von nun an war es mir eine Reliquie. Doch wie man Das, was uns das Liebste ist, opfern soll, so that ich es auch später mit dieser Abschrift meines Gedichts. In einem Gespräch mit Tieck über das Wesen der antiken Oper äußerte dieser, er würde sich wohl sogleich zu einer romantischen Oper mit einem Componisten wie Maria Weber vereinigen können, allein für eine antike würde er gar nicht wissen, wie er das Werk angreifen sollte, so fremd sei ihm der Gedanke. Ich dagegen erklärte mich vertrauter mit dieser Gattung, und da er, gewiß nur aus Höflichkeit, den Wunsch äußerte, eine meiner Arbeiten in der Art kennen zu lernen, brachte ich ihm das von Jean Paul bezeichnete Manuscript der „Dido", mit der Bitte, es als Geschenk anzunehmen, in dem jugendlichen Glauben, es könne für ihn einen ähnlichen Werth haben wie für mich. — Ich gestehe, daß ich es jetzt

gern wieder besäße, um es als ein schönes Gedenkzeichen jener unvergeßlichen Tage in Baireuth aufzubewahren.*)

Jean Paul sprach nun wieder vieles Andere mit mir über meine Gedichte. Der Leser wird aber lieber einige andere Urtheile über damals in der Literatur hervortretende Zustände hören.

Um gemüthlicher zu sprechen, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen und einen Krug des ihm so wohlthuenden baireuther Biers mit ihm zu leeren. Er hatte es kein Hehl, daß er dieses Getränks wegen in Baireuth wohne, da er es nirgend anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. „Es nährt, stärkt mir die Nerven und macht mich heiter," sagte er; „jedes andere macht mich stumpfsinnig, träg, schwer, benommen. Nur dies ist meiner Gesundheit zuträglich, und da diese mir zu meiner Arbeit unentbehrlich ist, bleibe ich in Baireuth, das ich sonst wohl verlassen würde." — Als wir uns gesetzt hatten und die Gläser eingeschenkt waren, stieß er deutsch und herzlich mit mir an. Ich erinnerte ihn daran, daß heute ein merkwürdiger Tag für Deutschland sei, Goethe's Geburtstag; dies erfreute ihn lebhaft und wir tranken auf das Wohl des Dichters, den Jean Paul aufs höchste verehrte, wenngleich in dem Gespräch über ihn sich Nichts von dem Schauer der Verehrung bemerkbar machte, den Varnhagen (im dritten Bande seiner „Denkwürdigkeiten," die mir, während ich dies arbeite, zu Gesicht gekommen sind) wahrgenommen haben will. Im Gegentheil sagte Jean Paul, da wir von den eben erschienenen „Wanderjahren" sprachen: „So sehr ich ihn verehre, hier hat er mich wahrhaft geärgert. Wie kann er in dem Buch ohne irgend ein anderes Motiv, als daß Jemand Etwas erzählen soll, alle die kleinen Novellen oder Mährchen zusammenbringen, die einzeln im Cotta'schen Kalen-

*) Es ist mir, nach Tieck's Tode, aus seiner Bibliothek durch den Professor Köpke zurückgegeben.

der gestanden haben? So Etwas sollte Goethe nicht thun! Er giebt damit das schlimmste Beispiel für die flüchtige Literatur unserer Tage.“ Auch über vieles Andere in den „Wanderjahren“ äußerte er sich tadelnd, besonders über die seltsamen Erziehungsprincipien, Theorien oder Phantasien, wie man das dahin Einschlagende dieses Buchs nennen mag. Er prophezeihte dem Werk kein gutes Schicksal; es werde, wie manches Andere von Goethe, nur durch seinen Namen Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit behalten und von der Bildung und dem Interesse der Zeit abgleiten, sobald die Periode vorüber sei, die jetzt jeden Gebildeten nöthige, von einem neuen Werk Goethe's Notiz zu nehmen. — Ich glaube, diese Prophezeihung ist in Erfüllung gegangen und wird nur von Denjenigen für eine falsche erklärt werden, welchen die sonst so schöne Liebe zu dem großen Dichter, auch ihr Attribut, die Binde, vor die Augen gelegt hat, statt der Binde der kritischen Themis.

Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. A. Hoffmann genannt. Ueber diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im Allgemeinen von den neuern Berühmtheiten: sie müßten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so aufblase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) „Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen culminirt haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede ins Publicum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes sein, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen Autors war es lobenswerth, wiewohl nicht von selbstständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studirt hat, Andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in

den folgenden Werken das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und mir. Jetzt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen sein soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jetzt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe."

Ich befragte Jean Paul um seine Meinung über Walter Scott; er ging kurz darüber hin, lobte im Allgemeinen und verwies auf ein gedrucktes Urtheil von ihm, das ich jedoch nicht gelesen, und leider bis heute nicht. Von Lord Byron sagte er, seine Stellung in der Welt verderbe seine Stellung in der Kunst. Doch sprach er auch über ihn nur obenhin.

Dresden lag sowohl wegen meines Dortherkommens als wegen eines Aufenthalts, den er selbst dort zu nehmen seit lange aufgefordert war, der Wendung des Gesprächs sehr nahe. Jean Paul nannte und kannte fast alle dort oder in Sachsen überhaupt lebenden Schriftsteller, wie Friedrich Kind, Theodor Hell, Apel, Laun, Gustav Schilling u. s. w., ein Beweis, daß er es nicht verschmähte, sich um Alles, was irgend einen Namen in der Literatur gewonnen hatte, zu bekümmern, und zu prüfen, auf welchen Ursachen Ruf oder Ruhm begründet waren. Man erlasse mir's, das Urtheil Jean Paul's über die Einzelnen des dresdener Kreises zu wiederholen; bestimmter charakterisirende Züge sind mir ohnehin entfallen. Es war jedoch im Ganzen durchaus billig, ohne daß irgend die Stufe verkannt oder erhöht worden wäre, welche man der Gattung literarischen Verkehrs einräumen durfte, die von diesen Männern vertreten wurde. Am meisten tadelte er die geringe Individualität des Stils an diesen vielbekannten Novellisten und Romanschreibern, und die ganz generelle Physiognomie ihrer Charaktere, die sich fast nie zu einer Besonderheit ausbildeten. Dagegen gab er für die Meisten ein leicht gestaltendes Talent

für die Verknüpfung der behandelten Ereignisse zu, und ging sogar so weit, sich Einiges davon zu wünschen. „Am schlechtesten — dieses Ausspruchs erinnere ich mich bestimmt — gelingt diesen Schriftstellern, was freilich das Schwerste ist, die Tugend zu zeichnen.“ Zumal Schilling's tugendhafte Frauenzimmer wollte er durchaus nicht gelten lassen; er verschloß ihnen mit sarkastischer Schärfe jeden Himmel der Unsterblichkeit, sowohl den dichterischen als den christlichen. „Wenn man sie genau betrachtet und zergliedert; so gehören die besten seiner tugendhaften Heldinnen doch eigentlich ins Spinnhaus,“ so beschloß er seinen satirischen Ausfall darüber.

„Mich zieht Vieles nach Dresden'“ wandte er sich wieder den allgemeinen Redepunkten zu, „die Galerie, die Antiken, die Musiken in der katholischen Kirche, die schönen Spaziergänge, auch einige Menschen, z. B. Tieck. Allein vor den andern Schriftstellern scheue ich mich, und in ihren Liederkranz, oder wie sie ihren Verein heißen, mag ich vollends nicht hinein.“ So viel ich weiß, war Jean Paul's Besorgniß in dieser Hinsicht viel zu groß, und die Dinge gestalteten sich bei seinem Aufenthalt in Dresden viel behaglicher, als er meinte. Gerade in diesem Kreise fand er herzlichste Liebe und Verehrung, während sich in die andern Beziehungen mancher unbegründete Dünkel, auf Verhältnisse oder vermeintliche Geistesbedeutsamkeit gestützt, einmischte, oder sonstige Unbequemlichkeiten störend wurden.

So streng Jean Paul war, so genau er wußte, welchen Platz er Jedem anzuweisen hatte, so war doch sein Urtheil eigentlich niemals hart, geschweige lieblos. Nur über Müllner, der ihm entschieden sittlich zuwider war, dessen kritische Unredlichkeit nur allzu begründet, dessen Hochmuth dagegen in demselben Maße unbegründet war, nur über diesen sprach er mit Schärfe. Und dennoch ließ er das Verdienstliche

in ihm gelten, achtete eine gewisse bestimmte, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung in ihm, und in seinen dramatischen Werken die glücklichen Einzelnheiten. Tragisches Talent sprach er ihm entschieden ab; seine Lustspiele fand er gelungener, und dies um so mehr, je mehr sie mit der Lebenssphäre des Autors verwandt waren. — Grillparzer, der neben Müllner damals nicht unerwähnt bleiben konnte, stand ungleich günstiger in der Meinung Jean Paul's. Er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diction, Charakterzeichnung und Erfindung der Situationen. Sinn für wahrhaft tragische Größe aber vermißte er an ihm; nicht nur an den damals bekannten Werken dieses Dichters, der das plötzlich helle Aufglänzen eines nicht genügend motivirten Ruhms durch desto rascheres Verlöschen zu theuer büßte, sondern überhaupt, weil er in diesen ersten Arbeiten die Gelegenheit, jenen höhern Sinn zu bewähren, überall, wo sie sich darbot, versäumt habe. Das Prognostikon, welches Jean Paul der fernern Laufbahn dieses Autors stellte, ist so vollkommen eingetroffen, daß wir die Thatsache statt seiner Worte zeugen lassen dürfen.

Nachdem auf solche Weise fast alle literarischen Zustände, die damals die öffentliche Meinung beschäftigten, besprochen waren, wendeten wir uns allgemeinern Gegenständen zu. Eine lange Unterredung entspann sich zwischen uns über das Verhältniß der Mathematik zur Philosophie, oder vielmehr über die Anwendung der letztern auf mathematische Gegenstände. Ein sich dergestalt auf den Schärfen abstracter Begriffe schwebend erhaltendes Gespräch ist zu verflüchtigt geistiger Natur, um in seinen Wendungen auch nur mit einiger Genauigkeit festgehalten werden zu können. Wir hätten es vielleicht in der nämlichen Stunde nicht so zu wiederholen, noch schwerer es unmittelbar danach schriftlich zu reproduciren vermocht. Der

einsichtige Leser würde daher gewiß den Kopf schütteln, wenn ich auch nur den Versuch machte, es nach so vielen Jahren nur in seinen Grundzügen wieder herzustellen. Doch ist mir die Erinnerung fest geblieben, welchen lebendigen Eifer Jean Paul für die mathematischen Principien, wenn ich so sagen darf, an den Tag legte, obwohl es mir schien, als sei ihm der mathematische Stoff, der mir, so weit ich ihn jemals inne gehabt, damals von meinem Offizierstande her noch frisch im Gedächtniß war, nicht mehr geläufig. Eine einzige Specialität ist mir theils so, theils durch die in meinen damaligen Aufzeichnungen enthaltenen Notizen erinnerlich, daß er die Lehre von den unendlichen Größen aus philosophischem Standpunkte vorgetragen wissen wollte.

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, das er auch gleich in unserer ersten Unterredung mit Wärme aufnahm. Wie edel und großartig (unendlich erhaben über die egoistische Entfremdung von allen öffentlichen Interessen, die man während der ganzen Zeit der Unterdrückung Deutschlands in einem andern Kreise antraf, der sich um einen der größten Männer gebildet hatte), wie edel und großartig Jean Paul in dieser Beziehung dachte, ist aus tausend Stellen seiner Werke und Briefe zu ersehen. Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach außen geschlichtet und die innern Gährungen (das Wartburgfest, Sand's That u. s. w.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Theilnahme Aller, die im Ganzen — nicht auf dem Isolirstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal dieses Volks schlug Jean Paul's Herz ebenso groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus. Leider waren seine Prophezeihungen hier nicht so glücklich als hinsichtlich

der literarischen Verhältnisse; denn bei diesen gründeten sie sich auf ein Wissen und Durchschauen, bei jenen auf einen Glauben, der ihn nur zu sehr — und nicht ihn allein — täuschte. Von einer so großartigen, aus den höchsten sittlichen Anschauungen hervorgehenden Politik, wie Jean Paul sie voraussetzte, weiß freilich die Geschichte bis jetzt nichts, oder bietet uns höchstens einige vereinzelte Züge dar, die wie göttliche Blitze in das verworrene Chaos irdischer Zwecke und Bestrebungen hineinleuchten, wodurch die Maschinenfäden und das Räderwerk der großen Angelegenheiten der Menschheit bisher getrieben worden sind. Doch diese elektrischen Zuckungen reinigten nur auf Augenblicke den schwülen Dunstkreis; dem Aufgang einer dauernd leuchtenden, wärmenden, belebenden Sonne harren wir entgegen, wenigstens bescheint sie die Erdbreiten, unter denen Deutschland sich ausdehnt, noch nicht, wenn uns auch schon seit einem halben Jahrhundert ein bald stärker, bald schwächer schimmerndes Morgenroth schöne Träume der Verheißung malt. Es scheint aber, daß wir in politischer Hinsicht leben, wie in geographischer die Bewohner der Polarländer, denen auch die Morgenröthe Wochen und Monde lang die Tageshelle verspricht; aber sie hält wenigstens, wenn auch spät, doch sicher Wort.

Ich bekenne es indessen gern, daß, so mächtig politische Interessen mit dem ganzen Drang meines Innern verwachsen sind, in jenem Augenblick die Spitze aller Richtungen meiner Theilnahme dennoch Jean Paul selbst blieb. Gern sah ich es daher, daß sich das Gespräch auf solche Gegenstände zurückwandte, für die er selbst den eigentlichen Mittelpunkt bildete. Zuletzt erreichte ich nach manchen Wendungen eben diesen, und suchte mich, freimüthig fragend, durch ihn selbst über ihn selbst näher zu unterrichten. Der Leser vergesse nicht, daß wir damals weder „Jean Paul's Leben von ihm selbst geschrieben,"

noch die nach seinem Tode erschienenen, durch ihm lange nahegestellte Personen veranstalteten reichen Sammlungen von Briefen, Auszügen aus seinen Tagebüchern, Mittheilungen über seine Art zu leben und zu arbeiten u. s. w. besaßen. Jenes ganze Material zur Darlegung und Erklärung (soweit eine solche möglich ist) seines geistigen Organismus und der Art, wie derselbe thätig war, fehlte noch in der Literatur, mir mußten daher die einzelnen Notizen, die ich erhielt, von großer Wichtigkeit sein. Ich gebe sie, um das Bild jener Tage, und die freien, vertrauenden Mittheilungen des erhabenen Mannes möglichst zu vollenden, so getreu und vollständig wieder, als ich sie im Gedächtniß und auf dem Papier besitze.

Er sagte mir über seine Lebens- und Arbeitsweise etwa Folgendes: „Vormittags arbeite ich schaffend, schreibe, wenn es irgend zulässig ist, im Freien, entweder im Garten hinter meiner Wohnung in der Stadt, oder noch lieber hier draußen bei der Frau Rollwenzel, die mit unermüdlicher Sorgfalt, oft selbst mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, dafür sorgt, daß Alles entfernt bleibe, was mich stören könnte. Selbst im Winter arbeite ich oft im Freien, indem ich auf und nieder gehe, meinen Stoff scharf im Gedanken behandle, und dann, was ich in mir vollendet, so rasch als möglich im Gartenhause niederschreibe. — Dabei trinke ich im Sommer und Winter Wein, doch höchstens eine Flasche, meist weniger. (Burgunder war es, den Jean Paul, wie ich mich aus seinen eigenen Worten zu erinnern glaube, am liebsten bei der Arbeit genoß.) Nach Tisch trinke ich Bier, doch selten mehr als einen Krug. Nachmittags schreibe ich nur zuweilen; ich studire dann meistens, am liebsten und eifrigsten philosophische Werke; außerdem medicinische, und von diesen wiederum die philosophischen, namentlich physiologischen, vorzugsweise, dann mathematische, astronomische, historische u. s. f. Was ich Bemerkenswerthes

bei meiner Lecture finde, schreibe ich sogleich auf und ordne meine Excerpte nach verschiedenen Rubriken.

„Außer meinen Studien," fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, als Thorheiten und Lieblingstollheiten), z. B. die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen muß (leider bin ich nicht dahin gekommen), sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen*), und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. — Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sopha, spiele mit den Vögeln, dem Hunde (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangscapitel widmen) und (eigene Worte) hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert."

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst, eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen.

Einige Knaben bettelten uns an; ich war viel zu glücklich und froh, um nicht zu geben. Jean Paul tadelte mich; er sagte: „Sie kennen diese Art des Bettelns hier nicht; die meisten dieser Knaben taugen nichts. Man bestärkt sie in

*) Das Letztere war doch nicht ganz der Fall, denn ich fand auf dem mehrerwähnten Manuscript der Oper „Dido" die Spuren von Befleckung durch Vögel.

Müßiggang und Nichtsnutzigkeit." Ich konnte mir das leicht denken, denn ich war aus einer großen Stadt, wo die bettelnden Knaben schwerlich von besserm Schlage sind. Doch erwiderte ich: „Es mag so sein, allein wir sind unter allen Umständen so viel besser daran, daß ich dennoch zuweilen der Neigung zu schenken nicht widerstehen mag." Jean Paul befragte hierauf die beiden Knaben, die von mir bereits empfangen hatten und von ihm noch Etwas begehrten, genau und deckte allerdings mit Leichtigkeit Widersprüche in ihren Aussagen auf, worauf er sie ausschalt und zu mir sagte: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe?"

Jetzt standen wir vor seiner Hausthür und ich mußte mich endlich von ihm trennen, wie gern ich auch noch stundenlang bei ihm verweilt hätte.

In diesen Tag hatte sich Ziel und Bedeutung meines Aufenthalts in Baireuth zusammengedrängt. Was ich dort gewollt, war entschieden, gewissermaßen wie eine Hauptschlacht einen Feldzug entscheidet, wenngleich noch manches im Gefolge derselben von Wichtigkeit ist. So fielen auch mir noch einige glückliche Augenblicke zu.

Noch an der Schwelle seines Hauses hatte ich Jean Paul die Bitte vorgelegt, mir ein Blatt für mein Stammbuch zu schenken. Er erwiderte darauf: „Sie haben ja meine Briefe, das sind ja Stammbuchblätter." Das Ablehnen, das in diesen Worten lag, ließ mich zwar die Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, innerlich aufgeben, indessen gestattete ich mir doch noch die Erwiderung, daß in Blättern, dem bestimmten Zweck persönlicher Erinnerung gewidmet, ein besonderes Heiligthum für mich wohne und ich überdies jede fernere Zeile seiner Hand als einen neuen, köstlichen Erwerb betrachte. Jean Paul erwiderte nichts darauf, und damit war das Nein wohl entschieden. Seine Aeußerung, daß mir die empfangenen

Briefe Stammbuchblätter sein möchten, konnte mich nicht ganz entschädigen. In der That schien mir ein Brief, aus anderer Veranlassung geschrieben, wenn auch noch so hohen Werthes an sich, doch diesen besonders gesammelten Blättern nicht recht angehörig. Nur der Wille des Gebers sollte die Gemeinschaft dieser Gedächtnißblätter von ganz entschiedener Bedeutung bestimmen. Einen Brief, den ich nicht in dieser Absicht und Voraussetzung erhalten, hinzuzulegen, wäre mir immer wie eine Art unrechtmäßigen Besitzthums vorgekommen. Und gewiß ist es auch etwas Anderes, ein Blatt zu empfangen, welches der Erinnerung, der Freundschaft vielleicht, gewidmet ist, als eines, auf dem sich noch so wohlwollende Gesinnungen nur allgemein ausgesprochen finden. So mußte ich denn, immer noch überglücklich in dem Besitz Dessen, was mir geworden war, dem höher gestellten Wunsch entsagen, so groß mir auch die Freude gewesen wäre, diesen verehrten Mann andern verehrten, wie Tieck und Maria Weber, die mir wenige Wochen zuvor diese hochgehaltene Gabe zugewendet hatten, beizugesellen. Später hätte ich nur einen von gleicher Bedeutung, doch in einem völlig andern Gebiet, ihm an die Seite zu stellen gehabt, Beethoven.

In dem sichern Gefühl, daß ich, was Baireuth mir gewähren sollte, empfangen habe, dachte ich nur an meine Abreise, die ich gleichzeitig mit der Jean Paul's, den 30. August, festsetzte, um ja nicht einen Tag aufzugeben, der mich vielleicht noch mit ihm zusammenführen könnte. Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen.

Er war überaus heiter und freundlich; schon ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Reise, zeigte er auch einen lebhaften Antheil an der meinigen, besonders da sie nach Weimar, durch Hof ging und somit die Gegenden berührte, die so lange seine Heimath gebildet hatten. Mit liebenswürdigem Eifer schilderte er mir die anziehendsten Punkte der Landschaft, die ich andern Tages durchstreifen sollte, bezeichnete mir die sehenswürdigen Stellen, pries mich glücklich, daß ich zu Fuß gehe. Er sprach von Berneck, Gefrees, diesen kleinen, reizend gelegenen Orten, die mir aus den „Frucht- und Dornenstücken“ durch Leibgeber's und Siebenkäs' Wanderung eine geheiligte Bedeutung gewonnen hatten. Auch Frau und Tochter mischten sich lebhaft, ja herzlich ins Gespräch; es dünkte mich wirklich, als sei ich, vielleicht durch meine wahrhafte Begeisterung für Jean Paul, der Familie desselben lieb geworden. Ein gewisses Anrecht dazu hatte ich auch als Landsmann der Gattin Jean Paul's, die bekanntlich aus Berlin gebürtig ist. Zwar hatte ich geäußert, ich würde nach dem Rhein gehen und in Heidelberg vielleicht abermals mit Jean Paul, der eben dahin reiste, zusammentreffen. Doch mein Geburtsort ließ einen steten Zusammenhang mit demselben voraussetzen, und so war es natürlich, daß die Tochter mit ihrer angenehmen Lebhaftigkeit bat, wenn ich nach Berlin schreibe, oder dahin komme, doch ja ihre Grüße an Eugenie Hitzig*) und deren Vater nicht zu vergessen. Wie das erste mal, stimmte auch jetzt Jean Paul mit Freudigkeit ein, und ich sah mit wahrer Freude, wie herzlich sich seine Gesinnung diesen meinen Landsleuten zugewendet hatte, und daß die Erkundigungen nach ihnen beim ersten Besuch mehr als ein bloßer Anknüpfungspunkt des Gesprächs,

*) Auch sie ruht längst unter den Todten. Sie war die Gattin des jetzigen preußischen Generals Bayer.

oder eine leichte Erinnerung an ein kürzliches Lebensereigniß waren. Die Freundschaft junger Mädchen ist eine ungemein liebliche Erscheinung, weil sich dabei das sonst jungfräuliche zurückgezogene Herz zuerst in dem Recht fühlt, sich frei zu öffnen; und dieses reine Gefühl blickte so hell aus den Augen der Tochter Jean Paul's, wenn sie ihre Freundin Eugenie nannte, daß sie mir beim Aussprechen dieses Namens doppelt liebenswerth erschien.

Ich reichte endlich Jean Paul zum letzten mal die Hand und ging, von den herzlichsten Wünschen begleitet. — Der reizendste Morgen sah mich am andern Tage auf der Wanderung nach Hof. — —

Zwei Jahre später kam ich wieder durch Baireuth, auf der Rückkehr von einer Schweizerreise; ich konnte nur einige Stunden verweilen, doch es gelang mir, von diesen eine ganze bei Jean Paul zuzubringen, dem ich seitdem öfters geschrieben und ihm auch das erste von mir im Druck erschienene Werkchen, eine Sammlung Gedichte: „Griechenlands Morgenröthe," zugesendet hatte. Die kleine Gabe war freundlich aufgenommen worden und trug mir jetzt mündliche Lobsprüche über Verdienst ein, wohl zunächst, weil die politische Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, ganz die Jean Paul's war, dessen Gespräche über Griechenlands Freiheitskämpfe meine Gluth für die Auferstehung dieses Volks aus seiner zweitausendjährigen Asche damals noch mächtiger entflammt hatten. Besonders aber mußte ich viel von der Schweiz und ihren Wundern erzählen, wobei ihm die Schilderung einer herrlichen Staublavine, die ich unfern Grindelwald gesehen, etwas ganz Neues war. Er rief lebhaft aus: „Die Schweiz ist unerschöpflich! Es ist doch noch Niemand von dort zu mir gekommen, der mir nicht etwas ganz Neues davon erzählt hätte!" Er hatte und hat sie nie gesehen! Bei diesem Anlaß sprach

er sehr viel Geistreiches, sowohl über sein wenig oder gar nicht gereist sein, als über das Zuvielreisen, und namentlich das übermäßige Zusammenhäufen von Reisegenüssen, was, wie er sich ausdrückte, eine wahre Verstopfung der Phantasie sei. Meine Gabe, im Sprechen lebendig, fließend darzustellen (eine Fertigkeit, die Jean Paul nicht hatte, hauptsächlich gewiß, weil eine so tiefe Gedankenbildung, wie die seinige — gewissermaßen eine riesige Formation in der Gedankenwelt — sich nicht mit den flüchtig anschließenden Krystallen momentaner Darstellungen vereinigen läßt, weshalb z. B. auch Hegel so mühsam sprach), erfreute ihn; er nannte sie dichterisch schaffend. Ich erwiderte ihm: ich sei ja nur der Rückgeber eines Empfangenen. Darauf rief er lebhaft: „Das sind wir Alle nur; wir geben nur ein Empfangenes; alle Production ist höchstens eine Umbildung oder Formung gegebener Stoffe. Der Dichter ist nur Haushaltführer der Natur, und je getreuer, um so verdienstlicher." — Ich darf nicht hinzusetzen, daß die einsichtigen Leser das entscheidend wahre Element in diesem Ausspruch, von dem Irrthum, wozu er leicht führen kann, wenn man ihn nur buchstäblich, nicht im Sinn und Geist auffassen wollte, zu sondern wissen werden.

Diese Stunde des Wiedersehens verrann nur allzu schnell. Ein drittes mal, als ich durch Baireuth kam, hatte ich den Schmerz, nicht von mir selbst abhängig, durchreisen zu müssen und nur im Goldenen Anker zu Mittag zu speisen, ohne meinen Fuß in die Wohnung des Verehrten setzen zu können. Hätte ich aber gewußt, daß er ein Jahr später nicht mehr unter den Lebenden sein würde, so hätte nichts mich abhalten können, noch eine unschätzbare Stunde seines Daseins für mich zu gewinnen. So opfert man nur zu häufig das Wichtigere, Wesentliche, Ewigbedeutende den im Grunde völlig gleichgültigen Verhältnissen auf, die sich gerade im Augenblick geltend

machen! Wie oft begeht man ein Unrecht, um keine Unhöflichkeit zu begehen!

Das sind die geistigen Beziehungen, die ich persönlich zu einem der größten Geister aller Zeiten und Nationen gehabt habe, der in seinen literarischen Schöpfungen noch nirgend seinen ebenbürtigen Vorgänger oder Nachfolger gefunden hat. Wer Sterne für Jean Paul's Vorbild hält und ihn mit diesem auf ähnliche Höhe stellen will, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich, kaum so nahe wie Bergkrystall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf einen Gipfel sittlicher Erhabenheit gestellt, von dem er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts, im Irrwahn selbstsüchtiger Bestrebungen, diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhölt. Doch Irrthum ist Sünde, und dieser folgt überall eine unabweisbare Nemesis, im Gebiet des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden sein!

Ich habe dem Leser ein kleines Anhangscapitel über Jean Paul's Hund, einen weißen Pudel, Ponto genannt, versprochen, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr mich gleich bei meinem ersten Besuch mit einem gewissen freudigen Stolz Proben sehen ließ. Früher hatte Jean Paul einen Spitz gehabt, dessen Haar die Damen abschnitten, um es gelockt in Ringen und Medaillons zu tragen; auch Häring erzählte nach Berichten der Frau Rollwenzel in seinen Briefen viel von diesem Spitz. Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt, und weiß von seinen letzten Schicksalen nichts; allein der muntere gelehrige Pudel Ponto ist mir treu im Gedächtniß geblieben.

Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln ins Gespräch und erhielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Thieren, und besonders mit Hunden", sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisirt, als man glaubt. Geben Sie nur Acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Thieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte ebenso kurz „da", und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton", erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache gewiß sei und verschnappte sich im buchstäblichen Sinne des Worts auch nicht ein einziges mal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte. Man hätte ein ganzes Stück wie „Nein" und „Komm her" auf das da und va schreiben können, der Pudel wäre gewiß nicht aus der Rolle gefallen.

Da mich das Spiel ergötzte, nahm der Herr plötzlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen (wie viele Menschen auch), den Schweif ein und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse", sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „Stunden lang, halbe Tage", war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenöthigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig hinter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der begnadigte

freudig bellend und knurrend hervor und wußte sich im Uebermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserm Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte, und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenacte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm so beiläufig, wie etwa ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen oder Anzünden seiner Pfeife unter der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde mehr Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie zum Theil auch waren, doch eines blieb mir im Gedächtniß. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschirte streng im Gliede wie ein Soldat. Sowie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen ins Feld und umschweifte seinen Herrn in entfernten Kreisen, unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Uebermuth genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling, das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen) und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters, ehrsam und ernsthaft dahin, und Nichts, weder ein anbellender College, noch selbst ein vorbeischlüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur auf einen Augenblick.

Die andern Künste habe ich, wie gesagt, vergessen, oder erinnere mich ihrer wenigstens nicht genau genug. Die

Wetterfrösche, die Wetterspinnen, Vögel u. s. w., die Jean Paul's Zimmer bevölkerten, lernte ich nicht kennen. Es that mir sehr leid, denn selbst alle diese kleinen Züge waren mir vom höchsten Interesse, und ich glaube mich nicht in dem Leser zu irren, wenn ich dasselbe bei ihm voraussetze. Es war Alles so natürlich, so menschlich, so kindlich! Und wenn Sanct-Paulus mit einem Rebhuhn spielte, sollte Jean Paul sich nicht mit seinem Ponto, seinen Laubfröschen und Vögeln unterhalten?

Siebenter Abschnitt.

Aufenthalt in Weimar. — Göthe.



Achtes Kapitel.

Reise nach Weimar. — Der Heißhunger. — Eintreffen in Weimar. — Schauspieler Depy. — Dortige Zustände. — Einrichtung in Weimar. — Reise nach Tambach. — Aufenthalt daselbst. — Spitterfall. — Rückkehr nach Weimar. Lehrer im Lateinischen. — Arbeit am Trauerspiel. — Unterricht im Gesang. — Eberwein. — Das Göthe'sche Haus. — Froriep. — Das Theater. — Johanna Schoppenhauer. — Gräfin Julie Egloffstein. — Ihre Schwester.

Ich fahre nun mit meiner Reisebeschreibung fort. Die Reise selbst ist nicht von Erheblichkeit gewesen, doch erhielt sie viele der jugendlichen Ausschmückungen des Lebens, die in jenen Jahren den wirklichen Schmuck des Daseins bilden. Sie sind nur die Formen unserer Auffassung des Wahrhaften und Wirklichen, und bleiben daher stets von Wichtigkeit für den, der sie erlebt. — Ich wanderte zu Fuß weiter, das ganze Herz erfüllt mit den großen Augenblicken die ich erlebt hatte. Auf jedem Ruhepunkt setzte ich mich nieder, und schrieb Briefe, entweder an meine Schwestern, Freunde oder an Frau von Zielinski, welche natürlich als die wahre Vertreterin aller dichterischen Plane und Absichten, auch die nächste war, die von diesen mir so außerordentlich günstigen Erfüllungen unterrichtet werden mußte. — Die Straße von Baireuth nach

Weimar war es, die ich zunächst einschlug. In ihrem sonstigen Charakter war diese Reise der früheren ähnlich; voller weiteren Projekte und Abenteuer. Auch machte ich auf derselben die Bekanntschaft mit einem Uebel, oder einem Zustande, der mich in der Folge noch zweimal betroffen hat, mit dem Heißhunger. Ich hatte die erste Nacht in dem Städtchen Münchberg geschlafen, und war früh von dort aufgebrochen um Gefell zeitig zu erreichen. Der Kaffee mochte in Münchberg indeß nicht von der besten Art gewesen sein, und das Gebäck dazu gleichfalls, so daß ich wenig genossen hatte. Allein diese Behandlung meines Magens empfand derselbe so übel, daß mich, etwa eine Stunde darauf, eine wahrhafte Qual des Hungers überfiel. In einer Mühle, zur Seite des Weges gelegen, machte ich den Versuch ihn zu stillen, konnte indessen nichts Anderes bekommen als ein Glas Milch nnd ein drei Tage altes Milchbrod, wovon ich mühsam einen Brocken aufweichte, daß ich ihn herunterschlucken konnte. Ich überwand indessen die Schwierigkeit, und kaum hatte ich den Bissen im Magen, so war mein Hungerkrampf so gestillt, daß ich nichts weiter bedurfte und alsbald meinen Weg weiter fortsetzte. Ich ging über Hof nach Gefell, einem kleinen preußischen Orte, innerhalb eines Conclave's, den ich lieb gewonnen hatte. Hier trat schweres Regenwetter ein, und ich verblieb daselbst, wo der Postmeister mir mit seinem Verhältniß zu Jean Paul, dessen nähere Umstände ich inzwischen vergessen, von Interesse war. Meine Zeit verwandte ich zum Briefschreiben über die nächste, wichtige Vergangenheit. — Als das Wetter sich am nächsten Tage wieder beruhigt hatte, setzte ich meinen Weg nach Weimar fort, indem ich mit einem Manne, der zu Gefell eingekehrt war, weiter nach Schleiz fuhr, und dort einen Wagen, der nach Neustadt an der Orla ging, antraf, mit dem ich diese Fahrt auf einem abscheulichen Wege

machte, der sich durchs Gebirg zog. Der Wagen schwankte stets zwischen Vorwärtsschießen und seitwärts Taumeln, so daß ich beinahe seekrank nach Neustadt kam. Indessen meine freundliche Wirthin daselbst erheiterte mich alsbald wieder, und ich brachte den Abend sehr angenehm zu. Von dort begab ich mich nach Weimar, wo ich am 3. September, dem Geburtstag des Großherzogs Carl August, eintraf. Allein vorläufig vergebens, denn Göthe war noch in Carlsbad, und dachte erst im Laufe des Monats zurückzukehren. Dies gab meinem Plan eine andere Richtung; denn ich gab es auf, direkt nach Heidelberg zu gehen, sondern gedachte den Winter über in Weimar zu bleiben. Die Freiheit über meine Zeit und Kräfte ganz nach Willkühr zu disponiren, machte hier ihr Recht geltend; es erschien mir plötzlich so angenehm, den Winter in einer und derselben Stadt mit Göthe zuzubringen, ihm vielleicht recht nahe zu rücken; dazu kamen auch Hoffnungen auf ein reiches geselliges Leben wie jeder junge Mensch dergleichen zu lieben pflegt, ferner das Studium des Weimarschen Theaters, der Kapelle, und Aehnliches mehr, — genug der Entschluß hier zu bleiben wurde plötzlich ein fester Beschluß. Meine Bekanntschaften in Weimar waren für den Augenblick nur oberflächliche, indeß ließ sich Manches darauf gründen. Für das tägliche und mir so wichtige gesellige Leben war es der Schauspieler Deny, der mir nebst seiner Gattin, freundlich und rathgebend zur Seite stand. Entferntere Beziehungen hatte ich angeknüpft mit dem Musikdirektor Eberwein, dem berühmten Froriep und Anderen. Außerdem wandte sich mein Blick einer anderen willkommenen Genossenschaft zu. Ich wollte hinüber nach Tambach im Thüringer Gebirge, wo mein Freund Laue mit Aufnahme-Arbeiten beschäftigt war, und mich sehr eingeladen hatte, meine Zeit zu einem Besuche bei ihm wahrzunehmen. So machte ich mich

denn nach einigen schönen Tagen in Weimar, wo ich angenehme Bekanntschaften angeknüpft, und eine leidlich hübsche Wohnung in dem nämlichen Hause gemiethet hatte, wo der Schauspieler Deny die seinige aufgeschlagen (im Alexanderhof), alsbald auf den Weg, um in der Nähe von Erfurt in Tambach meinen Freund aufzusuchen. Eines schönen Morgens also ging ich nach Erfurt, wohnte dort im weißen Roß, besah mir die Stadt und die große Glocke, die zur Zeit von einem artigen jungen Mädchen gezeigt wurde und richtete den folgenden Tag meinen Weg weiter halb auf Gotha zu, nahm jedoch unter Weges einen Wagen, um über das steinige und lehmige Feld nach dem anmuthigen Gebirgsorte Tambach einzufahren, wo ich im Gasthofe meinen Freund antraf. Unser Widersehen, nach fast halbjähriger Trennung, war das herzlichste. Ich zog zu ihm, und wir beschlossen nun, nicht unter vierzehn Tagen aus einander zu gehen, wobei ich ihm bei der Aufnahme des Terrains nach Umständen Hülfe oder Gesellschaft leisten wollte. Es waren schöne Tage der Erinnerung und des Frohsinns die ich hier zubrachte. Entweder das Wetter war hell und sonnig, und dann ging ich mit meinem Freund Morgens in der Frühe hinaus in die schönen grünen Wiesenthäler mit dem herrlichsten Baumwuchs gekrönt, nicht um ihm zu helfen, dessen bedurfte er nicht, sondern um neben ihm gemüthlich zu plaudern. Ich kehrte meist nach einigen Stunden in das Gasthaus zurück, und suchte dann etwas für mich zu arbeiten oder zu lesen. War das Wetter nicht so einladend, so blieb ich auch zu Haus, oder ging einige Stunden später als er, ihn aufzusuchen, und wir genossen dann einen hellen Herbstnachmittag mit einander. In der Regel kam er erst des Abends um sieben oder acht Uhr nach Hause, zum Schrecken seines Führers und Instrumententrägers, der dann seufzte über den Herrn welcher seine 12—14 Stunden immerfort arbeitete, nicht

frühstückte, nicht ausruhete und gar nicht einmal nach Mittagbrot fragte! So eifrig trieb Laue allerdings das Vermessungsgeschäft.

Außerdem hatten wir unsere Freude daran, merkwürdige Punkte des Gebirges zu besuchen; so erinnere ich mich eines Spazierganges nach dem Spitterfall, den wir beim heftigsten Regen, um ihn recht voll zu erblicken, aufsuchten, und zwar auf dem nächsten Wege, der meist in dem Bach entlang führte, der den Fall zuvor bildete. Der Anblick war aber in der That unter dem rauschend herabstürzenden Regen wahrhaft schön, und die Heimkehr, nach vierstündiger Wanderung auf solche Art ins Gasthaus hatte auch ihr sehr Angenehmes, wenn der aus der Küche her duftende frische Rehbraten uns bald auf der Tafel erschien, wo wir behaglich in gewechselten Kleidern Platz nahmen.

Endlich erwähne ich noch, daß ich, da ich mich wenig oder gar nicht bisher mit Schießen abgegeben, hier die trefflichste Gelegenheit zur Uebung erlangte, da Laue ein Paar Pistolen aus Suhl angekauft hatte, die wir tapfer versuchten, besonders an Tagen wo das Wetter den Dienst aussetzen ließ. — Der Abend gehörte der Unterhaltung, oder wir lasen etwas gemeinschaftlich, oder spielten auch eine Parthie Schach. So verflossen diese wahrhaft glücklichen Tage unter wohlthuender Beschäftigung und Erheiterung.

Es kam indessen mit dem herannahenden Herbst auch die Zeit heran, wo ich nach Weimar zurückkehren mußte, falls ich meine eigentlichen Zwecke erreichen wollte. Eines schönen Tages also, nahm ich Abschied von meinem Freunde, der ebenfalls bald nach Erfurt zurückkehren mußte, und ging den Weg nach Weimar hinein, wo ich wohlbehalten in meiner dortigen Wohnung eintraf.

Das Haus, wo ich sie genommen, der Alexanderhof, war ein Gasthaus gewesen, und diente noch zur Aufnahme

einiger Clubs. Ich hatte in demselben zwei Zimmer, ein kleines am Eingange, wo ich behaglich wohnte, und ein größeres daneben, zum Schlafen. Neben mir auf demselben Treppenflur wohnte der Hofschauspieler Deny, dem ich mich als einen Bekannten anschloß, zumal da seine Gattin als Nachbarstochter des geschickten Theater-Ingenieurs Lagnac, auch im Hause meiner Aeltern in Berlin bekannt gewesen war, und namentlich zu dem Umgang meiner schon erwähnten Schwester in Ruppin gehört hatte. Er hatte mich wie ich erzählt bei meiner ersten Anwesenheit in Weimar vor zwei Jahren sehr freundlich aufgenommen, und war mir auch jetzt mit gleicher Freundlichkeit entgegengekommen. Mit dieser Familie war ich in stetem lebendigen Verkehr, und verdankte ihr manche angenehme Stunde. — Mir zur andern Seite wohnte ein Weimarischer Bürger, mit dem ich in gar keine Beziehungen gerieth.

So war ich denn mit der sinkenden Sonne des Jahres wieder in eine gewisse Häuslichkeit versetzt, wo es mir recht wohl erging, indem ich mich sogleich daran machte, mir meine Arbeiten ordentlich einzutheilen und vorzubereiten.

Die Studien waren schnell geordnet. Ich nahm einen Lehrer für das Lateinische an, bei welchem ich Horaz Oden und den Tacitus las, und mich im Schreiben übte. Auch schritt ich wieder zum Griechischen, und arbeitete mich in Formlehre und Grammatik aus Buttmanns Werk und für die Lektüre aus Jakobs Lehrbuch ein. Außerdem las ich Vieles, was Einfluß auf generelle Bildung hatte, und begann als meine Hauptarbeit, das Trauerspiel Karl der Kühne, welches ich schon in Frankfurt mittelst der Vorstudien so lebhaft behandelt hatte. Ich entwarf die Scenen, und ging an die Ausarbeitung derselben; es wurde mir sehr leicht, und ich fühlte mich ordentlich frischer während des Schaffens.

Zugleich aber ließ ich auch meiner musikalischen Bildung freien Lauf. Ich hatte mir einen guten Flügel gemiethet, auf dem ich viel phantasirte und spielte, und zweien Choristen des dortigen Theaters Gesang-Unterricht ertheilte. Für diese setzte ich frisch weg Solfeggien, die sie mit Lust sangen. —

Dies waren obenhin entworfen meine Thätigkeiten. Mein geistiges Verkehren aber knüpfte ich durch den Umgang mit mehreren Personen in der Stadt an. Es machte sich dies ohne mein besonderes Hinzuthun, fast von selbst. Zunächst war ich durch einen Brief Zelters, an den Musikdirektor Eberwein, empfohlen, dessen Gattin eine treffliche Stimme hatte, und die im Theater die ersten Rollen sang. Er führte mich im Beginn unserer Bekanntschaft eines Abends nach Tieffurth hinaus, einem Spaziergang, dessen Annehmlichkeiten ich lange bewahrt habe. Musikalische Angelegenheiten waren späterhin das Bindemittel zwischen uns; in seinem Hause lernte ich auch andere Mitglieder der Bühne kennen, und setzte auf diese angenehme Weise die Interessen für das Theater fort, die ich bereits in meiner Eltern Hause gepflegt hatte.

Dann hatte mich ein Brief Zelters im Götheschen Hause eingeführt; ich hatte ihn nicht gelesen aber viele Jahre später, wo er im Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter aufgenommen war, sah ich, daß er ein Lob für meine vortreffliche Mutter enthielt, und ich bin Zelter noch in seinem Tode dankbar dafür. — Ich befand mich bei Frau von Göthe sehr wohl, accompagnirte ihr häufig zum Gesange, war auch bei ihrer Mutter und Schwester, Frau und Fräulein von Pogwisch gern gesehen, und wurde von ihrem Gatten, Göthes Sohn, mit sehr freundlicher Theilnahme behandelt. Göthe selbst war indessen damals noch nicht von der Reise angekommen.

Mein Besuch bei Froriep hatte keine weiteren Folgen, als daß er mich eines Abends zu sich einlud, und daß wir

uns als Theaternachbarn gern und häufig begrüßten. Ich hatte mich nämlich im Theater auf einen Platz abonnirt wie dies in ganz Weimar Sitte war; jedoch nicht im Parterre und Parquet, wo alle Plätze vergeben waren, auch nicht auf dem adligen Balkon (die eine Hälfte des Hauses war in der That nur vom Adel eingenommen) sondern in der Logenreihe diesem gegenüber, wo links von der meinigen die Loge des Großherzogs sich befand — nur eine Loge blieb als Zwischenraum — und rechts lag die Abonnementsloge von Froriep der, obwohl sehr reich und angesehen, als Führer des Bertuchschen Etablissements doch nicht auf dem adligen Balkon erschien. Diese Absperrung des Adels wurde so streng in dem damals für liberal geltenden Weimar gehalten, daß es, wie ich späterhin erfuhr, großes Aufsehn erregte, wenn ich von meinem Platz aus gegenüber in den Logen einige Besuche machte bei Frau von Göthe oder anderen Bekannten dieser vornehmen und abgeschlossenen Sphäre. Man sprach davon in Weimar, wie von einem Ereigniß! — Frorieps Nachbarschaft war übrigens ein großer Gewinn für meinen Platz im Theater, denn er war der Mann einer sehr gebildeten und lebhaften Unterhaltung über die verschiedensten Gegenstände.

Die Bekanntschaft mit Johanna Schoppenhauer und ihrer Tochter, muß ich unter die sehr erfreulichen und wichtigen zählen, die ich in Weimar gemacht habe. Ich muß hier zuvörderst bekennen, daß ich keine sonderliche Begeisterung für schriftstellende Frauen habe, und mir daher die Schoppenhauer aus diesem Grunde vorweg nicht recht angenehm war. Allein bei näherer Bekanntschaft gewann ich sie sehr lieb; sie wußte eine praktische Lebensrichtung sicher und bestimmt festzuhalten, und blieb dabei fein und geistvoll. Sie sprach viel und gewandt, und ging mit Leichtigkeit auf die neuen Erscheinungen in der Literatur ein; auch ihre Tochter war eine

angenehme Gesellschafterin, und es ließ sich sehr flüssig mit ihnen verkehren. Auch gewann ich in ihrem Hause den nicht genug anzuerkennenden Vortheil, daß ich einen Empfehlungsbrief an den Intendanten des Dresdener Theaters, Herrn von Könneritz, für mein Trauerspiel bekam, der mir glücklich dazu verhalf, dieses erste Werk meiner Muse zu verkaufen. Leider habe ich weder Mutter noch Tochter auf längere Zeit bei einem Aufenthalt in Weimar wiedergesehen, sondern bin ihnen nur anstreifend begegnet.

Eine Bekanntschaft, die mich näher interessirte, war die der Gräfin Julie Egloffstein, die bei ihrer Mutter, einer alten Dame, wohnte. Sie war ein weibliches Wesen mit seltenen Eigenschaften; Verstand und Anmuth, Grazie und Verbindlichkeit im Gespräch. Es gehörte zu meinen liebsten Freuden, ihr zuweilen bei einem Morgenbesuch zu begegnen. Sie war im höchsten Grade anziehend; ich fragte mich oft, weshalb sie nicht heirathen möge? Erst später erfuhr ich, daß ein junger bairischer Edelmann, Herr von Rothkirch, den ich in Berlin als Student kannte, und auch einmal dort bei ihr traf, ihr Verlobter sei. Die Verbindung ist indeß niemals zu Stande gekommen, wie ich später erfahren. Ihre ältere Schwester, die Gräfin Henriette, habe ich nur in flüchtiger Weise bei vorübergehendem Anstreifen im Goethe'schen Hause kennen gelernt. Indeß gewährte auch sie das Bild einer feinen, edlen Weiblichkeit.

Neuntes Kapitel.

Schauspieler Leo. — Hofadvokat Blum. — Sekretair Brunnquell. — Maler Müller. — Hofrath Schmidt. — Theolog Keferstein. — Hummel. — Hartknoch. — Schauspieler Deny. — Regisseur Durand. — Director Riemer. — Schauspieler Schulz. — Besuch in Paulinzell.

Zu meinen besten Genossen und Freunden in Weimar zähle ich alle diejenigen Bekannten, die ich zumeist im Gasthause, beim Mittagstisch kennen gelernt hatte. Ich speiste im Elephanten. Wir hatten dort einen leidlichen, bürgerlichen Mittagstisch. Es war keine table d'hôte, sondern die Speisegäste kamen so ziemlich um dieselbe Zeit einzeln dahin. Von ihnen nenne ich zuerst einen merkwürdigen Mann, den Schauspieler Leo, der sich, irre ich nicht, nachmals selbst das Leben nahm. Er hatte eine gewisse Berühmtheit durch Hoffmann's Schriften, denn er war derselbe, den dieser in den Leiden eines Theaterdirektors als eine bedeutende Persönlichkeit schildert. In Weimar war er in einer untergeordneten Stellung. Er war melancholischen Gemüths, spielte jedoch einige Charakterrollen ganz vortrefflich. Sehr interessant waren mir seine Gespräche über Theater und Theatermitglieder; namentlich über Ludwig Devrient. Sein abgeschlossener Sinn brachte ihn wenig mit Anderen in Berührung. Auf einem Spaziergange erzählte er mir einst die Ursache dazu. Er habe ein Vermögen von sechs oder achttausend Thalern gehabt, sei in einer aufgeregten Stimmung damit zu Pyrmont an den Spieltisch getreten, und — habe es verloren! — Viele Anekdoten über seine theatralische Verletzbarkeit, und die kühne Dreistigkeit seiner Aeußerungen scheinen wahr gewesen zu sein. Jedenfalls war er ein ungewöhnlicher Mensch. Er hatte einst, ich glaube in Augsburg, den Lear darzustellen; während er den Fluch sprach, unterhielten sich zwei Mädchen etwas lauter als

ziemlich. Er brach ab und sagte kurz: „Ich kann hier nicht Meisterwerke unsterblicher Männer darstellen, so lange die Beiden sich zu unterhalten haben!“ Man kann sich das Aufsehen über diese Rede ausmalen! — Es thut mir weh, so viel Gutes und Schlimmes von ihm zu wissen! Allein es mischten sich große und kleine Eigenschaften dergestalt in ihm, daß man ihn entweder bewunderte oder verachtete. —

Ein Mann von seltener Bildung und Kenntniß ist mir gleichfalls dort sehr lieb geworden; der Hofadvokat Blum. Er hatte ein feines, erwogenes Urtheil über ästhetische Gegenstände. Wie es in der Sitte der Zeit lag, war er ein überwiegender Verehrer Goethe's, Schiller gegenüber. Von ihm habe ich das Wort gehört, das mir unvergeßlich geblieben: „Wallenstein, die Braut von Messina, wer da nicht außer sich geräth, wird es niemals werden!“ — „Tasso, Iphigenia, wer da nicht ruhig wird, wird es niemals werden,“ lautete die Antwort. — Er war auch in seiner Aeußerlichkeit ein feiner, gebildeter, nur etwas an sich haltender Mann. Ob er noch lebt — — es mag sein! Möge dieser Gruß ihm zu Auge und Ohr kommen!

Ein dritter Mann trat mir näher. Es war der Sekretair Brunnquell, der in Regierungsgeschäften arbeitete. Er war ein freundlicher, wohlwollender Charakter; wir fanden uns im Gespräch sehr wohl miteinander, und geriethen bald in näheren Umgang, so daß ich, bei meiner Rückkehr nach Weimar, bei ihm meine Wohnung nahm. Leider gehört er den Todten an! Ich bewahre nichts von ihm, als ein Erinnerungsblatt und einige Briefe. Unsere Verbindung dauerte aber mehrere Jahre über meinen Aufenthalt in Weimar hinaus fort, denn es gelang mir, ihn zum Correspondenten der Vossischen Zeitung anzuwerben. In Berlin erhielt ich die Nachricht von seinem frühzeitigen Tode durch seine junge

Frau, die er erst nach meinem Aufenthalt in Weimar gehei-
rathet, und die ich niemals kennen gelernt. Ein großes Bild
von Goethe verdanke ich ihm als Geschenk, und bewahre es
heilig auf.

Ich setze auch noch einige andere Namen hieher, die zu
meinen Bekanntschaften gehörten. Zuerst den jungen Maler
Müller, Sohn eines Lithographen, einen trefflichen Kopi,
der mir mein Bildniß aus freundschaftlicher Theilnahme
gemacht hatte. Ein Zoll der jugendlichen Freundschaft und
Herzensbiederkeit, den ich mir bis heut zur Erinnerung bewahrt.

Einen Hofrath Schmidt, der auch später wegen Zoll-
vereinsangelegenheiten nach Berlin kam, lernte ich im Goethe'schen
Hause schätzen; er war ein Musiker mit Leib und Seele, und
spielte namentlich alle Beethoven'schen Sachen. Wie fast im-
mer so ausschließliche Verehrung auf ganz eigenthümliche Auf-
fassung deutete, so trug er auch jede Beethoven'sche Sonate
ganz eigenthümlich vor; ich kann nicht behaupten, daß ich im-
mer seiner Meinung gewesen sei. Am meisten Widerspruch
aber fand ein Cyklus von Sonetten bei mir, die er auf Bee-
thoven'sche Sinfonien gedichtet hatte, und sie mir späterhin
in Berlin vorlegte. Obwohl wir mit vorzüglichem Cham-
pagner und Austern in seiner behaglichen Wohnung die gei-
stige Kost genossen, wollte sie mir doch wenig zusagen. Nichts-
destoweniger aber bleibt sein Andenken mir ehrenwerth; auch
als Musiker.

Endlich nenne ich noch den damals jungen Theolo-
gen Keferstein, der als Lehrer im Hause des Staatsrath
Schweizer mir in der Berührung mit anderen Familien
bekannt geworden war, und mit dem ich ein ächtes Freund-
schaftsverhältniß anknüpfte. Auch er war Musiker neben dem
Theologen, und hat sich späterhin noch durch ein geistvolles
sehr hübsches Werk, das Vieles in der Musik parodirte, dessen

Titel ich leider vergessen, ausgezeichnet. Damals, als wir unsere erste Bekanntschaft anknüpften, war das Studium der Musik von seiner Seite nur eine, aber mit allem Eifer getriebene Nebenbeschäftigung. Er hörte mit Erstaunen, was ich ihm vom musikalischen Treiben in Berlin, von Berger und Klein erzählte; wir spielten Beethoven's, Mozarts's und Haydn's vierhändige Sinfonien miteinander; ich brachte ihn in Verbindung mit einigem musikalischen Umgang, den ich in Weimar angeknüpft hatte, er dagegen führte mich in mehrere Familien ein, deren eine, die Uhland'sche, wo ein junges hübsches Mädchen sich der Musik widmete, und fleißig Klavier spielte, mir schräg gegenüber wohnte. In allen übrigen Beziehungen waren wir so herzlich vertraut, wie man in jener Jugendzeit ist, und als ich Weimar verließ, gab er mir sogar einen Brief an seine Braut in Dresden mit, den ich redlich bei ihr bestellt, und mir die Bekanntschaft des jungen Mädchens damit erworben habe.

Zu diesen jugendlichen Verbindungen muß ich nun noch einige andere fügen, die ich in Weimar machte. Zuvörderst Hummel's und Hartknoch's. Hummel, der unschätzbare Virtuos und treffliche Componist, gehörte zu den Männern, deren ganzes Sein in der Musik aufging; ich kannte ihn schon einigermaaßen von Berlin her, wo er 1816 oder 1817 im Sommer gewesen. Hier lernte ich ihn zwar näher kennen, hielt mich aber sehr entfernt von ihm. Denn nur mit der Hand auf dem Pianoforte war er von Interesse. Sein ganzes Wesen, sein Gespräch, seine Gedanken über Musik, alles bewegte sich im reinen Materialismus, er kannte Alles Mögliche, aber er war der unfähigste Mann, damit irgend etwas zu leisten; es müßte ihn denn der höchste Grad von Selbstverläugnung beherrscht haben, deren Mangel ihm von Allem, was dem Künstler bedeutungsvoll, groß, hinreißend ist, nur

einen scheinbaren Antheil ließ. Ich vermochte gar nichts mit ihm anzufangen. So begegneten wir uns denn öfters auf der Straße, sagten uns freundlichst: „Guten Tag! Wie geht's, wie steht's?“ Das war aber auch die ganze Ausbeute, die ich dem Manne abrang, der in der Kunst ein so überwiegendes Gebiet beherrschte, und dem ich als Komponisten selbst, zumal für Klaviersachen, einen so hohen Rang noch jetzt zuschreiben muß. Das einzige Gute, was ich mit Ueberraschung von ihm gehört, war, daß er bei Beethoven's nahem Tod zu dessen Bestattung nach Wien geeilt sei. Darüber mag man eine Menge anderer Anekdoten, die über sein Wesen und Verhalten circulirten, vergessen. — Hartknoch, sein Schüler, war auch lebendig durch seine Kunst bewegt; er ging einige Zeit nach unserer ersten Bekanntschaft zu Weimar durch Hummel empfohlen nach Moskau. Von dort aus habe ich ihn noch einmal in Berlin gesprochen, wo er durchreiste, gerade als die Cholera ihren ersten Angriff auf Europa machte; man hielt ihn in Hamburg, wo er eingetroffen war, fest, um von ihm Auskunft über diese asiatische Pest zu haben. Seine guten Rathschläge, Dampfbäder zu nehmen, wurden auch befolgt; indeß sie halfen nichts Wesentliches und man kämpfte mit dem Uebel wie man vermochte. Hartknoch mußte mit dem seinigen kämpfen; es war ein Brustleiden, dem er bald erlag.

Da ich im Hause eines Schauspielers wohnte, und von diesem viel Liebes und Hülfreiches erfuhr, ist es nöthig, daß ich die Art und Weise seiner Bekanntschaft hier etwas näher berühre. Deny war ein recht talentvoller Künstler, aber ohne jede Grundlage eines ernsten Studiums. Er hatte gar keine tiefer gehende Bildung, aber einen glücklichen Sinn für das, was ihm auf der Bühne nützlich sein konnte. Seine Frau war eben nur dem Theater nützlich, wie es so Manche sind, aber ohne hervorragende Anlagen; indeß sie war ein sehr

hübsches Mädchen gewesen. Deny war zugleich Schauspieler und Sänger, und besaß für beides glückliche Anlagen. Dem Sänger half ich durch Unterricht, den ich ihm ertheilte, nach; der Schauspieler fand an meinen Gedichten und dem dramatischen Werk, das ich eifrig bearbeitete, Geschmack. Aber auch an meiner Garderobe, die frisch ausgerüstet in Weimar allerdings ihre Geltung hatte; er freute sich mehrmals kindisch darüber, wie die Andern ihn mit Neugier und Staunen betrachtet hatten, daß er mit einem ganz neuen Frack, modernem Hut und Handschuhen in dieser oder jener Rolle aufgetreten sei. Bevor ich zu den ernsten Verhältnissen übergehe, die ihn betrafen, und mich mit hinein verwickelten, lasse man mir das Recht, das Kleinere zu berühren. Er war früher als junger Mann mit Auszeichnung bei Goethe aufgenommen worden, ja in mancher Beziehung sein Vertrauter gewesen. Mit Goethe's Frau, der geborenen Vulpius, hatte er ein Verhältniß unterhalten, das Goethe, der sich längst von ihr losgesagt, still duldete. Er entschädigte sich seinerseits, wenn ich den Aeußerungen einiger Frauen Glauben schenken darf, bei den jungen Künstlerinnen, die er für die Bühne unterrichtete. Ein Unterricht, über den mir die seltsamsten Nachrichten zugegangen sind, welche dem widersprechen, was die Biographien Goethe's über diesen Punkt äußern. — Deny wohnte in Goethe's Hause, und war sein Rathgeber in kleinen prosaischen Anordnungen und Verhältnissen. Als die Schlacht von Jena verloren war, und Goethe Plünderung fürchtete, sagte mir Deny, daß er selbst den Rath gegeben habe, Goethe's Wohnung hell zu erleuchten, und mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopf oder in der Hand mehrmals an den Fenstern vorübergegangen sei, indem er denselben benutzt habe, das Publikum zu täuschen, das die Anwesenheit eines Generals im Hause vermuthete, bis es gelang, unter den anrückenden Fran-

zosen einen Mann zu finden, der das Haus vor Plünderung schützte. Ich lasse das dahingestellt sein, und erwähne es nur, um das Verhältniß zu Goethe, welches sich in mehrfachen kleinen Häuslichkeiten der Art aussprach, zu bezeichnen. — Seit Deny sich verheirathet hatte, hörten diese Beziehungen auf. Von der Zeit an, wo Goethe in Folge des Streites über den Hund des Aubry die Leitung des Theaters niederlegte, wurde überhaupt Deny's Geltung an der Bühne vermindert. Er hatte häufig Zwiespalt, vorzüglich mit dem Bassisten Stromeier (der mir auch in Berlin nachmals begegnete) glaubte er sich in der Vertheilung der Rollen gekränkt, namentlich durch den Einfluß der Jagemann (Frau von Heigendorf), die ihm höchst zuwider war; kurz, er führte ein Leben des Streits und der Uneinigkeit, wie ich das später so häufig an der Bühne kennen gelernt habe. Ich werde darauf zurückkommen. Jetzt verweile ich nur dabei, um der Bekanntschaften zu erwähnen, die ich durch Deny bei der Bühne machte. Es waren vorzüglich zwei, die des Regisseurs Dürand, eines talentvollen Darstellers, und des Schauspielers Schulz, beide mit ihren Frauen. Der erstere hatte von meinem Trauerspiel Notiz genommen, woran ich täglich arbeitete, und das ich auch zu Weimar vollendete. Er veranstaltete eine Gesellschaft, in der ich es vorlas; hier war auch der witzige Lexikograph Riemer zugegen, der so lange Goethe's Sekretair gewesen; er äußerte sich vielfach lobend darüber. Ich bin Dürand und seinen Freunden für manche Einwendung die sie mir gemacht, vielen Dank schuldig geworden.

Die Schauspielerin Schulz aber habe ich noch aus anderen Gesichtspunkten zu betrachten; sie war eine junge, wenige Jahre ältere Frau als ich, und ich kann nicht läugnen, daß ich ein Interesse für sie empfand, welches sich jedoch meinen anderen Stimmungen gegenüber, in mäßigen Grenzen

bewegte. Ich besuchte sie oft, und trat mit ihr in so herzliche Beziehungen, daß ich sie, nachdem sie Weimar verlassen hatte, auch in Frankfurt aufsuchte. Sie war Mutter von zwei Kindern, von denen der Sohn Buchhändler geworden ist, die Tochter sich der Schauspielkunst widmete. Von meiner Reise, die ich nach Erfurt zu meinem Freunde Laue machte, der mich mit dem Lieutenant St. Clair von dort aus auch in Weimar besucht hatte, brachte ich der Tochter ein kleines Etui mit Scheere, Nähzeug u. s. f. zum Geschenk mit, das sie als etwas ungemein Kostbares ansah, und sich sehr glücklich dadurch fühlte. Der Mutter aber brachte ich meine warme innige Theilnahme zu, die sich nicht in einem Geschenk ausdrückte, sondern in allerlei Planen, ihr, der höchst begabten, talentreichen Darstellerin, in Berlin die Gelegenheit zum Auftreten zu verschaffen. Wir lasen zu diesem Behuf Vieles miteinander. Ich glaubte damals, es müsse einer solchen Künstlerin ganz leicht werden, den Weg an das Berliner Theater zu finden. Wie irrte ich! — Ich lernte diese Welt erst später kennen! — Meine künstlerische Freundin habe ich aber nur noch zweimal (nachdem ich sie in Frankfurt besucht hatte) wiedergesehen. Einmal, als sie auf der Durchreise nach Königsberg Berlin passirte, wo ich ihr einige hülfreiche Dienste leisten konnte; dann viel später, als sie von Cassel aus einmal nach Berlin gekommen war, wo ich sie in meinem Hause freundlich aufnahm. —

Dies wären meine Anknüpfungspunkte und Bekanntschaften in Weimar, von denen manche noch längere Zeit nachgewirkt und festgehalten haben. Besonders die Verbindung mit Brunnquell, der vor meiner Abreise von dort eine Gesellschaft veranstaltete, in der ich mein Trauerspiel vorlas, zu genugthuender Befriedigung. Auch der junge Goethe war anwesend dabei. —

Erfurt darf ich aber hier nicht vergessen. Ich machte mehrere Streifzüge hinüber, von denen der eine mit Laue die eigenthümliche Idee verfolgte, die schöne Ruine von Paulinzell einmal zur Winterzeit zu besuchen. Wir hatten den Sylvestertag dazu benutzt. Die acht Stunden nach Stadt Ilm waren uns bei hartem Frostwetter am 30. Dezember sehr leicht, und auch die zwei Stunden von dort nach der Ruine legten sich bequem zurück. Aber als wir am 31. früh von dort aufbrachen, war es regnicht und schneeiges Wetter geworden; wir hatten die Ruine noch in der schönsten Abendbeleuchtung bei Mondschein gesehen, allein der Rückweg wurde mit jedem Schritte schwerer. Der lehmichte Boden weichte ganz auf, wir zogen große Pflöcke Erde beim Wandern heraus, und ich wurde am Ende so müde, daß wir in einem der schlechten Dörfer unter Weges über Nacht geblieben wären, wenn nicht die Pflicht Laue's, den 1. Januar in Erfurt zu verschiedenen Dienstmeldungen zu sein, uns gezwungen hätte, vorwärts zu dringen. So kam ich denn Abends acht Uhr wieder mit ihm an, auf's Aeußerste ermüdet; indessen die Jugendkraft brach bald wieder durch, und nach einem vortrefflichen Theepunsch erholte ich mich schon so, daß ich wirklich die Nacht hindurch ganz herrlich schlief, und ein oder zwei Tage darauf nach Weimar zurückkehrte.

Zehntes Kapitel.

Goethe. — Uebersendung von Gedichten an ihn. — Einladung zu Soireen. — Frau von Arnim. — Die Mara.

Allein Goethe? Wäre der Wunsch, ihn kennen zu lernen, so in den Hintergrund getreten? Hätte ich bei ihm, gegen den Besuch bei Tieck und Jean Paul so gar keine Erfüllung ge-

habt? O dennoch, ich hatte allerdings eine, doch nicht so eindringliche, so zusammenhängende, als ich wünschte. Durch meinen Brief von Zelter war ich in näheren Zusammenhang mit ihm gekommen, war oft bei seiner Schwiegertochter aufgenommen. Ich hatte ihn bei Ueberreichung des Schreibens gesprochen, allein er war mehr in seiner vornehmen Absonderung geblieben, wiewohl er sich ganz freundlich mit mir unterhalten hatte. Er fragte Manches über Berlin, über Zelter, auch über andere Zustände, behandelte aber doch die Gegenstände der Unterredung mehr wie ein Fürst, der von seiner einsamen Höhe auch von dem was in der Welt vorgeht Notiz nimmt. Es wurde kein ruhig dahinfließendes Gespräch mit ihm, sondern nur ein Fragen, dem man die geistige Ueberlegenheit wohl anmerkte, aus welchem jedoch nichts hervorging, das einem gemeinsameren Gedankenresultat angehörte. Ich war mithin nicht so befriedigt, wie ich hoffte, mußte jedoch nach Verhältniß seiner Stellung immer dankbar für die Zeit bleiben, die er mir widmete. Geschrieben habe ich in jener Zeit über den Eindruck des Gesprächs mit Goethe wohl vielerlei, was ich aber mehr als meine eigenen Gedanken, dem großen Manne gegenüber, betrachten muß, als daß es die seinigen oder gemeinsame waren.

Indessen war ein junger Poet, der einige Kraft in sich fühlte, doch so leicht nicht von seinem Vorsatze abzubringen. Ich ließ durch einen der Choristen (Stiebritz war sein Name), die ich im Gesange unterrichtete, eine saubere Abschrift einiger meiner Gedichte anfertigen, und übersandte sie ihm mit einem Briefe. Dieser Schritt mißlang indessen ganz; ich bekam nach einiger Zeit die Gedichte durch Frau von Goethe zurückgesandt mit einem Briefe, worin sie bedauerte, daß sie dasjenige, was ich mir als höchste Hoffnung des Lebens hingestellt habe, für eine gescheiterte halten müsse, indem ihr Schwiegervater sich

grundsätzlich nicht mehr in diese Art von Verbindungen einlasse, deren gewissenhafte Erfüllung ihm sein hohes Alter verbiete. Natürlich war ich sehr traurig darüber, doch im Grunde war die Art der Zurückweisung eine wohl verdiente. Denn ich hatte in meinem Schreiben gesagt, sein Wort würde ich als eine unbedingte Entscheidung hinnehmen, daß mein dichterischer Beruf ein verfehlter sei, falls er nicht seine (Goethe's) Zustimmung erwerben könne; allein dies war eigentlich eine Unwahrheit. Ich fühlte mich in meinem dichterischen Leben und Treiben schon so fest, daß mich nichts hätte davon zurückhalten können. Mochte nun die Zurückweisung eine begründete sein oder nicht, fortarbeiten wollte, mußte ich; meine Zusendung war eine Ueberschätzung meiner Kräfte gewesen, es geschah mir Recht, daß keine Folge sich daran knüpfte. — Nichts desto weniger blieb ich im Hause der Frau von Goethe ein ungehinderter Besucher und empfing die mehrfältigen Einladungen von Goethe selbst, zu Soireen, sehr freudig, weil er sich in diesen ganz, als sei nichts vorgefallen, unterhaltend und wohlwollend äußerte. Hier hatte ich denn nun Gelegenheit ihn vielfältig zu beobachten. Seine edle Persönlichkeit, das Haupt voller Ausdruck und wahrer Würde, das reiche, schneeweiße Haar, die Freundlichkeit seiner Physiognomie, wenn er eine heitere Mittheilung machte, griff Jeden an das Herz. Mit mir sprach er häufig von Musik, selten über etwas Anderes. Er begann damit eine freundliche Anerkennung meiner Wirksamkeit seiner Schwiegertochter gegenüber anzudeuten, und dankte mir für die Art und Weise, wie ich mein Talent ihr zum Gesang zu begleiten in Thätigkeit gesetzt hatte. Dann sprachen wir öfters von Beethoven, den er persönlich kannte, und stolz darauf war, Manuscripte von ihm zu besitzen. Er zog bei diesem Anlaß auch den schon namhaft gemachten Geheimrath Schmidt heran, der uns eine Beethovensche Sonate vorspielen mußte.

Von seiner Liebhaberei an Bachschen Fugen sprach er ebenfalls mehrfalls; es ist auch der Name des Mannes genannt worden, — es war ein Organist des benachbarten Städtchens Berka, — der ihm nach Zelters Empfehlung viele von den Fugen Bach's vorspielte. Es mag sein, daß diese Zustände der Musik ihn besonders reizten, allein er hätte doch einer ganz andern Musikausbildung bedurft, um ein wahres Verständniß der ächten, großen Fugen Bach's zu haben, welches nur die Sache des mit allen Studien Vertrauten ist, die zu diesem schwierigsten Gipfel in der Kunst führen. — Zwischen diese Gespräche mischten sich, mehr mit der Gesellschaft im Ganzen, auch andere, über Malerei z. B., ein, worin oft viel Seltsames aber auch viel Gutes gehört wurde.

Unterschied sich auf diese Weise Goethe's Unterhaltung sehr von der eingehenden Tieck's und Jean Paul's, und konnte ich nicht sagen, daß ich, wie bei diesen beiden Männern, eine durchgreifende, in's Innerste der Literatur eingreifende Bekanntschaft gemacht: so blieb mir doch von jedem Abend, den ich auf solche Weise mit zehn oder zwölf Gästen in seinem Hause zubrachte, irgend etwas sehr Merkwürdiges zurück.

Beachtenswerth ist mir besonders eins gewesen: die Art und Weise wie er Frau von Arnim (Bettina), welche eines Abends von Frankfurt a. M. auf der Durchreise in Weimar eintraf, und gerade an einem Gesellschaftsabend Goethe sprechen wollte, aufnahm. Es entstand eine kleine Unruhe; ein Diener trat herein, Goethe wurde hinausgerufen. Er ging offenbar ungern; nach einiger Zeit kehrte er in Begleitung zweier Damen zurück, die den Abend über in der Gesellschaft verweilten, und von denen eine als Frau von Arnim vorgestellt wurde. Allein es geschah sehr obenhin, und Göthe unterhielt sich auch wenig mit ihr. Irre ich nicht, so war es der nämliche Abend, wo Zelter zugegen war, indessen mag es auch

ein anderer gewesen sein. Was ich aber nachmals durch dritte Hand von den geheimen Unterhandlungen hörte, die beim Hinausrufen Goethe's gepflogen wurden, war seltsamer Art. Frau von Arnim war in der ernstesten Spannung mit Goethe; sie hatte ihn durch diesen Besuch nur versöhnen wollen; er dagegen mochte sie gar nicht in seinem Hause sehen, und die Zulassung war nur in einem Augenblick erwirkt worden, wo sie ihn überrascht hatte. — Erst einige Jahre nach Goethe's Tode erschienen die Briefe eines Kindes, die das Verhältniß zwischen Beiden allerdings ganz anders hinstellten!

Noch eines merkwürdigen Falles muß ich gedenken. Es war ein Besuch der berühmten Sängerin „Mara", die aus Frankreich kommend, durch Weimar reis'te, und bei Goethe zum Frühstück einsprach; es wurde ihr in der Eile eine kleine Gesellschaft geladen. Goethe sagte zu ihr, er erinnere sich wohl, wie er vor funfzig Jahren in Leipzig jedesmal wenn sie im Gewandhause gesungen habe, mit seinen Freunden nachher bei Pfannkuchen und Wein auf ihr Wohl getrunken hätte! — Ich habe diese merkwürdige Frau nur beim Abreisen, vom Elephanten aus gesehen, eben als sie in den Wagen stieg, und mit Extrapost abfuhr, nach Riga, wo sie ihre letzte Lebenszeit zubrachte.

Dies wäre, außer Vielem was sich nur dem Innersten vertraut, die letzte Merkwürdigkeit, die mir von Goethe's Hause in diesem Jahre ausging. — Im nächsten Frühjahre hängte sich daran noch ein Gespräch mit ihm selbst, das ich eben auf der Durchreise gewann, und als ich 1823 wiederum durch Weimar kam, hatte ich ein ähnliches mit ihm, das mir hauptsächlich Fragen über den Erfolg meiner Studien in Heidelberg, den alten Voß, der dort lebte, den ich aber nie gesehen, über Kreuzers Richtungen u. s. w. vorlegte; auch der Verhältnisse Stolberg's gedachte er, Voß gegenüber, und nannte dessen ganze Stellung zu ihm eine falsche von jeher.

Es sei mir nun vergönnt, hier ein Kapitel anzufügen, welches ich eigentlich nicht aus meinem Leben, sondern zur Erinnerung an Mendelssohn niedergeschrieben. Es möge dazu dienen, die geselligen, freundlichen Verhältnisse in Goethe's Hause abzuschließen.

Eilftes Kapitel.

Mendelssohn im Goetheschen Hause.

Eines Morgens, im November, erhielt ich eine Aufforderung, Frau von Goethe, die Schwiegertochter des Dichters, welche das Mansarden-Stockwerk des Goethe'schen Hauses bewohnte, noch am nämlichen Vormittage zu besuchen. Sie empfing mich mit den Worten: „Sie werden Bekannte aus Berlin hier finden, deren Wiedersehen Ihnen Freude machen wird." Ich rieth, ich fragte, doch ohne das richtige zu treffen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Zelter's stattliche Gestalt, damals noch in rüstiger Kraft, eintrat. Er grüßte in seiner eigenthümlichen Weise mit den Worten: „Nun, da sind Sie ja auch, so finden wir Berliner uns ja alle hier in Weimar zusammen! — Ich mußte doch dabei sein, wie meinem Luther in Wittenberg das Denkmal gesetzt wurde, und da ich einmal auf dem Wege war, bin ich gleich bis hierher gefahren."

Als wir noch in den gegenseitigen Begrüßungen und ersten Wechselworten begriffen waren, wurde die Thür des Zimmers leise geöffnet und ein Knabe von etwa zwölf Jahren trat ein; es war Felix Mendelssohn, den ich mit Freuden erkannte. Schüchtern näherte er sich und sein schwarzes schönes Auge blickte befangen in dem Kreise (es waren noch einige andere Herren und Damen zugegen) umher. Er vermuthete wahr-

scheinlich Goethe selbst unter den Anwesenden, allein dieser war noch in seinem Zimmer und die Reisenden, soweit ich mich erinnere, eben erst eingetroffen. Zelter hatte zuerst Frau von Goethe begrüßt und sein junger Begleiter nun selbst suchen müssen, wohin er sich zu begeben habe, was ihn allerdings in einige Verlegenheit setzen mußte, in dem Hause, das durch den großen hochverehrten Namen des Dichters wohl einem Lebensgeübteren Scheu eingeflößt haben würde. Der Knabe wurde auch eben nicht beachtet, weil man seine außerordentlichen Eigenschaften noch nicht kannte; ich war muthmaßlich der Einzige, außer Zelter, der genauer damit vertraut war. In Zelter's Grundsatz lag es, gar keine Notiz von ihm zu nehmen, und so mochte denn sein begabter Zögling sich in diesen ersten Minuten ziemlich unbehaglich fühlen. Indessen schwand die Blödigkeit allmälig und er stellte sich bald auf einen muntern Fuß mit den jüngern Damen. Bei seiner Lebhaftigkeit steigerten sich die heitern Beziehungen schnell zu muthwilligen, und, ohne von dem tiefen, bewundernswürdigen musikalischen Talent irgend etwas gezeigt zu haben, war er schon der Liebling Aller geworden. Denn die geistige Gewalt, welche sich bei ihm in der Musik auf ihre höchsten Spitzen drängte, leuchtete und flammte auch in jeder andern Hinsicht schnell auf.

In dem Zimmer stand übrigens nur ein sehr veralteter Flügel; im tiefern Geschoß aber, in den Gesellschaftszimmern Goethe's, befand sich ein vortrefflicher Streicher'scher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. — Dort fanden wir uns am Abend des Tages Alle wieder zusammen, denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswürdigen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über viel erzählt, auch früher schon Manches geschrieben, bekannt zu machen.

Unter den Geladenen befand sich auch der weimarische

Regierungsrath Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethoven's, dessen Sonaten sämmtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum größten Theile auswendig wußte. Außerdem, wenn ich mich richtig erinnere, der Musikdirektor Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Knebel, Herr von Froriep und Andere.

Zelter war, als wir Andern schon versammelt waren, noch nicht zugegen, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend, wie am Morgen, mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer. Von dort her trat er ein, in einem Ceremoniel der Kleidung, wie ich ihn in Berlin niemals gesehen, nämlich in kurzen, schwarzen seidenen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen. Eine Tracht, die damals schon längst nicht mehr Sitte war, ihm aber von früherer Zeit her, als die der höchsten Festlichkeit, gewohnt sein mußte. Er, der sonst mit der Gesellschaft ziemlich obenhin zu verfahren pflegte, legte also in Goethe's Hause doch einen entschiedenen Werth auf die äußern Formen. Ob rein die Ehrfurcht vor der geistigen Größe des Freundes oder wenigstens zugleich mit die vor seiner anderweitigen Lebensstellung es war, die ihn dazu bestimmte, lassen wir ununtersucht.

Jetzt erst erschien Goethe selbst; er kam aus seinem Arbeitszimmer; gewöhnlich pflegte er, wenigstens habe ich es so bemerkt, erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, bevor er sich zeigte. So lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirthe auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen; denn fast immer befanden sich in demselben Einige, die ihn zum ersten Mal sahen, oder ihm doch nur selten nahe getreten waren; und selbst für Die, welche nähern oder nächsten Um-

gang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußern Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster, langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche vielmehr die Stärke als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise, Alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her; eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Thür öffnete, jedes Auge wandte sich zu ihm, er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein „Guten Abend" richtete sich an Alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist allbekannt, daß Beide auf dem brüderlichen Fuß des „Du" in der Unterredung standen. Felix Mendelssohn schaute mit blitzenden Augen zu dem schneeigen Haupt des hohen Dichters hinauf; dieser aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und sagte: „Jetzt sollst du uns auch Etwas vorspielen!" Zelter nickte sein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns Andern. Eine kurze Unterredung bei der ersten Vorstellung abgerechnet, hatte ich ihn, obgleich ich mich schon über zwei Monate in Weimar befand, noch nicht weiter gesehen. Seine Erscheinung war mir also fast wie eine erste und bewegte das ehrfurchtsvolle, bewundernde, jugendliche Herz mit jener Beklemmung, die uns eine so mächtig überlegene Größe um so mehr erzeugt, je tiefer wir deren Bedeutsamkeit empfinden. Nach einigen freundlichen Aeußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter getreten, in deren Hause ich seither mehrfach aus- und eingegangen war und wo namentlich Musik — Frau von Goethe sang sehr angenehm — uns öfters beschäftigt hatte: lenkte der Dichter das Wort auf Felix

Mendelssohn. „Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen.“ Ich bejahete es. Goethe fuhr fort: „Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten; jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatz das Maximum besitze.“

Es gehört nicht hierher, wäre mir auch kaum noch möglich, das fernere Gespräch, welches sich hieran knüpfte, genauer zu entwickeln.

Der Flügel war geöffnet worden, die Lichte auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „Was soll ich spielen?“

„Nun, was du kannst!“ antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich Alle erinnern werden, die ihn näher gekannt: „Was dir nicht zu schwer ist!“

Mir, der ich wußte, was der Knabe leistete, für den schon damals kaum eine Aufgabe vorhanden war, die er nicht spielend gelöst hätte*), erschien dies wie eine unrichtig angebrachte Unterschätzung seiner Fähigkeiten. Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasiren solle und er bat Zelter um ein Thema.

„Kennst du das Lied: Ich träumte einst von Hannchen ꝛc. fragte ihn Dieser. (Diese Worte sind nicht die richtigen; ich

---

*) Er hatte schon zwei Jahre zuvor Hummel's H-moll-Concert zu dessen höchstem Erstaunen aus dem Manuscript vom Blatt gespielt, transponirte jede Cramersche Uebung auf der Stelle in die schwierigsten Tonarten, spielte das ganze „Wohltemperirte Klavier“ Sebastian Bach's meistens auswendig und Aehnliches.

habe das Lied musikalisch, wie seinen Wortlaut, vergessen, doch war dies ungefähr der Sinn der ersten Zeile und es kommt, wie man nachher sehen wird, auf denselben an.)

Felix verneinte.

„So will ich es dir einmal vorspielen."

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehre gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G-dur in Triolenbewegung. Es mochte vielleicht sechszehn Takte haben. Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einige mal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen durchführte, genug, eine im feurigsten Fluß fortströmende Phantasie gab, wobei ihm Hummel's*) Art und Weise, dergleichen Aufgaben zu behandeln, wohl am meisten vorschweben mochte. Alles gerieth in das höchste Staunen; die kleine Knabenhand arbeitete in den Tonmassen, beherrschte die schwierigsten Combinationen, die Passagen rollten, perlten, flogen mit ätherischem Hauch, ein Strom von Harmonien ergoß sich, überraschende contrapunktische Sätze entwickelten sich dazwischen — nur die Melodie blieb ziemlich

*) Hummel war damals schon Kapellmeister in Weimar und am Orte anwesend, doch war er an jenem Abend nicht zugegen. Später, bei einer musikalischen Matinee, wo ich nicht zugegen war (irre ich nicht, so fand sie bei der damaligen Erbgroßherzogin von Weimar statt), traf dieser hochberühmte Virtuos mit Felix Mendelssohn zusammen. Hummel spielte; nachher wurde auch Felix aufgefordert, doch der Knabe weinte und weigerte sich durchaus zu spielen.

unberücksichtigt und durfte wenig mitsprechen in diesem stürmischen, glänzenden Reichstag der Töne.

Mit einem ihm schon damals eigenen richtigen Takt dehnte der junge Künstler sein Spiel nicht zu lange aus. Desto größer war der Eindruck gewesen; ein überraschtes gefesseltes Schweigen herrschte, als er die Hände nach einem energisch aufschnellenden Schlußaccord von der Klaviatur nahm und sie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der Erste, der die Stille in seiner schon oben erwähnten fahrlässig humoristischen Weise unterbrach, indem er laut sagte: „Na, du hast wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Block!" Zugleich lag in dem Ton die völligste Gleichgültigkeit gegen die Sache, als ob eben nichts Bemerkenswerthes dabei wäre. Außer allem Zweifel hatte der Lehrer die pädagogische Absicht, dadurch der Gefahr eines zu glänzenden Triumphes vorzubeugen. Ob aber diese Weise, die staunenswürdigste Erscheinung zu behandeln, die, oder überhaupt eine richtige war, darüber habe ich später oft mit Freunden und namentlich auch mit Ludwig Berger viel gesprochen. Dieser war ganz dagegen. Seiner edlen aufrichtigen Seele erschien es auch hier als ein Unrecht, und zugleich als ein Fehlgriff, die Wahrheit irgendwie zu verleugnen oder zu verhüllen. Er hat sie bei andern Anlässen aus innerster Ueberzeugung seinem Zögling ganz unumwunden gesagt und in der entschiedensten Form. — Doch wir lassen Das!

Genug, das Spiel hatte, wie es nicht anders sein konnte, die höchste Bewunderung Aller erregt, und namentlich war Goethe selbst von wärmster Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und

scherzend sprach: „Aber damit kommst du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen."

„Aber was soll ich spielen?" fragte Felix. „Herr Professor" — er pflegte Zelter bei diesem Titel zu nennen — „was soll ich noch spielen?"

Ich will nicht behaupten, daß ich genau die Ordnung der Musikstücke behalten habe, welche der junge Virtuos nunmehr spielte, denn es waren ihrer viele. Diejenigen, an welche sich Besonderes knüpfte, will ich aber erwähnen.

Goethe war ein großer Freund der Bach'schen Fugen; ein Musiker aus dem Städtchen Berka, zwei Meilen von Weimar, mußte ihm dieselben häufig vorspielen. Es wurde also auch Felix Mendelssohn die Aufforderung gestellt, eine Fuge des hohen Altmeisters zu spielen. Zelter wählte sie aus dem Notenheft der Bachschen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe spielte dieselbe völlig unvorbereitet, mit vollendeter Sicherheit. Welche, vermag ich nicht mehr anzugeben Im Thema aber kam ein Triller vor, der später, als derselbe zu andern Stimmen im Baß und in der Mittelstimme wiederkehrte, zuweilen wegblieb. „Du solltest den Triller nicht weglassen," bemerkte Zelter; „man erkennt daran das Thema so gut wieder."

Lebhaft rief Felix: „Es ist nicht möglich, ihn zu machen! Sehen Sie nur, Herr Professor, so liegen die Stimmen, so muß ich greifen!"

„Ja, wenn es nicht möglich ist," erwiderte Zelter, „dann muß er wohl wegbleiben! — Aber vielleicht doch!" setzte er zweifelnd, in summendem Tone hinzu. Felix Mendelssohn beharrte mit kecker Sicherheit auf seiner Meinung und hatte zuverlässig Recht, denn wäre es irgend möglich gewesen, die Forderung zu erfüllen, so würde er sie erfüllt haben.

Goethe's Freude wuchs bei dem erstaunenswürdigen Spiel

des Knaben. Unter Anderm forderte er Felix auf, ihm eine Menuett zu spielen.

„Soll ich Ihnen die schönste, die es in der ganzen Welt giebt, spielen?“ fragte er mit hell leuchtenden Augen.

„Nun, und welche wäre das?“

Er spielte die Menuett aus „Don Juan“.

Goethe blieb fortdauernd lauschend am Instrument stehen, die Freude glänzte in seinen Zügen. Er wünschte nach der Menuett auch die Ouverture der Oper; doch diese schlug der Spieler rund ab mit der Behauptung, sie lasse sich nicht spielen, wie sie geschrieben stehe, und abändern dürfe man nichts daran.*) Dagegen erbot er sich, die Ouverture zum „Figaro“ zu spielen. Er begann sie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Passagen, wie ich sie nie wieder gehört. Dabei gab er die Orchestereffecte so vortrefflich, machte so viele feine Züge in der Instrumentation bemerkbar, durch mitgespielte oder deutlich hervorgehobene Stimmen, daß die Wirkung eine hinreißende war und ich fast behaupten möchte, mehr Freude daran gehabt zu haben, als jemals an einer Orchesteraufführung.

Goethe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja er trieb Scherz und Neckerei mit dem geist- und lebensvollen Knaben.

„Bis jetzt“, sprach er, „hast du mir nur Stücke gespielt, die du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob du auch Etwas spielen kannst, was du noch nicht kennst. Ich werde dich einmal auf die Probe stellen.“

Er ging hinaus. Wir, vorzugsweise ich, als ein älterer

---

*) Ich führe seine Meinung an, ohne sie zu theilen; schon an jenem Abend stellte ich ihm meine Gegengründe auf. Doch ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen.

Bekannter aus Berlin, unterhielten uns indeß mit Felix Mendelssohn und wünschten auch, daß er Dieses oder Jenes spielen möge. Eine kleine Schelmerei von ihm will ich nicht verschweigen. Ich fragte ihn nach einem Rondeau von Cramer, einer der geistreichsten Compositionen dieses Meisters, welches Ludwig Berger vorzugsweise liebte und von dem ich wußte, daß er es seinem Zöglinge einstudirt hatte. „Ja," rief er lebhaft, „das spielt Herr Berger wunderschön, so leicht!" Auf meine Bitte fing er es an zu spielen, doch nur versuchsweise. Bei einer Stelle griff er fehl, ging aber darüber hin. Ich fragte ihn, als er inne hielt: „Soll an dieser Stelle nicht cis stehen?" „Ja," sprach er obenhin, indem er den Kopf nachlässig warf, „c oder cis, es kann beides sein!" Daß er fehlgegriffen habe, räumte er nicht ein. — Mehre Jahre später begegneten wir uns im Concertsaal in Berlin. Wir hatten uns sehr lange nicht gesehen, sprachen über Dies und Jenes aus der Vergangenheit und er selbst kam auf unser Zusammentreffen in Weimar. „Erinnern Sie sich noch des ersten Abends bei Goethe! Als ich mich vergriff in dem Rondeau von Cramer und Sie mich fragten: Sollte da nicht cis stehen, und ich ganz dreist antwortete: c oder cis, es ist einerlei!" Und er lachte munter über diese kecke Knabenart, den Fehler zu verleugnen.

Goethe kam nach einigen Minuten wieder in's Zimmer und hatte mehrere Blätter geschriebener Noten mitgebracht. „Da habe ich Einiges aus meiner Manuscriptensammlung geholt. Nun wollen wir dich prüfen. — Wirst du das hier spielen können?

Er legte ein Blatt mit klar aber klein geschriebenen Noten auf das Pult. Es war Mozart's Handschrift. Ob es uns Goethe sagte oder ob es auf dem Blatte stand, weiß ich nicht mehr, nur daß Felix Mendelssohn freudig erglühte bei dem

Namen und uns Alle ein unnennbares Gefühl durchbebte, was zwischen Begeisterung und Freude, zwischen Bewunderung und Ahnung schwankte, vielleicht von Allem etwas hatte. Goethe, der Greis, der ein Manuscript Mozart's, des seit dreißig Jahren Bestatteten, dem zu reichster Verheißung frisch aufblühenden Knaben Felix Mendelssohn vorlegt, um es vom Blatt zu spielen — wahrlich, diese Constellation ist eine seltene zu nennen!

Der junge Künstler spielte mit vollster Sicherheit, ohne nur den kleinsten Fehler zu machen, das nicht leicht zu lesende Manuscript vom Blatt. Sehr schwer war die Aufgabe allerdings nicht, wenigstens nicht für Mendelssohn, denn es galt nur ein Adagio zu lesen. Aber es hatte viel Zweiunddreißigtheile, Passagen, die genau eingetheilt sein wollten, und ein Manuscript, wenn auch im Allgemeinen deutlich, bleibt immer schwerer zu lesen als ein gestochenes Blatt. Jedenfalls war es eine Schwierigkeit, die Aufgabe so zu lösen, wie es geschah, denn das Stück klang, als wisse es der Spieler seit Jahr und Tag auswendig, so sicher, so klar, so abgewogen im Vortrag.

Goethe blieb, da Alles Beifall spendete, bei seinem heitern Ton. „Das ist noch nichts!" rief er, „das könnten auch Andere lesen. Jetzt will ich dir aber Etwas geben, dabei wirst du stecken bleiben! Nun nimm dich in Acht!"

Mit diesem scherzenden Ton langte er ein anderes Blatt hervor und legte es aufs Pult. Das sah in der That sehr seltsam aus. Man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniirtes, mit Dinte besprütztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix Mendelssohn lachte verwundert laut auf. „Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen?" rief er aus.

Doch plötzlich wurde er ernsthaft, denn indem Goethe die Frage aussprach: „Nun rathe einmal, wer das geschrieben?" rief Zelter schon, der herzugetreten war und dem am Fortepiano

sitzenden Knaben über die Achsel schaute: „Das hat ja Beethoven geschrieben! Das kann man auf eine Meile sehen! Der schreibt immer wie mit einem Besenstil und mit dem Aermel über die frischen Noten gewischt! Ich habe viele Manuscripte von ihm! Die sind leicht zu kennen!"

Ich glaube, ich gebe seine Ausdrücke ziemlich wörtlich, trotz des Vierteljahrhunderts, das seitdem vergangen. Wer seinen derben Humor gekannt hat, wird dieser Versicherung nicht bedürfen. Seine Redeweise war ebenso kenntlich und grotesk, wie Beethovens Manuscripte.

Bei diesem Namen aber war, wie ich schon eben sagte, Felix Mendelssohn plötzlich ernsthaft geworden, mehr als ernsthaft. Ein heiliges Staunen verrieth sich in seinen Zügen; Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuscript gespannt und leuchtende Ueberraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edeln Erfindung hervorrang.

Das Alles währte aber nur Secunden. Denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst du", rief er, „sagt' ich's dir nicht, du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche, zeige, was du kannst."

Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied; deutlich geschrieben eine kinderleichte, gar keine Aufgabe, selbst für einen mittlern Spieler. So aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb und ganz verwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Ueberblicks, wie sie wenige erringen werden. Ich sah verwundert mit ins Blatt und versuchte zu singen, doch manche Takte blieben, was die Worte

anlangt, durchaus unlesbar, wie auch der Accompagnist rücksichtlich der Noten einhalf und oft lachend mit dem Finger die richtige zeigte, die urplötzlich an ganz anderer Stelle gesucht werden mußte. Er aber übersah, so schien es, Alles zugleich.

Einmal spielte er es so durch, im Allgemeinen richtig, aber doch einzeln inne haltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen: „Nein so!" verbessernd; dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!" Und dieses zweite mal fehlte auch nicht eine Note; die Singstimme sang er theils, theils spielte er sie mit. „Das ist Beethoven, diese Stelle!" rief er einmal dazwischen zu mir gewandt, als er auf einen melodischen Zug stieß, der ihm die eigenthümliche Weise des Künstlers recht scharf auszuprägen schien. „Das ist ganz Beethoven, daran hätte ich ihn erkannt!"

Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob erntete, welches sich bei Goethe in den neckenden Scherz versteckte, hier habe er doch gestockt und sei nicht ganz sicher gewesen, darf ich kaum hinzufügen.

Was ferner an dem Abend geschah, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Indeß Felix Mendelssohn spielte noch Manches; er begleitete Frau von Goethe zum Gesang; es wurde auch vorgeschlagen, etwas zu vier Händen zu spielen, doch keiner von uns Andern mochte sich dazu verstehen, in der Gewißheit, daß neben dem Alles besiegenden Talent des Knaben jede andere Ausübung doch nur stümperhaft oder gar störend erscheinen mußte, und nichts dabei zu ernten sei, als Beschämung für das anmaßliche Beginnen.

Späterhin veranstaltete Goethe noch mehrere gesellige Versammlungen, zu denen er die weimarischen Freunde einlud, damit sie sich an dem Talent des Knaben staunend er-

freuen möchten. Namentlich erinnere ich mich eines Sonntags Vormittags, an welchem Felix besonders glücklich phantasirte, zum Theil über ein Thema von Eberwein (eine Goethe'sche Ballade), die seine Gattin eben zuvor gesungen.

Der Dichtergreis weissagte dem musikalischen Wunderknaben die größte Zukunft. Er sprach mit vollem, warmem Glauben davon zu mir, an den er sich in dieser Beziehung öfters wandte. Seine echte künstlerische Freude über die vielverheißende Erscheinung loderte immer wieder in frischen Flammen auf. Entschieden war der Knabe sein Liebling geworden.

Er war aber auch der Liebling des ganzen Hauses. Die Frauen und Mädchen neckten sich unabläßig mit ihm, und öfters, wenn er eben am Instrument gesessen und uns das Herrlichste geboten hatte, sprang er gleich danach auf und jagte sich muthwillig mit den jüngern Damen durch die Zimmer. Einmal neckte er eins der Hoffräulein auch mit einem Blasebalg, den er irgendwo am Kamin aufgefunden und blies ihr muthwillig in die Locken — aber ihm wurde Niemand böse!

Das waren diese heitern, sonnigen Tage der Jugend, diese ersten Frühlingsrosen des Lebens! Ohnehin würde ich mit Wehmuth auf eine auch mir so goldene Vergangenheit zurückblicken — vollends aber jetzt, wo ein tiefes, dunkles Grab sich düster zwischen dem Heut und Damals geöffnet hat, ein Grab, das vielleicht den edelsten Theil der Schätze für ewig in seine Nacht hüllt, welche damals dem Seherauge des Dichters aus der künstlerischen Wunderblüthe entgegenleuchteten, die sich eben im Morgenstrahl des Lebens entfaltete.

Zwölftes Kapitel.

Geselligkeits-Verhältnisse in Weimar. — Ueble Zustände im Devr'schen Hause. — Abreise nach Berlin.

Auch für mich nahete die Zeit der Abreise von Weimar heran. Ich empfand eine Sehnsucht nach den Meinigen in Berlin. Auch sah ich wohl, daß hier für mich nichts Wesentliches mehr zu gewinnen war; ferner drängte mich mein Trauerspiel zurück, da ich es in Berlin einreichen wollte, und in Dresden ebenfalls, wohin mich, wie erzählt, eine Empfehlung von der Schoppenhauer an den Chef der dortigen Verwaltung der Bühne, Herrn von Könneritz begleitete. — Dazu gesellten sich noch Momente, die meine Abreise eigentlich beschleunigten. Ich hatte versucht, eine gesellige Unterhaltung in Weimar in Gang zu bringen, indem ich meine Tischgenossen und einige andere Bekannte veranlaßte, Sonnabend Abends nach dem Theater, in den Elephanten zu kommen, um daselbst bei einem gemeinschaftlichen Abendessen heiter über den Verlauf der Woche, über das Theater rc. zu sprechen. Die erste Zusammenkunft war sehr fröhlich und geistvoll belebt gewesen; ich hatte für mich einen Gast mitgebracht, Keferstein. Alles war befriedigt von dem guten Abendtisch, den wir erhielten, und von dem heiteren, sich frei über Kunstgegenstände bewegenden Gespräch, was wir dabei hatten. Bei der zweiten Zusammenkunft aber hatte die Mehrzahl der Tischgenossen abgesagt, wir waren nur vier oder fünf die den Abend dort zubrachten, und nicht die interessantesten. Das dritte Mal kam gar nicht zu Stande. Es war den kleinen Einrichtungen der Weimaraner zu viel, alle Sonnabend in dem Gasthause zu essen. Ich bekenne, daß mir dies sehr unangenehm war; denn ich hatte mich durch meinen Verkehr in Berlin und noch mehr in Frankfurt daran gewöhnt, den Abend gerade am

meisten auswärts zuzubringen. Die Einladungen in Weimar aber waren sehr schnell erschöpft. In fünf Monaten waren es, die Goethe'schen Soiréen mitgerechnet, etwa acht oder zehn gewesen; dann brach Alles kurz ab, und ich verkehrte nur in meinem Hause bei Deny. Auch die Hoffnung, mich gesellig ein wenig zu rechtfertigen und dann und wann einen Freund einzuführen, schlug mir somit fehl. — Ein Frühstück bei der Oberhofmeisterin hatte zwar den Vortheil für mich, daß ich dem damaligen Erbgroßherzog vorgestellt wurde, und mit einigen Herren vom Orchester ein Trio von Beethoven spielte, so wie für mich selbst die Cis moll-Sonate Beethovens; allein musikalisch blieb es doch ganz isolirt. Selbst ein Gesangverein, in den ich mich hatte aufnehmen lassen, und der sich etwas aristokratischer Natur unter Eberwein's Leitung gebildet, konnte mir keine rechte Theilnahme abgewinnen.

Am meisten aber war es mein Verhältniß im Hause zu Deny, welches mich störte, und endlich zu dem bestimmten Entschluß führte, die Stadt zu verlassen. Es war dies freilich nur ein zufällig eintretendes Moment, aber von einer solchen Wirksamkeit, daß ich ohne diese Thatsachen wahrscheinlich noch bis gegen Ostern geblieben wäre. Deny hatte nämlich in Folge seiner Reibungen beim Theater verschiedene Verdrießlichkeiten, die ihn so in Aufregung versetzten, daß mir sein Betragen schon ernste Besorgnisse erregte. Er war mehrmals in den heftigsten Zorn ausgebrochen und hatte gegen Kinder und Dienstboten so gewüthet, daß sich diese vor ihm versteckten. Als ich von meinem Neujahrsbesuch in Erfurt zurückkehrte nach Weimar, fand ich in seinem Zimmer eine seltsame Spur seines Handelns. Er hatte eine schöne Lampe gänzlich zerschlagen, und erzählte mir den Vorfall als eine Zufälligkeit, die ihm beim Wegrücken des Tisches passirt sei. Allein wenige Tage darauf ging etwas Aehnliches vor, und da ich zu Haus

war, gewaltiges Schreien und Lärmen hörte, lief ich herbei um Unglück zu verhüten, was mir auch einmal gelang, indem er nur in ein lebhaftes Weinen ausbrach, über die Mißhandlungen die ihm von Seiten des Theaters wiederfahren seien. Doch einige Abende darauf wiederholte sich der Auftritt in einer Entsetzen erregenden Weise. Es entstand ein heftiges Geschrei und Getümmel auf seinem Flur, und ehe ichs mich versah, stürzte seine Frau zu mir ins Zimmer und rief: „Rettung, Hülfe, mein Mann ermordet mich!“ Gleich darauf kam auch er herangestürzt, hatte ein Beil in der Hand, und wollte die Frau ums Leben bringen. Ich sprang hinzu, und faßte ihn von hinten so daß er mit Hülfe eines im Hause wohnenden Post-Offizianten, der auch herzugelaufen war, entwaffnet wurde. Wir redeten ihm liebreich und vernünftig zu, und brachten ihn zurück in seine Wohnung, wo wir ihn beredeten, sich zur Ruhe zu legen. Aber kaum war eine Viertelstunde vergangen, so flüchtete wieder eins seiner Dienstmädchen zu mir ins Zimmer, und hinter ihr her Devy im vollständigsten Wahnsinn. Auch zum zweitenmal gelang es uns, ihn zu bewältigen, indessen war sein Zustand unverkennbar, und es mußte ärztlich eingeschritten werden. Es war zwar bereits nach zehn Uhr Abends, allein der Dr. Rehfeldt wohnte ja unserm Alexanderhof gerade gegenüber; zu ihm ging ich, und rief ihn von unten aus. Er öffnete das Fenster, und weigerte sich anfangs zu kommen, doch auf mein lebhaftes Zureden versprach er gleich hinüber zu gehen. Ich war froh diese Hülfe erlangt zu haben. Der Arzt kam, überzeugte sich von dem traurigen Zustande des Kranken, und ordnete die nöthigen Mittel zu seiner Beruhigung an. Dieser wüthete gegen alle, ausgenommen gegen den Arzt; namentlich hatte er einen ingrimmigen Haß auf mich geworfen. Indeß war er zu Bett gebracht, und ich selbst näherte mich ihm mit der wohl-

wollendsten Absicht. Sobald ich nur einige freundliche Worte gesprochen, änderte auch er sein Betragen, und war der zuthulichste Mann. Es waren ihm beide Hände gebunden; doch mit der List eines völlig eingeübten Menschen zeigte er mir, wie er sich frei machen könne, und schon ein Paar Strümpfe bereit halte, um sie auf die Füße zu ziehn, und dann plötzlich davon zu laufen! — Noch eine Stunde blieb ich bei ihm; dann war er so ruhig geworden, daß man ihn sich selber überlassen konnte. Der Postbeamte hatte sich bereit erklärt, die Nacht bei ihm zu wachen. —

Am andern Tage, irre ich nicht so war es ein Sontag, befand sich der Kranke besser. Er erhielt die Erlaubniß auszugehen, doch nicht ohne Begleitung. Dies geschah; in ganz neuen Kleidern machte er einen Spaziergang über die Esplanade, wobei er sich aber beständig in den lebhaftesten Aeußerungen über seine Theaterfeinde ergoß.

Von jetzt an kehrten die wilden Anfälle indessen zurück, und es wurde in den nächsten Tagen beschlossen, ihn nach Jena zu transportiren, wo er in der Irrenanstalt aufgenommen werden sollte. Dies geschah. Allein nur für wenige Tage, indem er alsbald dort verstarb.

Welch ein Aufsehn dieser Fall, der eine so schreckliche Lage der Familie erzeugte, mit so vielen unangenehmen Beziehungen zum Theater verknüpft war, machte, läßt sich denken! Der Frau und den Kindern des Verstorbenen wurde vorläufig zwar alle Theilnahme und Hülfe, jedoch nichts konnte den entsetzlichen Schlag, den sie durch den Tod des lebensrüstigen Vaters erlitten hatten, vergessen machen.

So war denn auch dieses Verhältniß in Weimar erschüttert und untergraben. Es drängte mich jetzt nach Berlin zurückzukehren, und es war am 5. Februar des Jahres 1822

wo ich die Post bestieg, und über Leipzig meine Heimath wieder aufsuchte.

Es war ein Jahr voll reicher Ereignisse geworden; voll mancher schweren, ernsten Prüfung! Allein auch voll so vieler denkwürdigen Beziehungen, daß ich heut nach siebenunddreißig dahingeflossenen Jahren, nur mit tief innerster Bewegung niederschreibe, was es mich gelehrt, was es mich gekostet hat!

Achter Abschnitt.

Reise nach Berlin, Frankfurt, Weimar, dem Rhein und Heidelberg.



Dreizehntes Kapitel.

Aufenthalt in Berlin. — Wiederabreise nach Frankfurt. — Reise nach Dresden. — Goldtammer. — Bernhardi, der Sohn. — Schauspieler Julius. — Vorlesung meines Trauerspiels an Tieck. — Weber.

Nach einer Reise über Leipzig mit Post und Hauderer, kehrte ich in den seit länger als neun Monate verlassenen Kreis der Meinigen zurück, und wurde überall mit der alten Liebe und Zuneigung empfangen. Große Ereignisse und Entscheidungen hatten sich inzwischen nicht aufgethan, wie das ein junger Mensch so leicht hofft, der eine für ihn sehr lange Zeit in der Fremde zugebracht hat. Auch an geistigem Betrieb war Alles noch ziemlich beim Alten. Ich selbst nur brachte etwas Neues mit, ein Trauerspiel, Karl der Kühne, das ich der Bühne einreichte — Graf Brühl war damals der Führer derselben — und auch mit Wolf einige Rücksprache darüber nahm. Ich erhielt höfliche Zusicherungen der Aufführung und war noch so beschränkt in literarischen Dingen, daß ich daran glaubte. Ich las es übrigens zu Haus den Meinigen vor, wie auch anderen wohlmeinenden Freunden; bei Barde-

leben, meinem alten Chef, wurde ein Abend dafür angesetzt, ebenso bei Schindelmeißer. Damit verbanden sich alle die schönen Träume und Hoffnungen, die man in so jugendlichem Alter an ein erstes Werk zu setzen pflegt. — Darüber verstrich nun die Zeit meines Aufenthaltes in Berlin, und ich dachte ernstlich daran nach Heidelberg abzugehen; im Stillen machte ich mir wohl einige Vorwürfe darüber, daß ich wegen des Aufenthaltes in Weimar ein halbes Jahr versäumt hatte, allein mich tröstete der Gedanke, daß Göthe's Bekanntschaft, so wenig wesentlich Förderndes ich durch sie gefunden, doch des Opfers werth sei, und daß sein damals schon ansehnliches Alter dieselbe nicht weiter hinaus schieben ließ, denn er zählte bereits 72 Jahre. — Auch nutzte mir die Bekanntschaft und der Aufenthalt in Weimar sehr im Kreise meines jüngeren Umgangs; denn damals war derjenige gleich bedeutend gehoben in literarischer Beziehung, der dem Haupt des deutschen Parnaß um einige Grade näher getreten war, zumal wenn er wie ich, Tieck und Jean Paul an die Seite der großen Bekanntschaft zu setzen hatte. Inzwischen gestaltete sich doch in der kurzen Zeit die ich in Berlin verweilte, auch nichts Bedeutendes für mich. Ich ging daher nach etwa zweimonatlichem Verweilen meinem Lebensplan weiter nach, indem ich von herzlichsten Freundeswünschen begleitet, mich aufmachte, um auf leichten Umwegen über Frankfurt und Dresden, Heidelberg zuzueilen. Wahrhaft in einer Fülle der Liebeszeichen und Segensgaben schied ich aus dem trauten Kreise meiner Freunde. —

Auch in Frankfurt konnte mein Eintreffen nur einen frohen Abschnitt meines Lebens bezeichnen; die Verhältnisse waren ganz die alten geblieben. Ich schied mit dem Anfang des April, und nahm wiederum den wohlbekannten Weg nach Dresden. Unterweges machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, den ich jetzt noch öfters in der mir nahe befreundeten

Familie des Geheimen Rechnungsraths Ballhorn sehe, und mich dann gern mit ihm der harmlosen Jugendzeit erinnere; es ist der jetzige Geheime Tribunalsrath Goldtammer. Er war Student, seine Bildung, und manches frohe Wegeabenteuer brachten uns schnell aneinander. Ich lieh ihm in Dresden eine Summe Geldes, wie man denn immer am reichsten in den Zeiten ist, wo man nichts hat. Er versprach sie mir in Heidelberg zurückzugeben, und hielt pünktlich sein Wort. — Mit einem anderen Bekannten, dem Sohn des Direktors Bernhardi, ging es mir nicht so gut. Auch ihm lieh ich etwas Geld, da ich ihn als ehemaligen Schulkameraden kannte, und ihn bei Tieck, dessen Neffe er war, antraf. Er ist sie mir schuldig geblieben!

Diese beiden Fälle abgerechnet, wüßte ich von der Jugend, die ich im Dresdener Rauchhause, wo großer Jubel über meine Ankunft erhoben wurde, antraf, Niemand namhaft zu machen. Doch habe ich mit vielen Studenten, die die Osterferien dort zubrachten, daselbst freundlich und herzlich gelebt, und wir genossen die Freiheit in vollen Zügen, uns an den schönen Gaben der Natur und Kunst erfreuend.

Den meisten Raum indessen nahm mein Trauerspiel auch hier wieder ein. Ich überreichte es mit dem Empfehlungsbriefe der Schoppenhauer, dem Intendanten der Bühne, Herrn von Könneritz, wurde sehr freundlich aufgenommen und erhielt wenige Tage darauf schon den Kaufpreis dafür mit 10 Dukaten bezahlt, die mir Julius, mein alter wackerer Genoß und Freund, Abends bei einer kleinen Mahlzeit in seinem Hause übergab. Wer war glücklicher als ich!

Aber ich machte noch ein anderes mir bei Weitem bedeutenderes Geschäft mit diesem ersten Werk meines dichterischen Geschicks. Tieck, den ich natürlich unter allen zuerst wieder aufsuchte, bat mich, ihm das Trauerspiel vorzulesen; eine

solche Bitte von einem solchen Geiste, konnte nur die Gewährung meiner eigensten, innerlichsten sein, die ich auszusprechen für unmöglich gehalten. Ich war daher auf das Höchste beglückt, diese Erlaubniß erhalten zu haben, und trat sehr erregt an dem von ihm bestimmten Vormittage zu ihm ins Zimmer. Nach einer kurzen Unterredung, in welcher er mir sagte, daß er selbst einen Plan zur Bearbeitung desselben Stoffs entworfen habe, und mir einige Details darüber mittheilte, begann ich mein Werk. Als Dichter wie als Leser stand ich einem Meister gegenüber; indessen er wußte so aufmerksam, so geschickt zuzuhören, sprach in der Aktpause so einsichtsvoll, so ausführlich über das Gehörte, daß mir der Muth wuchs. Es mochte etwa ein Uhr Mittags sein, als ich die drei ersten Akte beendet hatte; Tieck selbst machte eine Pause, indem er mir auf die freundlichste Weise vorschlug, den Mittag bei ihm zu speisen, und nach Tisch die Vorlesung fortzusetzen. Auch Bernhardi war beim Essen zugegen. Ueber Tisch war Tieck so heiter, so geistreich, daß es schwer halten würde, ein Bild von dem Manne zu zeichnen, wenn man nicht den ganzen Faden des Gesprächs eben so abspönne, wie er ihn leitete. Es sei von den vielfachen Interessen die er anregte nur erwähnt, daß er mit steter Ironie die Lebensansichten seines Neffen besprach, und ihn in dieser heitersten Laune auch zum Trinken aufforderte. Das gab die Wendung zu einem Gespräch über das Trinken selbst, über die Art wie die Weine behandelt werden müßten, und manches dahin einschlagende. Tieck war damals der geistreichste Gesellschafter und Trinkgenoß, den man auffinden konnte; mit ironischer Heiterkeit verspottete er die rohen Trinker die immer ein volles Glas hinunter schlürfen müßten, und dadurch die Freude entbehrten, die Weine besser und feiner zu schmecken. Unter diesen gab er entschieden dem Aleatico den Vorzug; Champagner schien ihm weniger zu

behagen. Zwischen den launigen Bemerkungen über das Weintrinken, webten sich indeß andere über das Leben selbst, über die philosophischen Studien und Ansichten hinein, die eben so durch Schärfe der Auffassung entsprachen, wie jene durch satyrischen Blitz erlabten. — Dabei blieb beständig auch der Vater in seinem Recht, und ich erinnere mich mancher Bemerkung gegen die beiden Töchter, die bei allem Wohlwollen, doch auch den Ernst der Erziehung verriethen. Die zwei Stunden bei Tisch entflohen dann sehr schnell, und unmittelbar darnach begann wieder meine Vorlesung in Tiecks einsamem Arbeitszimmer, wo ich ihm denn das Ende meines Dramas mit so ernster Erhebung mittheilte, als ich es einem solchen Kenner gegenüber vermochte. —

Am Schluß des Stückes reichte er mir die Hand, und sagte ungefähr: „Es hat mich Vieles darin bewegt, angesprochen, Manches in den Wendungen überrascht, ja erschüttert; doch erkenne ich andererseits auch Vieles Jugendliche darin, was ich indessen nicht herausnehmen würde. — Darf ich Ihnen meine Vermittlung bei der hiesigen und einigen anderen Bühnen anbieten, um die Darstellung zu beantragen?“ — Ich erwiederte mit einem jugendlich festen, aber sehr unbesonenen „Nein“ auf den angebotenen außerordentlichen Dienst. Zugleich erzählte ich, daß ein Brief von der Schoppenhauer an Könneritz die Sache hier in Dresden schon angeregt habe, mich aber einigermaßen in Verlegenheit setze, da eine Aufführung des Stückes doch nur diesem selbst gedankt werden müsse. (Die Entscheidung war mir damals noch unbekannt). Tieck fand das natürlich, und fügte nur einige Worte über sein Anerbieten hinzu. Dann ließ er sich in ein weiteres Gespräch über die Charaktere und Verhältnisse des Stückes ein, welches, ich bekenne es gerne, mir damals manches Ungerechte zu enthalten schien. Hätte ich es genau behalten, und hätte

es jetzt an der längst über Seite gelegten, vergessenen Arbeit geprüft, mein Urtheil würde gewiß beistimmend ausfallen. —

Mit Weber erinnere ich mich nicht in diesem Zeitraum Beziehungen gehabt zu haben. Mich dünkt, er sei schon auf dem Wege nach Wien gewesen, um die Euryanthe dort einzuleiten oder in Scene zu setzen. In den wenigen Tagen hätte auch damals schwerlich ein wesentliches Moment zwischen uns erblühen können; und da ich heute fast um vierzig Jahre später schreibe, so möchten leicht Falsa vorkommen, die ich nicht vertreten könnte. Ich schließe also meinen Aufenthalt in Dresden hier ab; ich verließ es sehr beglückt, und reis'te in der anspruchslosen Weise, wie es damals immer geschah, mit einem Hauderer nach Leipzig ab, wobei etliche Genossen die ganz unterhaltende Reisemitgift bildeten.

Vierzehntes Kapitel.

Reise nach Frankfurt am Main. — Unterweges. — Die Gefährten Bonseri, Behrend, Raden. — Mainz. Rheinfahrt bis Coblenz. — Dronke. — Die Rheinbäder. — Darmstadt. — Heidelberg. Meine Wohnung. — Dr. Carové. — Rabe. — Graf Leiningen. — v. Norrmann. — v. Thüngen. — Schuster. — Philippi. — v. Grote. — Koch. — v. Rohr. — Poninski's. — Graf Dohna. — Neumann. — Der König Limprecht.

Glücklichere Tage lassen sich nicht malen, als die, welche ich jetzt genoß, auf der Reise über Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und die anderen schönen Städte, die sich dem Rhein immer mehr nähern, und die damals in der ganzen Lebensweise so vortheilhaft von der Einrichtung unseres nördlichen Deutschlands abwichen. Das ganze Herz war voller Erwartungen; die schönsten Lebensplane lagen ausgebreitet vor mir; mich erregte die große Hoffnung, Männern von solcher Bedeutung wie Thibaut, Kreuzer und andere Heroen der

Wissenschaft kennen zu lernen. Und dazu das täglich neu waltende Leben der Reise, der heitersten, froheste Genüsse, der jeden Augenblick erfüllten herrlichen Erwartungen!

Der Anfang war schön. Ich stieg zu Weimar bei meinem Freunde Brunnquell ab, und wurde mit warmer Herzlichkeit aufgenommen. Einige Tage verflossen mir in dem theuren Ort voll der angenehmsten Erinnerungen und Erneuerung alter Freuden. Auch im Goethe'schen Hause, wo ich mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, und mir eine Abschieds-Unterredung mit Goethe selbst bereitet war, worin er mir viel Treffliches zur Fortsetzung meiner Studien anrieth. — Dazu kam, daß das Frühjahr ungemein zeitig eintraf, und der Reiz der Landschaft alles verschönerte. — Unter herzlichen Segenswünschen setzte ich in einem Einspänner, den ein Mann aus Mannheim, ein Bildhauer, welcher den Feldzug von 1812 mit gemacht hatte, mit mir theilte, die Reise am 18. oder 19. April fort. Wir waren um vier Uhr früh von Weimar aufgebrochen, gelangten daher schon um halb sieben Uhr nach Erfurt. Dort trank mein Reisegefährte eine ganze Flasche weißen Wein, ohne etwas dazu zu essen. Mich schauert noch, wenn ich an den sauren Geschmack denke, den er erdulden mußte! — In den Städten, die wir passirten, schaute ich mich stets ein wenig um; in Gotha, wo wir zu Mittag aßen, konnte ich einen hübschen Spaziergang auf's Schloß unternehmen, und in Eisenach wo wir vor Abend eintrafen, die Wartburg besteigen. So erhob ich überall meinen Durchgangszoll, der oft recht reichlicher Art war. Wir kamen andern Tages durch Wach, in der schönsten Landschaft gelegen, erreichten Schlüchtern, Fulda, Hanau, und trafen endlich im schönsten Frühlingswetter in Frankfurt a. M., wo eben die Messe in Gang war, ein. Ich wohnte im Weidenbusch.

Hier fand sich schon Heidelberger Genossenschaft zusammen.

Drei junge Berliner vorzüglich waren es, die sich hier an mich anschlossen. Bonseri (ein Bruder des Kammergerichts-Präsidenten a. D.), Behrend und Raden, der, damals schön wie Apoll, die Freude aller Mädchen war. — Die Landsmannschaft führte uns zusammen, und wir theilten die Reisegenüsse und Vortheile.

Nach einigen Tagen im alten Frankfurt, wo uns der Römer vorzugsweise anzog, brachen wir nach Mainz auf, wohin wir auf dem damaligen Marktschiff fuhren. Dorthin begleitete uns eine junge Dame, die mit ihrem Vater reis'te, von äußerst liebenswürdigem Wesen; sie wurde während der Fahrt, die einen Tag in Anspruch nahm, so vertraut mit Raden, daß die Trennung ihr schwer zu werden schien! Es war aber auch ein liebreizendes, blondes Mädchen! — Wir besichtigten in Mainz den Dom, wo wir auf dem hohen Thurm ohne Geländer waren. Diesen Augenblick benutzte ich, um meinen jungen Begleitern die Geschichte vom Freiburger Dombau, die ich späterhin zu einer Novelle „die Gewerke" verarbeitet habe, zu erzählen. Ich hatte die Freude sie, da ich die Erzählung vortrug, als sei sie hier vorgegangen, so schwindelnd zu machen, daß sie sich niedersetzen mußten. Nach einiger Zeit war der Schauer vorüber, und sie konnten wieder frei hinuntergehen.

Der nächste Morgen schied uns. Nur Raden blieb bei mir, da er nach Bonn ging, um zu studiren. Wir beide fuhren um sechs Uhr früh mit dem Post- oder Marktschiff nach Coblenz ab, damals der einzigen Wasser-Reisegelegenheit auf dem Rheine. Es brachte uns gegen Mittag nach Bingen, wo wir im weißen Roß speisten; bereits etwas bekannter mit den übrigen Gesellschaft geworden, fuhren wir nach Tisch weiter. Die schöne Frühlingsluft, die Erhebung, welche die Landschaft mit den alten Schlössern erzeugte, die Fahrt durch das Binger

Loch, die wir nach alter Sitte mit einer Rheinweinspende, die in den Strom hinabgegossen wurde, erkauften, führte die Gefährten noch viel näher zusammen. Es waren auch hübsche Mädchen in der Gesellschaft, und wir bildeten einen heiteren Kreis, in dem manche Flasche geleert wurde. So zogen uns die Wunder des Rheins am Auge vorüber, und wirkten desto tiefer in der Seele nach; jede Kleinigkeit dieser Reise ist mir lebendig geblieben, sogar der Musiker, der auf einer alten Geige manches Volkslied spielte, zu dem er den Gesang mit einer kläglichen Stimme ausführte. — An alten Festen, Felsen und Städten streiften wir vorbei; Caub spiegelte sich freundlich im Rhein, die Lorelei begrüßte uns; Bacharach, Oberwesel, der Lahnstein, alle umsäumt vom ersten jungen Grün, winkten uns ein frohes Willkommen zu, das wir überall mit herzlichem Trinkgruß erwiderten. Abgespannt und ermattet kamen wir endlich in Coblenz an, wo wir in einem Gasthause unser Unterkommen fanden, das weit ab vom Landungsplatze lag, an dem in jener Zeit die drei Schweizer das einzige Gasthaus bildeten. — Hier schied ich von Naden, denn meine Frühlingslustreise war zu Ende, und er mußte nach Bonn. Ich meinerseits beschaute noch Coblenz und den Ehrenbreitenstein, und ging dann nach Ems ab, um über dieses und Schwalbach nach Wiesbaden zu gelangen. — Eines Mannes muß ich hier noch erwähnen, des Gymnasiallehrers Dronke zu Coblenz, eines Berliner Freundes, aus Breslau gebürtig, den ich sehr lieb gehabt. Er nahm mich herzlich auf, und gab mir die Instruktionen für meine Wanderfahrt über die Bäder. Auch späterhin, bei vielen wiederholten Rheinreisen ist er mir freundlich mit Rath und That zur Seite gewesen, bis er nach Fulda als Rektor des dortigen Gymnasiums versetzt wurde. Von dort aus sandte er noch seinen Sohn, der zu Berlin studirte, zu mir, und ich habe denselben gastlich aufgenommen. Die Hal-

tung des jungen Mannes im Jahre 1848 ist mir nur noch aus der Ferne kund geworden.

Mein Weg war anfangs bis Ems, wo ich zu Mittag aß, und nachmals bei dem Stammgute Steins, wo die Straße prächtig ansteigt, sehr schön; etwas gleichgültiger wurde er indessen oben auf dem Gebirgsplateau. Ich übernachtete in einem Orte auf der Höhe, und zog andern Morgens nach dem anmuthigen Schwalbach. Hier machte ich die erste Bekanntschaft des Maitranks, indem mein Wirth mich einlud, einer Prüfung der für den Sommer zu erwählenden Musik, die auf einem nahen Berge stattfinden sollte, beizuwohnen. Dazu war eine Bowle frischen Maitranks gemacht worden, die mir außerordentlich behagte. — Von dort setzte ich bei schönstem Frühlingslaub und reizend beleuchteten Bergen den Weg nach Wiesbaden fort, wobei mich der Anblick des prächtigen Mainz, das plötzlich jenseits des Rheins in der Tiefe unter mir schimmerte, hoch erfreute. In Wiesbaden verweilte ich die Nacht und den andern Morgen, ging aber dann frühzeitig nach Mainz ab, berührte diesmal nur Castell, setzte über den Main, und nahm hier den Weg nach Darmstadt, wo ich den Abend zur Oper einzutreffen dachte. Allein die rheinische Lebensart hatte mich verführt, ich trank im ersten Dorf einen Schoppen, im zweiten, dritten wiederum einen, und wurde dadurch so müde, daß ich in einem Wäldchen einschlief. Ein vorüberfahrender Wagen weckte mich, und siehe, es war nahe an Sonnenuntergang! So kam ich zwar noch nach dem schönen Darmstadt, aber es war zu spät zur Oper. Ich war froh, in der Traube noch ein Unterkommen zu finden, und ergötzte mich an dem behaglichen Wohlleben im Gasthause. Gern hätte ich in Darmstadt verweilen mögen, allein es war so heiß gewesen, ich hatte mich auf den Fußwegen so angestrengt, daß ich, schon der Wäsche halber, die ich nicht mehr wechseln konnte, meinem voraus-

geschickten Koffer eiligst folgen mußte. Daher nahm ich denn die vortheilhafte Gelegenheit, andern Tages nach Heidelberg zu fahren, bestens wahr, und gelangte an einem himmlisch schönen Frühlingstage, auf der reizenden Bergstraße an dem Orte an, wo ich meines Bleibens für längere Zeit festgesetzt hatte.

Jetzt nahen sich die Tage, welche ich rücksichtlich der Entwickelung meines inneren poetischen Lebens für die reichsten, die mir begegnet sind, halten muß. Der Aufenthalt in Heidelberg, die Reisen von dort aus nach Cöln, Stuttgart, dem Schwarzwalde, Straßburg, Baden, durch die herrliche rheinische Pfalz nach Luxemburg, und von dort über Coblenz nach Bonn; ferner der dortige Aufenthalt, die daran geknüpfte Schweizerreise und Rückkehr nach Berlin bilden die Gegenstände, die meiner Auffassung dargeboten wurden. Viele Namen, theils berühmter Männer, theils jugendlicher Genossen, werde ich dabei zu nennen haben; doch so befreundend die Verhältnisse sich vielfach gestalteten, nur sehr wenige sind es, mit welchen sich ein Zusammenhang für das Leben gebildet. Ueberall lernte ich hier, wie hauptsächlich die Zeit die Verbindungen knüpft, der Mensch aber unter stetem Einfluß ihrer Einwirkungen mehr diesen gehorcht, als das, was sie dem freien Urtheil und der Gestaltung anheim gegeben hat, selbst zur Hand nimmt.

In einem Hause am Paradeplatz beim Schreiner Fischer fand ich meine Wohnung und die behaglichste Einrichtung in derselben. Ich hatte für sechszig Gulden, den Cours über, ein Zimmer von zwei Fenstern nach dem Platz, und ein kleines Schlafzimmer nach hinten. Alles war sehr sauber gehalten, die Wände tapezirt, die Meubles anständig. Deutsche Reinlichkeit mischte sich hier mit der etwas vornehmen Gewohnheiit und Sitte. Meine Fenster boten die freundliche Aussicht auf den schönen, mit grünen Bäumen ringsum geschmückten Platz,

der damals noch kein anderes Gebäude zeigte, als das alterthümliche der Universität, welches soweit zur Rechten desselben stand, daß es den Anblick nicht benachtheiligte. Neben demselben erhob sich das Mittelthor, ein alter Thurm mit Thordurchgang nahe dem Gasthof zum Karlsberge, der die Hauptstraße in zwei Hälften theilte. Gegenüber stieg das Gebirg mit dem Riesenstein auf, welches das Thal zur Klinge bildete, in der man zum Kaiserstuhl wandelte; die alte Schloßstraße zog sich in einer Thalspalte zum Schloßberge hin aufwärts. Eine Reihe von stattlichen Häusern umgrenzte den Platz. Die Freundlichkeit meiner Wirthsleute und ihrer beiden Töchter, Riekchen und Pinchen, machten mir meine Häuslichkeit sehr angenehm.

Der erste Bekannte, den ich in Heidelberg aufgesucht, war ein neun Jahre älterer Mann als ich, den ich in Berlin recht genau gekannt, der beste Freund Bernhard Klein's, Dr. Carové. Er lebte hier in Heidelberg als Hausgenoß der Präsidentin Gruner aus Berlin, sonst aber in wissenschaftlichem Verkehr. Demnächst war es Goldtammer, den ich antraf; dann meine Reisegenossen von Frankfurt aus, Behrend und Bonseri, endlich einige ältere bürgerliche Freunde, die Bekannte meiner Berliner Freunde, Ludolff und Ballhorn, gewesen waren, die Familien Sadler und Gatterer. — Thibaut besuchte ich sofort mit einer Empfehlung von Bernhard Klein; ferner Kreuzer, so wie einige andere Professoren, bei denen ich Collegien hören wollte. In kurzer Zeit waren allerlei Verbindungen angeknüpft, wie sich dies auf Universitäten so leicht macht. Zuerst v. Rabe, aus Berlin gebürtig, mit dem ich den Livius las, weil sein Vater mir den jungen Mann empfohlen hatte; er ist nachmals Finanzminister im Jahre 1848 geworden, und haben wir uns der Universitätszeit und jenes Uebereinkommens mehrfach erfreulich erinnert. Dann

der Graf Leiningen, welcher eine wahre Schwärmerei für mich hatte; ich habe ihn später in Berlin, wo er studirte, und dann als er General-Intendant der Karlsruher Bühne war, wiedergesehen, fernerhin aber jede Spur von ihm verloren. Ferner ein Studiosus v. Normann, der das Talent hatte, seine Umgebung zu beherrschen, und in späteren Jahren als Schriftsteller und Verfasser eines Werkes: „Der Bauernkrieg" aufgetreten ist. — Doch sind diese Namen meistens nur dem ersten Semester in Heidelberg angehörig. Es bildete sich aber ein Stamm anderer, die mir im zweiten Halbjahr besonders nahe traten. Darunter nenne ich v. Thüngen, aus der Nähe von Würzburg, als den bedeutendsten; er ist früh im Amt zu Kissingen verstorben, und ich habe außer einem kurzen Wiedersehen in Berlin nichts weiter von ihm erfahren; damals war er einer der gründlichsten Schüler Hegels. Ihm schloß sich Schuster aus dem schönen Neustadt a. d. Hardt an, den mir Fehmer zuführte, welcher damals aus der Schweiz von Fellenberg zurückkehrte, und theils in Heidelberg, theils in Mannheim als Hauslehrer eines Engländers, aber doch sehr viel mit mir lebte. Auch gehörte Philippi aus Cöln in unsern Kreis und Grote, ebendaher, bildete ein Mitglied desselben. Beide habe ich mehrfach späterhin in Berlin und auch zu Cöln gesehen. Koch aus Stettin schloß sich mir persönlich mit Liebe an, auch in musikalischer Beziehung; er ist der einzige, von dem ich mit Sicherheit nie wieder etwas gehört habe. Endlich nenne ich noch, obwohl er nur zeitweise an mir hinstreifte, v. Rohr, der späterhin in Berlin noch bis heut mir an öffentlichen Orten freundschaftlich begegnet.

Dies wäre etwa das Schwurgericht der Universitätsbekannten und Freunde; einige derselben waren das letztere wirklich, doch trieb das Leben sie späterhin immer weiter von mir ab, so daß ich über ihr Verkehren wie über ihr Leben, kaum

noch Auskunft geben könnte. — Die Mehrzahl meiner Bekannten waren zugleich meine Tischgenossen, zuerst im Hecht, wo ich mich einer saxoborussischen Gesellschaft anschloß, dann an einem Privattisch beim Schaffner Hebb, der nur eine geringe Anzahl von Theilnehmern vereinigte. Vom Hecht aus waren noch v. Arnim, den ich später zuweilen gesehen, die beiden Grafen Poninski, der Graf Dohna, der Sohn des Präsidenten Neumann (der das traurige Schicksal hatte, im Duell die Nase zu verlieren, was ihn nach einigen Jahren zum Selbstmord brachte) und der sogenannte König, Limprecht, zu nennen. Der letztere lebte im zehnten Semester zu Heidelberg, nachdem er bei Fellenberg Lehrer gewesen, ertheilte englischen Unterricht, und hatte sich das Vertrauen der Saxo-Borussen soweit erworben, daß sie ihn als Anordner ihrer Tischgesetze eingeführt hatten, und seinen Entscheidungen darin unbedingt beipflichteten. Es belief sich dabei hauptsächlich auf Anordnung der zu zahlenden Strafflaschen, die von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich vertilgt wurden. — Bei einem Besuch, den ich nach einigen Jahren in Heidelberg machte, habe ich ihn noch gesehen; im Uebrigen ist mir sein Schicksal unbekannt geblieben.

Funfzehntes Kapitel.

Studienvertheilung. — Magister Roß. — Student Jäger. — Poetische Regungen. — Luxburg in Mannheim. — Griechenlands Morgenröthe.

Dies war das gesellige Netz meines Lebens, in dem sich Alles verfing was auf meine Studien und Unterhaltungen irgend einen Einfluß gewann. Die erstere hatte ich denn folgendermaßen eingetheilt. Ich hörte mehrere Collegia, jedoch ohne mich zu der Universität selbst zu bekennen; es war mir

angenehmer als Offizier außer Diensten dort selbstständig zu leben. Einige meiner Collegia waren mir viel werth, namentlich die Symbolik bei Kreuzer; ich habe viel bei ihm gelernt, wenngleich ich das Collegium nur als eine geistvolle Ansicht betrachten konnte. Eben so war mir der Umgang mit Kreuzer theuer, wiewohl er sich nur auf wenige Beziehungen beschränkte die ich mit ihn hatte. Es überraschte mich, da ich eine Neujahrskarte bei ihm abgegeben hatte, die seinige wiederum bei mir zu finden. — Nächst dem hörte ich einige philologische Collegia, beim Professor Behr, und ein in lateinischer Sprache gehaltenes von Kreuzer, wobei Arbeiten von unsrer Seite eingeliefert wurden, und zur Beurtheilung kamen. — Ich erwähne hier gleich eines mehr scherzhaften Unterrichts im Griechischem, den ich beim Magister Roß, mir von Caroré empfohl, erhielt. Es war der Typus eines Stubengelehrten, aus Sachsen gebürtig, und wurde auf der Bibliothek wohl mehr aus Mitleid als weil er brauchbar gewesen wäre, beschäftigt. Allein er sprach so geläufig griechisch, daß er, als ich ihm ein Exemplar von Gedichten „Griechenlands Morgenröthe" schenkte, er mir dieselben sogleich in griechischer Ursprache laut vorlas. Im Uebrigen war er ein kleines, abgemagertes, krumm in der Haut hängendes Männchen. Mit ihm las ich den Homer, und begann Einiges aus dem Herodot und Xenophon. Doch auf seine kritischen Bemerkungen dazu konnte ich nicht eingehen; so benutzte ich ihn denn als ein wandelbares, lebendiges Lexikon. Anekdoten ließen sich von ihn erzählen, hundertfache; jeder Moment seiner Erscheinung bot eine dar. Außerdem hatte er eine ungemeine Furcht vor dem eigentlichen Studentenleben und trat mehrmals voll Todesangst zu mir ins Zimmer, weil mein Nachbar ein Student Jäger (den ich später in Berlin und Bonn bei der Beethovenfeier wiederum antraf) gerade einige Bekannte zu sich geladen hatte, mit denen er Burschenlieder

sang, oder focht, oder dergleichen trieb. Dann zitterte mein armes Magisterlein und rief, indem er sich den Schweiß abtrocknete, mit erzwungenem Lächeln „Sunt hilaris hi juvenes!“ Ich bejahete es und suchte ihm jede Furcht vor einen andern Ausbruch zu benehmen. Doch verweilte er in solchen Fällen so lange bei mir, als ich es irgend erlaubte, und ging gewöhnlich unter meinem Schutz erst hinaus! — Die kleine Einrichtung die ich mit Rabe getroffen hatte, einigemal in der Woche Nachmittags mit ihm lateinisch zu lesen, füllte einen andern Raum für meine Studien aus. Es waren angenehme Zusammenkünfte, die sich aber im ersten halben Jahre lösten, da die Universitätsferien begannen, und ich späterhin nicht mehr im Hecht speis'te, wo sich unsere Bekanntschaft hauptsächlich angeknüpft hatte.

Der Ernst meines Lebens hatte übrigens ein anderes Feld unter den Studien. Es war der Trieb des Schaffens dem ich immer mehr und eifriger zu genügen suchte. Alles was ich that und begann war in diesem begründet. Ich hatte mein Drama Karl der Kühne zwar geschrieben, allein die Versuche es zur Aufführung zu bringen, machten immer neue Schritte nothwendig. Nächstdem brachte ich meine Zeit mit Entwürfen zu Operngedichten zu, deren ich eines für Marie von Weber bestimmt hatte. Endlich aber und hauptsächlich waren es die lyrischen Gedichte die mich erfüllten. Jedes Ereigniß in meinen Leben, jede kleine Betrachtung, jedes zufällige Begegnen, suchte ich dazu zu gestalten. Kein Ort in der Welt konnte reichlicher zu dergleichen beisteuern, als eben Heidelberg. Die ganze Physiognomie des Lebens trägt einen lyrischen Charakter dort. Brachte ich den wunderschönen Morgen in meinem Zimmer zu, und ließ den Blick über den stillen Paradeplatz nach den stilleren Gebirgen hinauf gleiten, — oder gab ich meinem etwas schwelgerischen Herzen nach, mich durch einen Spazier-

gang zu begeistern, nach dem Schloß hinauf; oder ging einsam in die damals völlig öde Klinge; oder hatte ich eine Fahrt gemacht, den Neckar aufwärts, nach dem schönen Neckargemünd oder Neckarsteinach, — überall fand ich reizendste Saaten zu lyrischen Gedichten. Dazu kam der Umstand, daß ich jedes fertig gewordene Gedicht gleich an Frau von Zielinski sandte, mit der ich über diese Dichtungen in steter Correspondenz blieb, so daß ich in dem Rückschreiben erfuhr, ob es die Wirkung gehabt auf die ich rechnete, und mich des Gefallens und Zuspruchs somit wahrhaft erfreute; genug, in dieser Beziehung senkte sich ein wahrer Himmel der Produktionslust auf mich nieder. Natürlich dehnte sich dieselbe auch weiter aus. Ich machte, durch die Umstände angeregt, hier den ersten Versuch zu einer Novelle, der Wolfsbrunnen, die ich auch als Erstlingsschöpfung in meine herausgegebenen Novellen aufgenommen habe. Auch unternahm ich ein Lustspiel „der zerschlossene Knoten" zu schreiben, das seit jener Zeit noch immer unter meinen Manuscripten ruht; genug von allen Seiten her wurden meine Arbeiten gesegnet. Und seltsamerweise hätte ich damals gerade die Möglichkeit gehabt, mein Trauerspiel auf die Bühne zu Mannheim zu bringen. Ich hatte dort, bei dem häufigen Hinüberfahren, die Bekanntschaft des Grafen Luxburg, Intendanten dieser Bühne gemacht, und mich auch des Wohlwollens seiner Gemahlin erfreut, die, sagt man, eine Geliebte Napoleons gewesen war, und ihn nur aus einem geographischen Versehn geheirathet habe, weil sie geglaubt Luxburg und Luxemburg sei dasselbe. Dem sei wie ihm wolle, aber die junge sehr hübsche Frau hatte mit mir gleiches Interesse an der Bühne, und lobte eine Künstlerin Dllm. Beck, die ich als Knabe schon in Berlin verehrt hatte, mit den Worten: „Cest dommage que cette artrice, que declame si bien, parle un peu du nez!" eben so sprach sie sich vortheilhaft über eine junge Sängerin Mlle.

Kinkel aus, die auch ich in kleineren Rollen sehr gut fand. Genug, wir sympathisirten ein wenig, und auch ihr Mann stimmte mit uns überein. Ich schickte ihm mein Trauerspiel und das Lustspiel, letzteres aber im Original, keine Abschrift. Dies wurde der störende Punkt der Unterhandlung; denn die Regie sandte es mir nach einigen Wochen zurück, mit der höflichsten Entschuldigung, daß dasselbe, so weit sie es haben lesen können, wohl einer Umarbeitung bedürfe. In Betreff des Trauerspiels Karl der Kühne machte sie geltend, daß es eine Einrichtung nöthig habe, die das Manheimer Theater nicht herstellen könne. Es geschahen mir deshalb einige natürliche Vorschläge vom Grafen Luxburg; doch, wie junge Dichter sind, mir behagte diese Umänderung nicht und ich beschloß nichts weiter zu thun. Wahrlich zu meinem Glück, denn ich möchte es nicht in solcher Art erlebt haben, wie ich jetzt wohl einsehe, daß das Stück gänzlich der dramatischen Handlung entbehrte, und also unfehlbar durchgefallen wäre. —

Die wesentlichste Arbeit aber, die ich als Dichter lieferte, sind jene schon erwähnten Gedichte, „Die Morgenröthe Griechenlands." Sie führen in gewisser Beziehung den Beweis, daß ein Talent auf der lyrischen Bahn weit vorwärts geschritten sein kann, bevor es die anderen Wege der Kunst nur einigermaßen betritt. Griechenlands Kampf und Leid bewegte in jener Zeit alle Herzen. Auch mich in meiner jugendlichen Empörung und Gluth für die Rechte des Volkes, mußte die gleiche Empfindung erfassen. So schrieb ich diese Gruppe von Gedichten und gab sie auch auf der Stelle beim Buchhändler Oswald auf eigene Kosten heraus. Sie erregten damals die Theilnahme meiner Freunde und anderer gewiegten Männer in hohem Grade (z. B. einem Sommer später Näke's, d'Alton's und Aug. Wilh. Schlegel's) und gerade diese Aufnahme durch Professoren zu Heidelberg, wie z. B. Mohrstatt, hob mich

in meinem Selbstgefühl ungemein. Man mag denn nun wohl begreifen, daß der Heidelberger Aufenthalt, wo mir die dichterischen Gedanken in solchem Maaße zuströmten und entquollen, und der daran zunächst sich schließende in Bonn von ungemeinem Einfluß auf mich gewesen sind. Ich erreichte noch nichts, aber ich fühlte mein Recht und meine Kraft ungemein wachsen, und begründete auf diese Weise meine Bahn. Unendlich dankbar wenigstens bin ich dem Schicksal für die zahlreichen Stunden wahrhafter Begeisterung, Beglückung und Erhebung geworden, die ich in diesem Zeitraum von anderthalb Jahren empfunden! Es hat mich innerlich gereift; das was ich wollte, was ich mit Energie erstrebte, was ich mit mächtigem, wiewohl immer etwas verdunkeltem Triebe zu Berlin und Frankfurt in mir gepflegt hatte, machte sich hier geltend. Ich verließ diese theuren Stätten mit der Gewißheit in mir, ein deutscher Schriftsteller zu werden; nach meiner damaligen Abschätzung zwar ein viel zu bedeutender, indessen doch immer einer, der in der Geschichte der Literatur eine kleine Stellung gefunden hat.

Sechszehntes Kapitel.

Vergnügungsorte um Heidelberg. — Dr. Petersen aus Frankfurt. — Justizrath Ludolff. — Reise durch ihn, nach Cöln. — Reise nach Stuttgart, Straßburg, Baden. Dr. Koreff. — Geistige Interessen Heidelbergs. — Thibaut. — Dr. Sadler. — Professor Gatterer, Frau und Tochter.

Man darf wohl annehmen, daß ich in Heidelberg auch die Freuden reichlich genossen, welche sowohl die reizende Lage des Ortes, als der heitere Geselligkeitssinn der Jugend herbeiführt. Die Spazierfahrten waren so ergötzlich, und ich suchte sie so oft zu veranlassen, als irgend möglich. Ein Einspänner kostete mit allem Zubehör an Trinkgeldern etwa zwei Gulden

auf den Nachmittag, und man fuhr dafür bis Mannheim, Neckarsteinach oder sonst einem der hübsch gelegenen Städtchen an der Bergstraße. Fahrten dorthin waren die heitersten Ausflüge, die man machen konnte; gewöhnlich geschahen sie in größeren Trupps, so daß bisweilen ein ganzes Corps gleichzeitig in Neckarsteinach war, und die drei Schwesterburgen fröhlich bestieg. — Von einigen Naturfreunden wurden auch größere Ausflüge in's Neckarthal hinauf, z. B. bis Hirschhorn hin, unternommen, dessen eigenthümliche Lage mir auch im Gemüth geblieben ist, so daß ich das Schloß mehrfach in Novellen und Romanen, z. B. in meinem bedeutendsten Werke „Drei Jahre von Dreißigen", gezeichnet habe. Mannheim gehörte zu den Orten, die mindestens zweimal monatlich besucht wurden, theils wegen des Thales, dann weil Oper und Schauspiel anlockend waren, theils um in den Gasthäusern des Orts, auf der Rheininsel zu sein, oder sich auch im städtischen Verkehr munter umher zu tummeln. Diese Fahrten, einzeln nicht sehr theuer, wurden daher vielfältig gemacht, und erklärten leicht den Zustand der leer werdenden Kassen bei den Studirenden. Indeß Einer borgte dem Andern, und so ging der vergnügliche Luxus selten aus. Doch gab es auch nähere und weniger kostspielige Spaziergänge. Das Schloß war täglich der besuchteste Ort, und wer nicht eine weitere Ausflucht, die meist Mittags verabredet wurde, unternommen hatte, war dort oben zu treffen; zu Zeiten wanderte man von da ab weiter hinauf in's Gebirg, nach dem Wolfsbrunnen, eine Forelle oder einen trefflichen Pfannkuchen zu verzehren, oder nahm gar den Weg hinauf nach dem Kaiserstuhl, um den Blick an dem fernhin ausgebreiteten Odenwald zu sättigen. Man ging dann durch die Klinge und über den Riesenstein abwärts, um unten in der Stadt entweder das Bad im Neckar zu benutzen, welches der Friseur und Schwimmlehrer Metz angelegt hatte,

oder ein Beefsteak im „rothen Ochsen“ zu genießen, dessen Gartenhaus den lieblichsten Ueberblick der Vorstadt, Neuenheim eingeschlossen, gewährte.

Die Neckarbrücke bot erstlich selbst einen anmuthigen Spaziergang dar, dann aber führte sie zu dem jenseitigen Ufer, wo außer der berühmten Burschenschaftskneipe gleich jenseit der Brücke, die Hirschgasse genannt, das schöne Neuenheim mit seinen Weingärten, weiter hinauf Handschuchsheim mit seinen grünenden Thälern (Luthers Nachtlager auf der Reise nach Worms war dort zu schauen), und alle Dörfer und Städtchen bis Weinheim die lieblichsten Aufenthaltspunkte der Spaziergänger und Fahrer bildeten. Auch bestieg man bei diesen Wegen den Heiligenberg dicht hinter Neuenheim mit einer prachtvollen Aussicht in's Rheinthal und verschönte den romantischen Ausflug, indem man auf dem Rückwege die Engelswiese (eine abgeschlossene grüne Oase auf der Waldhöhe) und beim Hinuntersteigen Ziegelhausen mit seiner muntern Gastwirthschaft, und das reizvoll liegende Stift Neuburg besuchte. — Rohrbach war mehr das Ziel der winterlichen Fahrten, wohin sich denn auch eine wundervolle Schlittenfahrt gestaltete, an der die ganze Heidelberger Universität Antheil nahm, und die theils durch die drolligen Masken der Einzelnen, theils durch die phantastisch arrangirten Gruppen eines der merkwürdigsten Schauspiele bildete, von dem selbst großstädtischer Glanz sich keine rechte Vorstellung zu machen weiß.

Doch der Hauptpunkt der Vereinigung blieb das Schloß, wo man auf einem der schönen, durch den alten verdienten Professor Gatterer angelegten Ruheplätze eine wahrhaft selige Ruhe fand, und im Blick über den Neckar, der stolz an der Stadt Heidelberg hinbraus'te, und sich in der Ferne im Glanz der Abendröthe verlor, bis hinaus auf die fernen Gebirge jenseit des Rheins, den Abend verschwelgen konnte. Dort

zeigten sich die Berge der Umgegend von Neustadt a. d. Hardt, dessen schönes Schlößchen, welches unserm Freunde Schuster gehörte, bei Sonnenbeleuchtung als ein Lichtpunkt für uns herüberwinkte; die romantisch gezeichnete Hambach erhob ihr seltsam geformtes Haupt, und die Spitzen des Speyerer Doms tauchten, vom Altan des Schlosses geschaut, malerisch aus dem Nebel der Ferne auf. Das Schloß selbst bot die mannigfachsten Spazierpunkte in seinen Einzelheiten des Gebäudes, wie in seinen größern Anlagen, dem achteckigen oder gesprengten Thurm, den mit den beiden in Epheu verwachsenen Rittern zunächst der Stadt; die Kirche, deren inneren Raum, endlich den Keller, wo das berühmte Heidelberger Faß lauerte — und betrog! Denn ein großes anderes Faß im Vorkeller wurde dem Neuling zuerst gezeigt, und ging er thöricht auf die Zumuthung ein, so wurde er erst zum unendlich größeren geführt, und mußte seinen Irrthum durch einige Flaschen guten Weins anerkennen.

Man sieht, Heidelbergs Reichthum an Vergnügungsquellen ist nicht gering! Ebenso wenig ist es arm, an den dadurch veranlaßten Ueberraschungen. Die Verbindung der Stadt mit dem fernen Berlin war schon damals so groß, daß Reisende vielfach dorthin kamen, die uns mit Freuden begrüßten. Ich gedenke, außer eines Besuches, den der Baron von Hertefeldt mit seiner jungen Frau, einer Freundin meiner jüngsten Schwester Henriette, dort machte, und mit denen wir einen Abend im Badischen Hof fröhlich zubrachten, hauptsächlich an zwei Freunde, die mich ungemein durch ihr Kommen überraschten. Der erste war Petersen aus Frankfurt. Ich saß gegen Abend auf der Terrasse des Schlosses und blickte träumerisch in die Ferne, als mich plötzlich sein Angreifen meiner Hand und seine Anrede weckte. Ich konnte mir sein Erscheinen gar nicht erklären, bis er mir erzählt hatte, er sei nicht allein, sondern

in Begleitung seiner Frau, die Ems gegen ihre Krankheit gebrauchen mußte. Im Fluge waren wir vom Schlosse herunter zu ihr, die noch im Gasthause ausruhete. Freudig von ihr empfangen, überredeten wir sie doch noch zu einem Spaziergange, um oben den Untergang der Sonne zu sehen. Nun schwelgten wir in dem gemeinsamen Genuß! Sie blieben einige Tage, wovon ich einen zu einer Fahrt nach Hirschhorn über Neckargemünd und Neckarsteinach bestimmte, den zweiten Tag ihr Geleitsmann in Heidelberg war und am dritten mit ihnen nach Mannheim fuhr, wo sie zuerst den Rhein und die dortige Oper kennen lernten. Unendlich schöne, glückselige Tage! — Die zweite Ueberraschung traf mich in meinem Zimmer. Es war Nachmittags, ich saß und arbeitete, als sich plötzlich die Thür öffnete, und ein wohlbekannter Kopf hereinschaute, der des Justizrath Ludolff aus Berlin! Welche heitere, glückliche, muntere Stunde schlug mir da! Er hatte Heidelberg oft gesehen, wollte nichts dort, als mich besuchen. Er verlangte daher nicht umher geführt zu werden, sondern kam zu mir, um einige Sachen à quatre main zu spielen, und dann mit mir und seinem Neffen, dem später als Journalschriftsteller sehr bekannt gewordenen Alexander Cosmar, auf das Vergnügteste zu Abend zu speisen. Am andern Morgen um sechs Uhr reis'te er weiter nach Darmstadt; ich war früh am Karlsberg, um ihm Lebewohl zu sagen. „Höre Kerl," fing er an, „das Wetter ist wunderschön! Fahr ein Stündchen mit!" Ich gleich bereit. Wir plauderten uns sofort wieder heiter hinein, ich neckte die Heidelbergerinnen im Vorüberfahren, ein fröhliches Wort, ein lustiger Streich folgte dem andern. Aus der Stunde, die ich mitfahren wollte, wurde die erste Station, Heppenheim, und wir wurden dergestalt munter und ausgelassen, daß ich plötzlich beschloß, seiner Einladung nach Darmstadt, Frankfurt und Wiesbaden Folge zu leisten. Er rechnete heraus, daß er

so weit sehr gut einen Umweg machen könne, und doch noch völlig rechtzeitig zu einem gewissen Termin in Berlin eintreffe. Ich meinerseits schrieb sogleich an meinen Wirth nach Heidelberg, ich würde etliche Tage wegbleiben, und das Reisepaktum war fertig. — Unsere Heiterkeit, und dadurch unser Vergnügen, wuchsen mit jeder Minute der Fahrt in dieser herrlichen Gegend; lachend fuhren wir ab und lachend kamen wir an, und erreichten gegen Abend Frankfurt in jubelnder Laune. Am andern Mittag waren wir in Wiesbaden. Hier verlebten wir den Tag mit Berliner Kurgästen auf die angenehmste Weise; dann aber erklärte mir mein freundlicher Gastgeber, es müsse nun mit der Lustparthie ein Ende haben. Zwar versuchte ich noch das gute Geschütz bester Worte, um ihn zu bewegen, nach Cöln zu gehen, und von dort aus nach Berlin zurückzukehren, — doch vergeblich. Ich dagegen konnte mich nicht ersättigen an der Lustfahrt, und wollte noch weiter. Ludolff machte unserm Vertrag auf die redlichste und liebenswürdigste Weise ein Ende, indem er mir einen Wagen nach Rüdesheim im Gasthofe bestellt hatte, und da es nachgerade mit meiner Wäsche schlecht aussah, mir ein Hemd und ein Paar Strümpfe lieh. So schieden wir in Wiesbaden, und ich trat die schönste Reise nach dem Rhein an, indem ich bis Cöln zu gehen beschloß. (Diese überaus frohe Fahrt habe ich in einem besondern Aufsatz geschildert, welcher seine Stelle in meinen Schriften „Garten und Wald“ gefunden hat.)

Ich kehrte übersättigt an Genüssen, durch die schönste Rheinfahrt, wo ich die Trauben in ihrer überreichen Fülle (1822) sowohl auf dem Rüdesheimer Berg, als im ganzen Rheinland antraf, — durch den wundervollsten Anblick der Landschaften bis Coblenz, und von dort der mir neuen Gegend, Andernachs, Nonnenwerths, des Siebengebirgs — durch einen flüchtigen aber interessanten Besuch der Universität Bonn, wo ich August

Wilhelm Schlegel in einer Vorlesung hörte — durch den Wundereindruck des Cölnischen Domes, — durch einen Spaziergang ins Aarthal voller romantischer Abenteuer, — durch eine herrliche Rückfahrt nach Coblenz mit dem Rheinschiff und von dort auf der Schnellpost weiter nach Mainz in Dronke's Mantel gehüllt, mit fröhlichen Reiseereignissen gewürzt, — durch einen Aufenthalt in Frankfurt, bei dem der berühmte Klavierspieler und Componist Aloysius Schmidt mir mit Geld aushalf, — über Darmstadt, wo ich die erste Oper hörte, — genug überfüllt mit allem Schönen, was das reiche Leben des Rheins an Genüssen bieten kann, nach Heidelberg zurück.

Den Beschluß dieser Vergnügungsschilderungen mache ich mit der Erwähnung noch einer Reise, die ich mit einem mir fast fremden Studirenden, Richelmann, wenn ich seinen Namen richtig behalten habe, in der letzten schönen Zeit des Jahres antrat, im Oktober. Wir gingen zu Fuß von Heidelberg aus, trafen aber unterweges Fahrgelegenheit bis Heilbronn, brachten dort eine angenehme Nacht zu, und fuhren hierauf am andern Morgen nach Stuttgart. Hier suchte ich einen Berliner auf, den Tenoristen Hambuch, mit dem ich bei dem dortigen Instrumentenmacher Schiedmayer gleich alle möglichen Sachen für Violine und Pianoforte vom Blatt spielte, und dann mit ihm und seiner Frau eine Fahrt nach der herrlichen Einsiedelei machte, wo uns das Wild, das in großen Rudeln über unsern Weg kam, besonders ergötzte. Ich sah außerdem die Merkwürdigkeiten Stuttgarts, und fuhr dann nach Freudenstadt im Murgthal ab; auf dem Wege dahin war es das Schloß Nagold, was mich höchlichst interessirte, so daß ich es später in einem Trauerspiel, Franz von Sickingen, schildernd erwähnte. Wir kamen in der Nacht nach Freudenstadt und machten am andern Tage den Weg über den Kniebiß, der mich bis in's Innerste entzückte. Auch diese wunder-

schöne Landschaft habe ich mehrmals geschildert, sowohl in einzelnen kleinen Aufsätzen, wie in einer Novelle: „Der Räuber im Schwarzwalde", die viele Leser gefunden hat. — So gelangten wir nach Straßburg, bestiegen den Münster, und gingen dann über Baden, wo ich in später Herbsteinsamkeit den Pariser Arzt Dr. Koreff antraf, in Graf Leiningens Gesellschaft, den ich in Heidelberg sehr häufig sah, und der mir viel Freundliches erwies, nach Heidelberg zurück.

Ich komme nun auf den andern Punkt, auf die geistigen Interessen, die der Ort anregte. Hier sind zuerst die Professoren zu nennen, von denen mir der bekannteste Thibaut war. Er hatte in seiner musikalischen Abgeschlossenheit für die Satzkunst der alten Italiener etwas, das mir widerstrebte. Da nun eine kleine Spaltung über seine Gesangsausführung dazu kam, indem er den von mir eingeführten Grafen Leiningen unhöflich behandelte, schied ich von ihm, natürlich aber in ganz höflicher Weise. — Mit Kreuzer konnte ich näher nicht bekannt werden, und Voß war dadurch, daß ich bei Kreuzer nur einen Besuch gemacht hatte, eine unnahbare Größe geworden; ich habe ihn niemals auch nur von Angesicht gesehen. Mit Schwarz, Daub, Behr, Schlosser kam ich in einige Berührung, doch gründete sich kein näheres Verhältniß darauf. — Dagegen bin ich einem Engländer, Herrn Mitchel, der eine Berlinerin geheirathet hatte, und ein schönes Haus am Neckar besaß, und einer Frau von H. sehr dankbar geworden, für ihr gesellig, zu einigen Bällen und Conversationen geöffnetes Haus. In diesem letzteren sah ich auch Herrn von Eckardtstein aus Berlin wieder; ebenfalls einer der vielen Reisegäste, die Heidelberg durchstreiften. — Endlich danke ich dem ersten Sommer meines Dortseins und den Empfehlungen meiner Freunde die Bekanntschaft eines anmuthigen jungen Mädchens, Marie Sadler, der ich Unterricht im Gesange gab, und manches

freundliche Wort mit ihr plauderte. Ihre Mutter ist, höre ich, im späten Alter nach Heidelberg zurückgekehrt, nachdem sie eine Zeit lang in Petersburg verweilt hat, wo sowohl ihre Tochter als ihr Sohn, als gesuchter Arzt, eine Stellung gefunden. Von Marie Sadler habe ich nach unserer Trennung in Heidelberg nur noch gehört, daß sie in Diensten der würtembergischen, nach Rußland verheiratheten Prinzessin gewesen ist. Doch haben mich mehrmals Grüße von ihr, durch den russischen Etatsrath Gretsch, erfreut.

Nun endlich komme ich auf ein Verhältniß, das mir von allen, die Heidelberg bieten konnte, das liebste und treu andauerndste gewesen ist: das zur Familie des Professor Gatterer. Es war im König von Portugal, einem viel besuchten Gasthause, wo ich die Bekanntschaft des alten Professors machte, der dort zuweilen ein Glas Wein zu trinken pflegte; er lud mich, da er von meinen musikalischen Bestrebungen gehört hatte, ein, ihn zu besuchen, um ein Instrument „primae classis“ wie er sich ausdrückte, kennen zu lernen. Dieser Einladung leistete ich natürlich sehr gerne Folge, und lernte so die beiden Damen seiner Hauswirthschaft, seine Frau und seine Tochter Clementine, kennen. Es giebt Menschen, die etwas so Einladendes haben, daß es unmöglich ist, nicht nähere Beziehungen zu ihnen einzugehen, wenn auch kein irgend bestimmtes Interesse durch sie angeregt wird. Diese Wirkung fühlte ich vom ersten Augenblick an zu dieser seltenen Familie, und der gegenseitige lebendige Antheil ist fest geblieben bis in die letzten Zeiten. Die Mutter war damals eine Frau von mehr als fünfzig Jahren. Im Jahre 1851 habe ich sie noch wiedergesehen, im hohen Alter, und sechs Jahre später, also 1857, betrat ich das gewohnte liebe Haus mit Vorsicht, um nicht nach ihr zu fragen, falls sie gestorben sein sollte, denn schriftliche Mittheilungen haben wir nicht mit einander gepflogen. Allein, ich traf sie noch am

Leben und bei klarem Bewußtsein; sie reichte mir nur die Hand und nahm auf eine rührende Weise von mir Abschied, der ich so lange treu an ihr und ihrem Hause gehangen!

Clementine Gatterer war ein blühendes Mädchen, von den angenehmsten Lebensformen, gebildet und unterrichtet; die Musik brachte uns nahe. Ich übernahm es, ihre etwas zerstörte Stimme durch richtige Leitung wieder herzustellen. Es gelang mir über Erwartung. So kam ich bald jeden Abend, den ich frei hatte, und war der tägliche Gast und Lehrer, ohne daß irgend ein Verhältniß mehr oder anders begehrt worden wäre. Allein ich gewann sie so lieb, wie man eine Freundin nur lieb gewinnen kann, und jedesmal wenn ich später nach Heidelberg gekommen bin, war sie mein erster und endlich mein einziger Besuch. — Mein Freund Fehmer wurde bald mein steter Gefährte bei diesen Besuchen. Wir wurden beide mit gleicher Liebe und Liebenswürdigkeit behandelt, wir mochten allein oder im größeren Kreise bei ihnen sein. Ich spielte und unterrichtete; wir sangen gemeinschaftlich. Gegen neun Uhr verließen wir das Haus, um uns im König von Portugal noch mit einer Zahl von jungen Männern zusammenzufinden. Das Verhältniß zu Gatterers aber blieb unverändert, so lange ich in Heidelberg war, und es knüpfte sich jedesmal neu an, wenn ich die Stadt wieder besuchte, sei es allein auf der Schweizerreise von Bonn aus, oder einige Jahre später mit meinen Schwestern, oder auf der ersten Reise mit meiner jungen Frau, oder auch sonst, wenn mich die Eisenbahn des Weges führte.

Als ich mich zum erstenmale von ihr trennte, und zugleich Heidelberg verließ, gab sie mir ein schönes Geschenk, bestehend in einer Börse und einem Paar Tragebändern! Ich besitze diese Andenken noch, wie auch noch manche andere Freundschaftszeichen, die mir heilig sind! — Sie mögen meinen Kindern eine Erinnerung bleiben an die liebe und liebenswerthe

Person, die nun auch schon ein Alter erreicht hat, wo sie leicht abgerufen werden kann!

Lebe wohl, mein theures Heidelberg!

Siebenzehntes Kapitel.

Abreise. — Die Hardt. — Luxemburg. — Bonn. Einrichtung daselbst. — Genossen meiner Studien. — Spazierorte. — Professoren: Näke, Welker, Brandes, Moritz Arndt, A. W. v. Schlegel, d'Alton.

Es war das Frühjahr 1823, welches mich aus der schönen Stadt heiterer und wohlwollender Einwohner hinwegrief. Eine meiner Schwestern, Amalie, hatte sich in Berlin verheirathet; ihr Mann, der Hauptmann Bennecke, stand in Luxemburg. Sie dort zu besuchen hatte ich eine Einladung erhalten und angenommen, da ich nicht bei der Hochzeit sein konnte. Ich mußte dazu bei Mannheim über den Rhein und dann von Kaiserslautern auf Metz gehen. Es war eine herrliche Frühjahrstour, die ich einschlug; nicht zu gedenken, daß ich zuvor einige Tage mit Fehmer in Neustadt an der Hardt wohnen konnte, um unseres Freundes Schuster schöne Besitzung kennen zu lernen. Dort war nun wirklich ein herrlicher Aufenthalt für mich, den ich gern mit allen seinen idyllischen Stadien schildern möchte. Doch sei hier nur so viel gesagt, daß ich herzlich willkommen und in seinem Wohn- und Fabrikgebäude inmitten der Stadt auf's Beste aufgenommen war. Sein schöner Landsitz lag vor dem Thor auf einem Weinberge, der in bester Cultur ein kleines Schlößchen umgab, das neben den anmuthigsten Gartenanlagen auch sorgfältige Weinzucht entwickelte. Der Keller, mit einer langen Reihe Stückfässer gefüllt, war in den Felsen gesprengt; eine Ruine, ich weiß nicht

mehr, ob wirkliche Trümmer eines alten Schlosses, lag darüber. Aus einigen Fässern waren Röhren an die Weinstöcke geführt, so daß man den Wein unmittelbar vom Stocke im Freien kosten konnte. — Neustadt allein aber war nicht der Ort, auf den wir uns beschränkten, sondern wir machten von dort aus Ausflüge nach allen möglichen, besonders durch gute Weinzucht und Weinwirthe berühmten Orten, und versuchten die herrliche Spende des eben verwichenen Jahres. Doch gab ich dem nahen Hambach von diesen Morgenausflügen den Preis, ohne damals zu ahnen, welche politische Bedeutung der Ort dereinst haben möchte. Nach dergleichen Spazierfahrten behagte das Verkehren in Neustadt selbst desto trefflicher. Schuster hatte noch eine alte, verehrungswürdige Mutter, und eine Schwester, die eben achtzehn Jahre alt, und recht musikalisch gebildet war; ich erfuhr erst später, daß sie die Braut eines Mannes sei, den ich sehr hoch stellte, und der noch mehr in dem Werth, den ihm meine beiden Freunde Fehmer und Schuster gaben, galt, Christian Kapp. Als Gemahlin desselben habe ich sie nach einer Reihe von Jahren wiedergesehen, und dann von ihrem traurigem Ende, von dem Sohn und einer Tochter nur oberflächlich, gehört. — Schuster selbst war der angenehmste, sorgsamste Wirth; sogar unsere steten Kämpfe über Hegel und dessen Philosophie stockten bei diesem Aufenthalt, und er gab sich alle Mühe, mir es in seinem Hause möglichst behaglich zu machen. Es freute mich daher, ihm eine kleine Gegengefälligkeit dafür leisten zu können, indem ich ihm zu einem Besuche des Königs von Baiern, den er erwartete, eine Anzahl von Distichen und Inschriften verfertigte, die den Monarchen überall in den Anlagen der Burg, des Weinkellers, bei Tische u. s. w. begrüßen möchten. Gemacht hatte ich sie, allein zur Anwendung sind sie nicht gekommen, weil der erwartete Besuch ausblieb. — Meine Abreise wurde nun nothwendig, Fehmer und

Schuster begleiteten mich nach Kaiserslautern, von wo ich andern Morgens mit der Post nach Metz weiter fort wollte. Doch sie war ganz besetzt, und ich nahm mir einen Einspänner, der mich andern Abends nach Saarbrück führte; Schuster habe ich nie wieder gesehen, denn er starb einige Jahre darnach an einem mir unerklärt gebliebenen Leiden.

Ich war in Saarbrück zu Nacht geblieben und andern Morgens mit der französischen Diligence nach Metz abgegangen. Hier befand ich mich zum ersten Mal in Frankreich. Schon unterweges in Thionville sah ich französische Cavallerie, und konnte mich über die Sitte des Landes verwundern, da wir Mittags eine Schüssel von Froschkeulen erhielten, und Aehnliches von Fisch und Mehlspeisen; es war nämlich Charfreitag und die Fastenregeln wurden streng beobachtet. Metz selbst, wo wir nach Tisch einfuhren, machte einen herrlichen Eindruck auf mich; zumal die Kathedrale und das Theater. Ich schaute mich aufmerksam in der sehr interessanten Stadt um, und fuhr andern Tages nach Luxemburg ab, wo ich von meinen Verwandten herzlich bewillkommt wurde. Nacht des Grabes und der Vergessenheit sind längst auf den Aufenthalt in dieser Stadt gesunken, der im höchsten Maaße gesellig und fein war. Ich war durch meinen Schwager in einen Offizierkreis eingeführt, mit dem ich auch noch später einzelnen Zusammenhang hatte; der General Reiche, der Obrist und Commandant der Festung du Moulin mit einer sehr liebenswürdigen Frau, der Preußische Major von Klüchzner, der holländische Hauptmann Kohl, der dänische Major Prange mit seinem Adjutanten von Schlegel, ein Obrist Roos, ein baierischer Offizier, Hauptmann Schleitheim, bildeten die Gesellschaft. Sie war zwar nicht eben auf geistreiche Tendenzen gerichtet, allein eine herzliche Gemeinschaft hielt sie zusammen; ich war besonders als Klavierspieler angestaunt; andere Eigenschaften kamen eben

nicht zu Tage. Auch einen braven Mann lernte ich daselbst noch kennen, den ich nicht vergessen habe, den Regimentsauditeur Schlarbaum, mit dem ich auch später noch Beziehungen gehabt. Nach einigen Wochen angenehmen Aufenthalts verließ ich Luxemburg und begab mich nach Bonn. Die Straße nach Trier gefiel mir im Frühlingsschmuck sehr; im Orte selbst ergriffen mich die alten römischen Prachtbauten außerordentlich, so wie Alles, was auf die Geschichte dieser alten Stadt hinwies. Vorzüglich aber war meinem jugendlich dichterischen Gemüth die wundervolle Straße lieb, die durch das Höllen- und Marterthal der Eifel nach Coblenz führt und meines Wissens noch heut in aller Wagenführer und Postillone Namen mit einem harten Fluch belegt ist. So kam ich nach Coblenz, und am andern Tage nach reizender Fahrt durch himmlische Gegenden, erreichte ich den Sitz meiner nunmehrigen Studien, das wunderschöne Bonn.

Hier war ich bald eingewohnt. Ich fand ein Zimmer in einem Hause unweit des Marktes, das zwar nach dem Hofe hinaus lag, und einen herben Abstich gegen meine schöne Heidelberger Wohnung bildete, was mir aber für meine Studien, die ich bis zum August dort fortsetzen wollte, genügte. Auch traf ich Landsleute dort, die beiden Brüder Mollard, Lecoq, Raden, Gumprecht, Kirstein, d'Alton u. A. Theils hat der Tod sie schon abgerufen, theils sind sie im Staatsdienst beschäftigt oder sonst in glücklichen Verhältnissen. Mit diesen genoß ich das Leben in vielfacher, befreundeter Weise. Mit Gumprecht*) las ich den Tacitus; halbe Nächte hindurch saßen wir bei den Annalen, und erfreuten uns des großartigen Stoffs von der berühmten Hand geführt. Mit den

*) Dem späteren Dr. der Naturwissenschaften und ausgezeichneten Geognostiker, der zu Berlin 1856 verstarb.

andern Freunden ergötzten wir uns an den herrlichen Spaziergängen. Entweder nach Poppelsdorf, und dahinter den reizenden Berg mit dem Kloster hinan, der die herrliche Aussicht auf das Siebengebirg bietet; oder wir kreuzten ganz in der Nähe, in Bonn selbst, im Schloßgarten, am alten Zoll und in ein kleines allerliebstes Häuschen am Rhein gelegen, wo ein hübsches Mädchen die freundliche Bewirthung übernahm. Aber auch gegenüber nach dem Städtchen Beul richteten wir den Weg, wo uns eine gute Studentenkneipe beim Kegelspiel behagte; oder wir gingen auch weiter nach Fovo's Häuschen, mit dem prachtvollen Ueberblick des Rheins und Siebengebirgs; ja wir stiegen bis nach Königswinter und auf den Drachenfels mit seiner köstlichen Aussicht über den Rhein nach Cöln hinüber und aufwärts in die Bergthäler hinab. Ebenso wurde die Parthie auf der andern Seite beliebt, nach Rolandseck und Nonnenwerth, von wo aus wir mit einem Nachen nach Bonn zurückkehrten, d. h. schwimmend im Rhein. Daß wir das jetzt so prächtig ausgebaute Godesberg nicht unbesucht ließen, sondern uns manchen Sonntag gerade dort recht tüchtig tummelten, versteht sich von selbst. — Eine der heitersten Erinnerungen machte mir dort der Besuch eines meiner innigsten Freunde, des Dr. Eduard Wolff, der damals von Paris durch Bonn kommend, uns im Schloßgarten begegnete. Mit ihm wurde sogleich auf den nächsten Morgen die Parthie nach dem Drachenfels unternommen, und wir setzten darauf über nach Godesberg, wo wir in eine gemischte Gesellschaft zu dem als Arzt und Lehrer an der Universität, auch wegen seiner Musikstudien bekannten, Nasse, kamen, und somit den Tag auf die heiterste Weise beschlossen. — Die vielbeliebte Parthie nach dem schönen Aarthal blieb nicht aus, sondern vollendete sich auf die heiterste Weise, indem wir sämmtlich das Geld dazu

aufborgten, und uns herrlich dafür ergötzten. So mochten wir denn in den drei Monaten des Aufenthalts Vieles vollbracht haben, was der Rückerinnerung die angenehmste und nützlichste Ausbeute giebt. Die Studien blieben dabei nicht vernachlässigt, sondern mischten sich vortheilhaft mit den erquickendsten Lebensverhältnissen.

Sie knüpften sich an meinen Umgang mit den dortigen Professoren. Ich nenne von ihnen zuerst Näke, den Philologen, bei dem ich den Tacitus und Plautus hörte, und der mir auch einen Besuch machte. Er war ein offener, heiterer Mann; ich danke ihm viel an gutem Rath. Die Leserwelt wird sich seiner am Ersten durch den Besuch in Seesenheim erinnern, den er verfaßt hat. Demnächst Welker, den Philologen, dem ich auch bekannt wurde; er ist mir später noch einmal begegnet, in Ems 1851, wo wir uns der Bonner Verhältnisse lebhaft erinnerten. Auch mit seinem Bruder, dem berühmten Politiker, bin ich mehrfach zusammengetroffen. Hiernächst Brandes, dessen Collegium mir werthvoll war, weil es sich mit praktischen Uebungen im philosophischen Disputiren verband, und der eine sehr angenehme Häuslichkeit hatte. Dann verweilt meine Erinnerung sehr gern auf dem alten, würdigen Moritz Arndt, der mich sehr freundlich aufnahm, und dessen ehrwürdiges Alter ihn noch jetzt unter die Merkwürdigkeiten der Universitätsstadt hinstellt*). Damals war er vom Lehren ausgeschlossen; er trug nur denjenigen vor, die ihn in seinem Hause besuchten, und somit einen näheren Antheil an ihm bethätigten. Auch ich erfreute mich an seinem lehrreichen Gespräch. — Nächstdem wurde ich noch bei

*) So schrieb ich 1859; die hohe Ehrenfeier und sein Tod 1860 sind gekannt.

mehreren Juristen und Medizinern freundlich aufgenommen denen ich heitere Abende verdanke. Zwei Männer aber sind mir im höchsten Grade interessant geworden, und haben sich auf das Liebenswürdigste gegen mich betragen, so daß ich einen derselben wohl als Freund für das Leben gewonnen, betrachten konnte. Es waren August Wilhelm von Schlegel, und der Professor d'Alton. Daß ich bei ersterem ein Collegium über das Niebelungenlied hörte, worin er vortreffliche Sachen vortrug, unter anderem eine bedeutende historische Vorlesung einmal doppelt, und mit der merkwürdigsten geistigen Gewandtheit hielt, um einigen besuchenden Professoren aus Kiel, die ins Colleg kamen, eine Höflichkeit zu erweisen, war nur eine Nebensache. Allein er nahm mich in seinem Hause äußerst freundlich auf; er ehrte den Gruß seines alten Freundes Tieck, den ich ihm mündlich brachte, und meine Bekanntschaft mit Goethe gab ihm auch Vertrauen. Mein Gedicht „Griechenlands Morgenröthe," das ich ihm übergab, nahm er höflich an, und gab mir Zusicherungen über die Schönheit des Verses darin, so wie über meine Art der Auffassung, die mich wirklich ein wenig stolz hätten machen können. Aber sein Antheil ging noch weiter; er verlangte meinen Karl den Kühnen zu hören, und ging mit größter Bereitwilligkeit darauf ein, einen Abend im d'Alton'schen Hause, wo ich angefangen hatte, ihn vorzulesen, fortzusetzen, und uns für einen der nächsten Tage zur Vollendung der Vorlesung zu sich selbst einzuladen. Dieses Blatt ist das einzige, was ich von ihm besitze. Es lautet folgendermaßen:

„Ew. Wohlgeboren hoffe ich heut Abend gegen 7 Uhr bei mir zu sehen. Ich setze zwar heute wegen einer Erkältung, die mich das feuchte Wetter scheuen läßt, meine Vorlesung aus, aber dieses thut unserer längst verabredeten Gesellschaft,

um die letzten Aufzüge von Karl dem Kühnen zu hören, keinen Eintrag.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Freitag d. 20. Junius 1823. A. W. v. Schlegel.

Außerdem lieh er mir Bücher, gab mir Rath in jeder Weise, kurz benahm sich so theilnehmend und väterlich, wie ich es nur irgend erwarten, oder wünschen konnte. Darüber ließen sich denn seine freilich nicht geringen Lächerlichkeiten wohl vergessen, die er in Toilette, im gesellschaftlichen Leben, und selbst im Gespräch entfaltete; aber nur im Gespräch mit Mehreren. Sobald man ihm allein gegenüber war, verlor sich der eitle Anstrich, und er sprach mit einer Sachkenntniß und Bildung ohne Gleichen. So erinnere ich mich der lehrreichsten Gespräche über Tieck's Kunst im Vorlesen, und dessen Eigensinn, verehrte Dichter anzugreifen; über seine (Schlegels) Studien im Indischen über Frau von Staël und deren Reisen und Umgebungen, über die Verhältnisse der französischen Literatur, über Moliéres Geizigen, und Vieles Andere. Diese Gelegenheit setzte sich noch fort als er in späterer Zeit nach Berlin kam, wenn man ihn allein traf, oder mit einem Theilnehmer; so erinnere ich mich aus dieser Zeit auch noch eines Gesprächs über den Aristoteles, auf welches der Direktor Ribbek ihn geführt, welches uns Beiden staunenswürdige Momente der Belehrung darbot. — Leider ist Schlegel fast vergessen; wenn man aber in seinen Werken liest, und genau darauf achtet, welche Masse von Bildung und Studien er oft in ein gleichgiltig gesprochnes Wort zusammendrängt, so muß man immer neu über ihn erstaunen, und man wird mir hier das dankbare Wort wohl vergeben, wenngleich ich die zahllosen kleinen Klippen des Lächerlichen, auf denen ihn seine Eitelkeit

stranden ließ, nicht wegläugnen will. Aber diese schwinden mit den Jahren; sein Ruf wird zu einer Zeit, wo Vorurtheile sinken, und man auf die Aechtheit der Lehren und Quellen zurückgeht, wieder auf den Glanz der alten Höhe steigen, und man wird und darf ihn citiren wie Lessing. —

Nun endlich noch ein Wort für den Mann, der in der gelehrten Welt wohl kaum noch genannt wird, dessen liebenswürdige Persönlichkeit mir aber zu heilbringend entgegengetreten ist, um seiner nicht mit vollstem Dank zu erwähnen. Es ist der Professor d'Alton, der ältere, der Vater des in Halle angestellt gewesenen, dort verstorbenen Mediziners. Er, der Vater, besaß einen Reiz der persönlichen Erscheinung und Einwirkung, der ihm überall den fruchtbarsten Erfolg sicherte. Seine wissenschaftliche Bedeutung und Befähigung bleibe hier ganz aus dem Spiel. Auch sein Leben und seine Vergangenheit möge das Dunkel behalten, worin er selbst es hüllte; es war uns nur bekannt geworden, daß er aus Schottland stamme. Er besaß eine äußerst liebenswürdige Frau, einen Sohn und eine Tochter. Seine Verheirathung hatte, so scheint es, Schwierigkeiten gehabt. Denn ich weiß es aus seinem Munde, daß er mit seiner jungen Frau zu St. Goar am Rhein einen Winter hindurch gewohnt hat; er klagte über das trostlose Absterben des Orts, durch den nur ein Leinpfad für die Pferde führte, die bei der Rheinschifffahrt thätig waren. — Nächst seiner eigenen überaus liebenswürdigen Persönlichkeit, die sich besonders in unerschöpflichen Erzählungen aus der Vergangenheit geltend machte, hatte er für mich ein großes Verdienst, der Bekannte und Freund gerade derjenigen Männer zu sein, die mir die höchsten Stellungen in der geistigen Welt hatten. Er hatte Goethe sehr nahe gekannt, gerade in dessen genialster Zeit, als Schiller noch neben ihm stand, und durch seine energische Tüchtigkeit im Schaffen historischer Tragödien sein

Verdienst ausprägte; doch war d'Alton mit diesem weniger bekannt gewesen. Dagegen war ihm das ganze Weimarische Wesen vertraut, und ich hörte durch ihn die bemerkenswerthesten Anekdoten und geschichtliche Data, über das ganze bürgerliche und adliche System daselbst. — Eben so merkwürdig, ja rührend war mir seine persönliche Bekanntschaft mit Mozart, über dessen ungebundenes, leichtfertiges Naturell er mir die anmuthvollsten kleinen Züge mittheilte. — Was mir das Glück verschaffte, ihn so lebendig für mich eingenommen zu sehen, weiß ich nicht. Aber so viel ist gewiß, er wurde mir in Bonn der liebste Freund; auch mit dem Sohn ging ich dort, und später in Berlin vielfach um, und schätzte ihn sehr. Allein der Vater hatte höheren Werth für mich. Er war es, der auf Spaziergängen in Bonn über meine Zukunft mit mir sprach; er dachte auf Wege, meine Gedichte, meinen Karl den Kühnen herauszugeben. Vielfache schöne Stunden danke ich seiner Gastfreiheit und der Liebenswürdigkeit seiner Familie. Somit schied ich von ihm mit dem schwersten Herzen, als ich endlich den mir so werth gewordenen Ort verließ. — Im nächsten Jahre traf ich ihn in Berlin wieder, wo er mit Berger und Klein, meinen bedeutungsvollsten Freunden, innig verkehrte. Dann verging eine Reihe von Jahren, wo ich nur äußerlich von ihm hörte. Als sein Sohn, der Professor in Halle geworden war, sich mit Rauch's Tochter verheirathete, kam d'Alton aufs Neue nach Berlin. Er widmete mir einen Abend, den er mit Rauch und dem frühverstorbenen Professor Seidel bei mir zubrachte. Ein Abend voller Heiterkeit und wahrhaft herrlicher Gespräche, mir selbst noch gehoben durch den Umstand, daß ich damals Bräutigam war, und meine Braut an diesem Morgen zu einer Reise in ihre Heimath auf die Post begleitet hatte. d'Alton ließ ihr die schönsten Grüße sagen. — Im nächsten Jahr 1835 unternahm ich mit mei-

ner jungen Frau eine Rheinreise, die uns auch nach Bonn führte, wo er ihr und mir die frohsten Stunden des Umherführens widmete. Er sagte mir dabei: „Und auch die liebenswürdigste aller Frauen haben Sie sich zu wählen verstanden!" Dies freundliche Wort zählt unter die letzten, die ich von ihm gehört. Späterhin waren es nur Unglücksnachrichten über den seltenen, wundervoll begabten Mann, die mir zukamen. Er starb an einer Verschwellung des Mundes, die so arg wurde, daß man ihm die gesunden Zähne auszog, um nur der Zunge Raum zu schaffen! Ich habe ihn tief betrauert! — Mit seiner Wittwe und Tochter bin ich späterhin nochmals in Teplitz zusammengetroffen; aber auch in Halle habe ich sie nach Jahren noch wiedergesehn, wo sie nicht sehr glückliche Tage zu verleben schienen. — Ich erbot mich, dem Sohne d'Altons seines Vaters Lebensbeschreibung zu verfassen, falls man mir dazu nöthige Papiere gebe, oder sonst Mittheilungen machen wollte. Der Vorschlag ist (vielleicht absichtlich) unbeachtet geblieben. — So sei ihm denn hier das kleine Monument gesetzt, das ich zum Schlußstein Alles dessen aufrichte, was ich zu Bonn Gutes, Freundliches, Förderndes erlebt. —

Achtzehntes Kapitel.

Reise nach der Schweiz und Italien, mit Geisler, Mollard und v. Verdandt. — Deren Schicksal. — Reise selbst. — de Wette. — Thüngen, — Gespräch mit Goethe. — Wünsch in Naumburg. — General Radowitz. — Engländer in Wittenberg. — Rückkehr nach Berlin. — Blume, aus Hanau. — Bernhard Klein's Verlobung. — Aufführung der Dido.

Nicht mit geringen Ansprüchen setzte ich meinen Lebensweg aus jener Stadt weiter fort. Eine Reise in die Schweiz und Ober-Italien war mein Plan; erst nach derselben wollte

ich nach Berlin zurückkehren. Wir waren unserer vier, die wir uns dazu vereinigt hatten; namentlich die Freunde Geisler, von Perbandt, Mollard und ich. Bis Heidelberg nahm ein Jeder nach besonderen Zwecken seinen Weg; von dort aus gingen wir gemeinsam, bis uns später einzelne Absichten trennten. Von dieser Reise erzähle ich nur, daß ich darüber ein Tagebuch geschrieben, voll der Weisheit eines jungen Mannes, der den ersten lebendigen Stoff zu verarbeiten strebt. Nur einige Hauptzüge, mehr in Bezug auf meine Gefährten, will ich anführen. Der erste, Geisler, ein Verwandter Blücher's, erwartete noch einen Zuwachs seiner Reisekasse, durch eine Sendung der Fürstin Blücher, die er noch in Bonn zu erhalten hoffte; bis dahin machte er vorläufig seinen Weg mit uns, schied aber dann ab. Er hatte uns viel Stoff zum Lachen gegeben, durch seine fürsorglichen, häuslichen Einrichtungen auf der Reise, und mancherlei kleine Vortheile, deren er sich bemächtigte. Indeß hatten wir ihn doch recht lieb, und was ich jetzt von ihm erzählen will, ist mir leid genug. Ueber zwanzig Jahre später hörte ich in Helgoland, wohin ich eine Badereise gemacht, daß ein Regierungsrath aus Stettin, der mit einem jungen Fischer unvorsichtig eine Fahrt unternommen hatte, nicht wiedergekehrt sei. Die ganze Badegesellschaft habe aus Theilnahme für ihn fünfundzwanzig Boote ausgeschickt, nach ihm zu forschen, doch vergeblich. Erst einige Jahre, nachdem ich diese Geschichte gehört, erfuhr ich mit Bestimmtheit, daß der Verunglückte mein Reisegefährte gewesen ist. — Der zweite, Mollard, den ich schon genannt, machte seine Reise mit uns zusammen bis nach Arona, wo er den Weg nach Mailand nahm, während Perbandt und ich die Straße nach Turin und Genua einschlugen; wir trennten uns als beste Freunde, mit besten Wünschen, und haben uns nachmals vielfach in Berlin wiedergesehen,

wo er jetzt Rath des Ober-Tribunals ist. — Mit Perbandt gemeinsam wollte ich nun den ganzen Weg zurücklegen. Aber, wir scheiterten nach kürzester Frist! Denn in Turin machte er mir die Eröffnung, daß sein Geldbeutel leer sei, und er seinen letzten Louisd'or ausgegeben habe. Ein Versuch, von der Gesandtschaft Geld zu erlangen, auf den ich ihn hinwies, mißlang, und so blieb mir nichts übrig, als aus meiner Casse ihn bis nach München zurückzunehmen, wobei ich freilich den Plan, Genua auf der einen, und Venedig auf der andern Seite zu besuchen, aufgeben mußte. Venedig habe ich erst zwanzig Jahre danach, Genua bis heut noch nicht gesehen! — Indessen die Jugend bringt solche Opfer leichter; — ich führte ihn glücklich bis München, wo wir eben mit genauester Noth eintrafen und gleich vor der Post anfuhren, um zu erfahren, ob Geld für Perbandt angekommen sei. Es war glücklich da, und wir hatten hinlänglichen Grund, über unser listiges Borgsystem zu lachen, nach welchem wir bei dem Kutscher, der uns durch Tyrol führte, Kronthalerweise geliehen hatten (indem ich zwei eingewickelte Kreuzer überall in den ärmlichsten Dörfern als Caroline wechseln wollte), und so überall aus der Tageszeche entschlüpft waren. — Hier in München zahlte mir Perbandt meinen Vorschuß zurück, und verließ dann zu Fuß wandernd die Stadt, in der ich noch einige Zeit verblieb. — Späterhin habe ich ihn noch vereinzelt wiedergesehen, einmal in Berlin, als ich schon verheirathet war, und dann später in Teplitz; doch wo er seitdem gewohnt und gelebt hat, ist mir nicht kund geworden. —

Was nun die Reise selbst anlangt, so war sie neben diesen komischen Ausstaffirungen, die jeder Tag einzeln anders brachte, natürlich auch voll der herrlichsten erhebendsten Eindrücke. Zuerst meine eigene mit Schnellpost über Coblenz, Mainz, Frankfurt nach Heidelberg, war beglückend durch die

vielen Freundesbegrüßungen und Verabschiedungen für lange Zeit, die ich machte. Namentlich trennte ich mich in Heidelberg schwer von Gatterers. Wir gingen über Karlsruhe nach Freiburg, wo wir zeitig genug eintrafen die herrliche Kirche zu besichtigen, und darauf mit Extrapost — unserer Vier ertrugen die etwas erhöhte Ausgabe leicht und frohen Herzens — nach Basel abfuhren. Dort besuchte ich den Theologen de Wette, den ich schon in Weimar näher kennen gelernt, und der hier eine Stellung nach der so ungerechten Verurtheilung wegen des Briefes an die Mutter Sand's gefunden hatte. Bis dahin hatten Freunde in Berlin, zu denen auch Schleiermacher und Reimer (der Buchhändler) gehörten, ihm seinen Gehalt gezahlt. Von Basel aus machten wir den Weg nach Schaffhausen in einem Wagen, und erfreuten uns dabei des jugendlichen Rheins, der uns überall entgegenbrauste. Von Schaffhausen an gingen wir zu Fuß nach dem Bodensee, kreuzten diesen zum Theil zu Wasser, kamen nach Arbon, gingen von dort im Gebiet der wunderherrlichen Gegenden nach Altstätten, über den Geisberg nach Hohengeis und von dort nach Appenzell. Hier bestiegen wir den Kamor, beschauten uns die Merkwürdigkeiten des hohen Sentis, und setzten dann unsern Weg nach Zürich fort, über Lichtenberg und Schmerikon. Dort von mehreren Freunden herzlich bewillkommet und geleitet, nahmen wir den Weg über den Albis nach Zug und Schwyz, gingen dann den Rigi über Goldau hinauf, verweilten drei Tage droben, bis uns die Sonne aus dem tiefsten Regen und Nebel freundlich aufsuchte, und uns über Engis hinunter nach Luzern leuchtete. Einen unbeschreiblich schönen Abend mit herrlichem Alpenglühen hatten wir auf der Fahrt über dem See. Von Luzern überschifften wir ihn nach allen Tell-Stationen, hier wie drüben in Altdorf, und schritten der Reuß entgegen aufwärts bis an der

Matt. Das Berner Oberland bot uns jetzt den vollen Becher seiner Hochgenüsse dar, und beim schönsten Wetter gingen wir über Realp die Furka hinan, über den Rhonegletscher, die Maienwand nach dem öden Grimselhospiz, und von dort abwärts über den Fall der Handeck nach dem unbeschreiblich reizenden, von vier Wasserfällen umgebenen Meyringen. Die Wege über den Reichenbach, die kleine Scheideck nach Grindelwald; von dort nach Lauterbrunnen und den Staubbach hinunter nach Unterseen, hin nach dem großen Wasserfall des Gießbachs und Brienz, endlich heimwärts über das erfrischende Thun auf der Aar hinab nach Bern, vollendeten wir im schönsten Wetter. Ebenso erging es uns später auf der Fahrt nach Lausanne, am Genfersee und nach Genf selbst, und auf der Wanderung über Sallenches nach Chamouny, das wir mit allen seinen wundervollen Reizen genossen. Wir zogen weiter, ich über die Tête noire, meine Gefährten über den Col de Balme, nach Martigny, wo wir die Pissevache und den großen Bernhard mit seinem Kloster zu sehen versäumten; ebenso ließen wir, theils schon übersättigt, das Leuker Bad unbesucht, und streiften das Wallis gerad entlang, indem wir einen muntern Kutscher erhielten, der uns über den Paß des Simplon bei Nacht hinabführte in das schöne italienische Schweizerland, nach Domo d'Ossola und von dort nach dem Lago Maggiore und weiter, bis Turin. Von hier ging unser Rückweg über Mailand, Verona, den Brenner (mit einem Spaziergang seitwärts über Meran) nach Hofers Wohnung, dem Achensee, Kreuth (damals ein ganz unbedeutendes Dorf), Tegernsee nach München. — Von hier aus reisete ich wieder allein. Zuvörderst nach Nürnberg und von dort nach Erlangen, zu meinem Heidelberger Freunde Thüngen. Ich schenkte ihm meine beiden Terzerole, die ich bis dahin unnütz mitgeführt hatte. Er bewirthete mich drei Tage, und half mir, meine Uhr zu

versetzen, die ich späterhin nach Berlin zurückgesandt erhielt. — Meinen Weg setzte ich mittelst eines Erlanger Einspänners zuerst nach Baireuth fort, wo ich beim flüchtigen Durchfahren noch einmal — das letzte mal — Jean Paul besuchte, und dann, von seinem theilnehmenden, lebhaften Gespräch tief bewegt, weiter reiste nach Weimar. Hier kam ich bei Brunnquell an, und erfreute mich des lieben Freundes wie sonst. — Auch sah ich Goethe wieder und hatte das ausführlichste Gespräch mit ihm, was ich überhaupt gehabt. Es mochte ihm zu bequemer Zeit fallen, denn er wollte eben ein wenig ausfahren, und erwartete im Zimmer den Wagen. Ich sehe ihn noch vor mir, im grauen, großen Mantel, das weiße schneeig gekrönte Haupt, die ernste und doch wohlwollende Miene. Er fragte nach meinen Studien, was ich zunächst vorzunehmen gedenke, erkundigte sich nach den Koryphäen in Bonn, in Heidelberg, behandelte alle Verhältnisse frisch, in kurzer Munterkeit, und schied endlich, indem er mir die besten Grüße an Zelter, und die sonstigen Berliner Freunde auftrug. — Dies war das letzte Mal, daß ich Goethe gesehen; in diesem Bilde, mit dem übergeworfenen Mantel, dem Hoheit gebietenden Anblick, habe ich ihn am meisten gegenwärtig behalten. Und mehr als jemals empfand ich hier die Wahrheit seines Wortes, das er bei Schiller's Tode schrieb: „Wie der Mensch von uns scheidet, so sehen wir ihn ewig vor uns!“ — Von mir schied er in der edelsten Haltung. —

Es trieb mich rascher nach Hause. Ich hatte das Bedürfniß, meine Arbeiten und Studien wieder vorzunehmen. Doch mußte ich wohl einige kleine Opfer bringen, die mir unvergeßliche Eindrücke hinterlassen haben. In Naumburg war mir ein lieber Freund ansäßig geworden; Wünsch aus Frankfurt a. O. war dahin versetzt. Ich eilte ihn aufzusuchen, fand ihn aber nicht, sondern nur seine junge, anmuthige Frau.

Wir trieben gleich wieder, wie sonst, allerlei Scherze und Neckereien, und Abends speiste ich bei ihr ein Gericht trefflicher Lerchen, die gerade in der besten Jahreszeit waren. Nach Tisch mußte ich fort mit der Post. Es war inzwischen schon recht kalt geworden und ich hatte nichts von wärmenden Kleidungsstücken bei mir; mein Koffer war schon nach Berlin gegangen. Während ich nun in der Mitternachtsstunde zusammengekrümmt mir Hände und Füße vor Frost rieb, saß mir gegenüber ein Offizier. Wir kamen ins Gespräch, und er entwickelte so gediegene und feste Ansichten, daß er mich im hohen Grade interessirte. Es war der im Jahre 1848 zu einer so hohen Stellung gestiegene General Radowitz. Damals Hauptmann kam er aus Hessen nach Berlin, wo er in den Generalstab versetzt war. Unser Gespräch entwickelte sich von beiden Seiten sehr frei; er war ein Vertheidiger der Metternich'schen Politik, die ich im Gegentheil heftig angriff. Doch hatte er so geschickte Formen, so mildernde Maaßnahmen des Ausdrucks, daß wir nicht über die Grenze des gesellig Erlaubten hinausgingen. —

Wir kamen zusammen nach Leipzig, wohnten in demselben Gasthause (zur Stadt Berlin, wenn ich nicht irre), und gingen den Nachmittag noch fleißig miteinander spazieren; ich hatte dabei Gelegenheit, auch seine musikalischen Kenntnisse einigermaßen kennen zu lernen, und fand ihn überall auf jedem Gebiet des Wissens und Könnens als einen Meister vor. Wir schieden von einander, und gaben uns das Versprechen, uns in Berlin zu besuchen. Ich meinerseits bekenne, daß ich es nicht hielt; die Verhältnisse stellten sich für einen Jeden von uns so anders, daß ich auch bald nicht mehr darauf dachte. Späterhin sind wir noch flüchtig aneinander gestreift, aber ohne, daß eine näher anklingende Saite zwischen uns ertönt wäre. Dennoch hat mir der General aus seinem Verhältniß

als Adjutant des Prinzen August einen Dienst geleistet, der seine ehrenhafte Gesinnung bekundet. Im Jahre 1830, als nach der französischen Revolution und den Bewegungen, die sich in Deutschland, auch in Preußen daran schlossen, ich zum Dienst ausgehoben werden sollte, widersetzte er sich der Maaßregel mit dem Wort: „Den Mann können wir hier nicht entbehren; wir wollen ihn ungestört lassen bis dringendere Umstände es fordern, ihn in Anspruch zu nehmen.“ Bald darauf nahm ich meine völlige Dienst-Entlassung; doch seiner Einwirkung habe ich es vielleicht zu danken, daß ich nicht eine einzige Stunde meines Lebens mit ferneren Dienstleistungen im Militair belästigt worden bin.

Mein Aufenthalt in Leipzig dauerte nur bis zum nächsten Tage. Ich fuhr mit einem Hausirer nach Berlin zurück, und traf am dritten Tage von Potsdam dort ein. — Eine artige Anekdote erlebte ich unterweges. Es reiste ein Engländer mit mir, und schlief in Wittenberg in demselben Gasthof und Zimmer. Wir aßen Hasenbraten, und ich sagte dazu: „Er ist recht mürbe.“ Er ließ sich das Wort erklären, durch zart, weich und dergleichen. Als er sich zu Bett legte, seufzte er auf und sprach in seinem gebrochenen Deutsch die Worte: „Das Bett ist nicht mürbe!“

Ich war zu Haus! Meine Zustände aber waren äußerlich etwas geändert. Nicht meine Schwestern traf ich in der Heimath an, denn sie waren nach Luxemburg gereist, um meine Schwester Amalie zu besuchen, allein ihre Wohnung in der Kochstraße, die sie mit meiner Tante Häring gemeinschaftlich besaßen, hatten sie mir zur Verfügung gestellt. Hier richtete ich mich denn zu den Arbeiten und Studien, die ich für den Winter zunächst in Angriff nehmen wollte, ein. Ich verabredete mit Fehmer, der ebenfalls zurückgekehrt war, lateinische und griechische Uebungen, zu denen er des Mittags kam, und

dafür gleich bei mir speisete. War unsere Tafel schlecht, so lasen wir eine halbe Stunde länger, und sie wurde besser; nach einer Stunde gut, noch später vortrefflich! Mit einigen Freunden, worunter auch mehrere Heidelberger und Grote aus Bonn waren, verabredeten wir ein Horazkränzchen, welches frisch in Gang gesetzt wurde, und uns eben so viel Belehrung als Erheiterung gewährte. Jeder bekam eine Ode zur Präparation und trug sie Abends vor; Fehmer war stets dazu geladen als unser sicherer philologischer Commentator. — Mit Berger und Bernhard Klein knüpften sich die alten Freundschaftsverhältnisse wieder an. Mit meinen übrigen Bekannten lebte ich ebenfalls auf dem alten vertraulichen Fuß. Besonders war dies mit dem Bloch'schen Hause der Fall, welches ich schon als Offizier besuchte und dort bei größeren wie kleineren Zirkeln gern gesehen war. Hier lernte ich auch einen Mann näher kennen, der mir damals nicht ganz zusagte, Blume aus Hanau, den ich aber späterhin, nachdem er in Dorpat Professor und Staatsrath gewesen, wieder begegnete, und ihn sehr vortheilhaft geändert antraf. Er hatte eine reiche Heirath in Dorpat gethan, war Wittwer geworden, und hatte sich etwa um das Jahr 1850 zurückgezogen, um den Rest seines Lebens in Deutschland zuzubringen.

Außerdem bot das Bloch'sche Haus eine Menge von interessanten Erscheinungen dar, indem die Gesellschaft daselbst sehr gebildet und häufig die ausgezeichnetsten Geister Berlins dort zu finden waren, z. B. Zelter, Hegel, Buttmann, Cousin (bei seinem einer halben Verbannung gleichenden Aufenthalt in Berlin) und viele Andere. Bloch gab mir persönlichen Anlaß eine neuere Arbeit dort vorzulesen. Ich hatte, nach einer altitalienischen Sage, ein Trauerspiel geschrieben, Bianca. Bloch hatte davon gehört, und lud mich in einem Briefe ein, dasselbe in einer Gesellschaft bei ihm vorzutragen.

Ich that es, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Dennoch muß ich mir die Anerkennung zollen, daß es für meine Jugend eine meiner besseren Arbeiten war.

Mein Freund, Bernhard Klein hatte sich in dieser Zeit verlobt mit der Tochter des Buchhändlers Parthey. Als Brautleute waren sie bei jener Vorlesung zugegen. Die Veranlassung des Bündnisses war die Oper Dido. Klein hatte sie geschrieben, doch die Aufführung war ohne besonderes Glück geschehen; sie fand in der 1854 veranlaßten eine viel würdigere Aufnahme. Aber Lilly Parthey hatte das Werk gehört, es hatte ihr gefallen, und nach demselben schrieb sie ihm, sie erkenne sein Talent und die innere Berechtigung dazu so an, daß sie auf dieses hin die seinige sein wolle. So war das Bündniß geschlossen worden. Im Frühjahr darauf fand die Vermählung statt, bei der ich nicht zugegen gewesen bin, und gleich darauf trat das junge Paar eine Reise nach Italien, bis Neapel an. —

Für mich selbst füge ich hier nur noch hinzu, daß ich die Aufführung der Oper Dido noch erlebte, indem ich für die dritte Darstellung des Werkes, womit damals abgeschlossen wurde, ein Billet erkaufte. Ich kann nur sagen, daß es mir, einige Stellen, die auch Berger lebhaft tadelte, ausgenommen, den edelsten Eindruck gemacht hat. Berger war überhaupt der wahre Vater des Werks gewesen, indem er Klein, der von dem Theaterverhältnisse aufs höchste angewidert, ganz die Fassung verloren hatte, auf alle Weise tröstete und ermuthigte und mit seiner Autorität und schönen Wahrheitsliebe versicherte: „Er möge die Dido lieber geschrieben haben, als den Titus!“ Ein Wort, das in mancher Beziehung sehr wahr ist!

Neunzehntes Kapitel.

Ich will hier noch ein Einzel-Ereigniß aus meinem jugendlichen Leben einschalten, weil es einmal an sich wohl merkwürdig genug war, besonders durch die allgemeinen Zustände der Oeffentlichkeit in Preußen, die sich daran knüpften, dann aber auch, weil es für mich selbst eine Erinnerung bildete, die mich lange hindurch begleitet hat. Das Jahr 1823 war bekanntlich das Vermählungsjahr unseres Königs Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth von Baiern. Daß wir Jünglinge uns frisch unter alle Festlichkeiten und feierlichen Anordnungen mischten, die zum Empfang des hohen Paares getroffen waren, läßt sich begreifen. Das Glück wollte, daß wir von dem Einzuge desselben alle Hauptmomente beobachteten, die ihm auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin gewidmet waren. Ich lasse den Empfang durch die Bürgerwehrgarde zu Pferde und Alles damit in Verbindung stehende indessen ungeschildert, und berichte nur einiges Volksthümliche davon. Gleich die ersten der herbstlich nackten Bäume am Thor waren zu besonderen Empfangspforten gestempelt worden, indem einige Knaben für zwei Groschen gestatteten, daß man auf einer hohen Leiter, die sie mitgebracht, hinaufsteige. Man versichert, daß diese jungen Industrieritter so schlau gewesen seien, auf den Fortgang des Courses ihrer Waare zu achten, und als die Feier vorüber war, sich erboten, auch Jeden herabsteigen zu lassen, wenn er nur acht Groschen fürs Hinunterkommen zahlen wollte! Der Stern bei Bellevue, (damals „die Puppen" von den erschreckenden Sandsteinfiguren, die rings umher standen, benannt) war der Platz, wo die ankommende Kronprinzessin hielt, und durch die Begrüßung der Bürgerwehr aufgehalten wurde; hier galt es na-

türlich in dem Augenblick möglichst gut zu sehen, wie dieser Akt ausgeführt werde. Die Hüte wurden natürlich beim Beginn des feierlichen Momentes abgenommen. Ein unglücklicher Mann hatte einen herrlichen Platz erkämpft und stand mit seinem schweren Filzhut hoch auf dem Kopf. Seine Nachbarn neckten ihn oder machten Ernst damit, genug, wenige Minuten vor dem Anfang hatten sie ihm die schwarze Maschine so auf sein Haupt herabgedrückt, daß er in dem Cylinder steckte und weder sehen noch hören konnte. Der ganze Umkreis war auf die Figur neugierig geworden, der es aller Mühen mit ihren Händen nneracht et nicht gelang, gegen die Hunderte von Händen, die ringsumher ihren Angriff auf sie machten, den Hut wieder in die Höhe zu bringen. Und so verfloß der feierliche Akt in der That, ohne daß der unglückliche Mann, trotz seines vorzüglichen Platzes, irgend etwas gesehen oder gehört hätte. Viele Andere hatten indeß auf seine Kosten recht herzlich gelacht. — Beim Hineingehen nach dem Thor zu konnten die Voraneilenden nun wieder einen neuen Standpunkt erlangen, von wo aus sie das hohe Paar sehen und begrüßen mochten. Nur ein kleines Schicksal mußten sie vermeiden. Dies waren die sehr sorgsam zusammengefegten Kothhaufen am Wege neben der Chaussee, die auch allgemein respektirt worden waren, zumal da sie obenauf eine gefrorene Schutzdecke hatten. Bei der Flucht rückwärts aber stockten die Vordersten und drängte sich dann rechts und links von beiden Seiten; die in zweiter oder dritter Linie Avancirenden aber hatten nicht genau genug gesehen und mußten beständig von hinten gedrängt wohl oder übel vorwärts, was sie im Augenblick des Schreckens und urplötzlichen Herausspringens denn zu sehr lächerlichen Figuren stempelte, sammt den neben und vor ihnen Erschreckenden, falls sie sich die üble Bekleidung der Füße abschleuderten. — So mochte noch mancher drollige Moment

sich in den ernsten Jubel gemischt haben, der aber nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt ist.

Ein Ereigniß aber gab es im Lauf des späteren Tages, das aus der Kurzweil binnen wenigen Minuten ein furchtbares Entsetzen bereitete. Die Stadt war zum Abend illuminirt; alle öffentlichen Gebäude prangten in den schönsten Lampenausschmückungen, namentlich war die Akademie herrlich beleuchtet. Ich war allein ausgegangen, um mir die Illumination zu beschauen, hatte aber ein paar Freunde getroffen, mit denen ich gemeinsam wanderte; es waren der Lieutenant Dannhauer (jetzige General) und ein junger Mann Namens Gerth, der als Sohn im Hause des Geheimfinanzrath Paalzow auferzogen war, welcher damals als Referendarius in Berlin lebte. Er ist längst abgeschieden, doch General Dannhauer kann die Wahrheit des Geschehenen noch bezeugen. Auf verschiedenen Wegen, die wir durch die Stadt machten, trafen wir auch den Fackelzug der Studirenden, und ich entsinne mich, mit einem der Führer (Geh.-Rath Fließ, der auch noch am Leben ist) über die Richtung, die der Zug nehmen wollte, gesprochen zu haben. Wir begleiteten denselben eine Strecke und hatten vor, dem Gaudeamus igitur, welches im Lustgarten gesungen werden sollte und dem Verbrennen der Fackeln daselbst beizuwohnen. Bei den verschiedenen Wegen, die wir hier nahmen, hatten wir im Schloß schon einen kleinen Vorgeschmack des ungeheueren Drängens, indem dasselbe in dem einen Durchgang so heftig wurde, daß die jungen Mädchen aufkreischten und eines derselben mit verlorenem Kamm sich aus dem Getümmel wieder ins Freie drängen mußte. Doch wir jungen Leute nahmen dies Alles nur von der lustigen Seite, da unsere Natur durch solche Scenen nicht angegriffen wurde.

Die Darbringung des Fackelzuges vollendete sich nun,

und die Studirenden zogen auf den Lustgarten, um in seiner damals freien Mitte einen Rundkreis zu bilden, das Gaudeamus zu singen und die Fackeln zu verbrennen. Kaum aber hatte dies begonnen, als sie von den herzuströmenden Volksmassen, die gerade dies Schauspiel sehen wollten, auf das Furchtbarste bedrängt wurden. Alles steuerte gegen die Mitte des Platzes, und wir mußten uns anfassen und mit aller Macht rückwärts drängen, damit nur die Studenten nicht in das Feuer ihrer eigenen Fackeln gestoßen würden. Allmählig ging indeß dieser ziemlich ernste Kampf vorüber, und wir beschlossen nun, zu der großen Feier des Festes zurückzukehren, wozu uns aus dem Lustgarten nur die kleine am Zeughause errichtete Laufbrücke blieb. Denn die Schloßbrücke, über welche Vormittags die höchsten Herrschaften, begrüßt von den dreihundert jungen, blau und weiß gekleideten Revier-Mädchen, gefahren waren, blieb für den Abend gesperrt. Wir langten denn bei der Brücke mit einem mächtigen, dichten Strom von Menschen an, glaubten aber in wenigen Minuten den Engpaß zu überwinden. Ernsthaft rückten wir dem Ziel näher, indem wir den Boden der Brücke unter unsern Sohlen fühlten und allmählig darauf vorschritten. Da staute sich plötzlich die ungeheure Masse so auf, daß sie wie eine Mauer still stand. Von hinten her jedoch erfolgte immer neuer Andrang. Vor uns hörte man angstvolle Töne von Frauen und Kindern. Ich blickte noch vergnügt und ahnungslos umher. Jetzt aber erhob ein Gensdarm, der etwa zehn Schritt vor uns auf der Brücke hielt, ein heftiges Geschrei, weil ihn die Volksmasse mit dem Pferde gegen das Geländer drängte. Erschrocken sah ich umher und entdeckte, daß mein Nachbar, der Lieutenant Dannhauer, neben mir erblaßte; wenn ich mich recht erinnere, war ihm der Degen, der sich etwas verschoben hatte, so heftig in die Seite getrieben. Jetzt überfiel auch mich eine Ahnung des

Schlimmsten. Indeß ich dachte doch nur, daß die Entgegenkommenden uns auf Augenblicke festhalten und eine oder die andere Parthei siegen müsse. Um das Letztere für unsere Seite zu befördern, riefen Dannhauer, Gerth und ich mit lauter Stimme den uns zunächst stehenden ein ermuthigendes Vorwärts entgegen, und sie drängten, sich mit uns vereinigend, aus aller Macht den Linden zu. Aber wir gewannen nur einen oder zwei Schritte Feld, dann war Alles wieder festgerannt, und die furchtbare Enge war um desto empfindlicher gestiegen. Noch gerade hatten wir die eisernen Charniere unter unsern Füßen gefühlt, also die Hälfte der Brücke erreicht und durften hoffen, die Sieger zu sein. Jetzt aber stand Alles wieder festgebannt, und nur das entsetzliche Geschrei Einzelner, die sich von der Gewalt des Gedränges wie zermalmt fühlten, war aus der tobenden Menge zu entnehmen. Da öffnete sich, wo wir es am wenigsten vermutheten, plötzlich ein Weg rückwärts. Die Strömung ging nach dem Lustgarten zurück. In solchen Momenten hat stets die Gegenwart ihr Recht. Wir folgten ihr nachgebend, und hatten wieder das Wonnegefühl einer freien Brust. Da hemmte uns plötzlich ein neuer Knäuel von Menschen. Es waren bei der Flucht nach rückwärts einige gestürzt und lagen, in Gefahr zertreten zu werden, auf der Erde. Mit aller Macht hielten wir die Nachstürmenden zurück und rissen die Gefallenen wieder empor. Bei diesem Tumult wurde ich von meinen Freunden getrennt. Ich blickte seitwärts, sah das Geländer der Brücke weggebrochen, schräg gelehnt; die Rettung war da, wenn ich hinüber sprang. Ich führte es aus, indem ich aus dem sich vor mir windenden Knäuel einen kleinen Knaben emporraffte, ihn in den Arm nahm und mit ihm den Sprung ins Wasser versuchte. Doch indem ich auf das Geländer trat, entdeckte ich die unten angebrachte Waschbank, entschlossen sprang ich hinab und erreichte

glücklich das Ziel. Es hatte sich schon eine Menge Menschen dort unten versammelt. Aus ihnen stürzte eine Frau plötzlich auf mich zu, umarmte das Kind, was ich auf dem Arm trug, als ihr eigenes, und dankte laut Gott für dessen wunderbare Rettung. Dies war mir der merkwürdigste Augenblick. — Ich ließ ihr den Knaben und blickte umher, was weiter zu thun sei. Drüben, jenseit der Brücke, sah ich verschiedene Personen rasch von ihr herab ins Wasser gleiten, eben so sprangen auch zu uns noch andere herunter. Dies lehrte mich, daß unsere Stellung durch den Augenblick sehr bedingt sei, deshalb griff ich rasch nach einer der Kahnspitzen, die neben der Brücke lagen, schwang mich hinauf, und erreichte so, über verschiedene Kähne kletternd, wieder den Lustgarten. Von dort schlug ich meinen Weg, dem ersten Plan entsprechend, ein und gelangte mit Umwegen und unter großem Getümmel, aber doch nicht mit erneutem gefährlichen Gedränge, nach den Linden. Hier erblickte ich an der Akademie plötzlich meine beiden Freunde, und wir begrüßten einander mit Umarmung und Kuß wie auferstanden. Ein Beweis, daß wir jetzt erst die Größe der Gefahr, in der wir geschwebt hatten, recht einsahen! — Wir gingen mit einander in das Weinhaus zu Luther und Wegner, wohin wir die ersten Nachrichten von dem geschehenen Unglück brachten; dieselben vervielfältigten sich jeden Augenblick, indem neue Gäste eintraten. Es wurde viel von ähnlichen Verhältnissen gesprochen, unter Andern erzählte der Baron Hertefeld von einer Illumination in London, bei welcher er unter einem Kohlenwagen eine Zeit lang Schutz gefunden hatte, bis gegen Morgen das Menschengetümmel sich verminderte und er wieder ins Freie hinaus konnte. — Das Wesentlichste, was geschehen war, ist mir heut nur ungefähr erinnerlich; es waren 26 oder 28 Todte, theils zermalmt theils ertrunken; das Unglück war durch einen gebrochenen Wagen,

der die Brücke gesperrt hatte, veranlaßt. Der Commandant soll die neu erbaute Schloßbrücke gesperrt gehalten haben. Vergeblich aber wird man durch die Zeitungen eine nähere Belehrung suchen; es ist kein Wort über den ganzen Vorfall darin enthalten! Ein Beweis, wie unsere Angelegenheiten damals verschleiert geführt wurden! Es ist nicht anders, als es über sechszig Jahre früher mit den Russen erging. Ueber ihren Aufenthalt in Berlin, und ihre heftigen Maaßnahmen wollte ich mich, behufs der Novelle Valentin, die ich aus jener Zeit schrieb, über einiges aus unseren Zeitungen belehren. Indessen ich fand nichts daselbst vor, keinen Buchstaben, der den Aufenthalt des Feindes in unserer Residenz bestätigte. — In solchem Zustande befanden sich damals die Blätter, die über unsere Geschichte belehren sollten, und sechszig Jahre später traf man sie genau noch so an!

Zwanzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Frankfurt. — Druck meines Trauerspiels. — Meine Verhältnisse in Frankfurt wiederholen sich. — Reise mit den beiden Schwestern nach dem Rhein. — Hebels Bekanntschaft. — Thüngen wiedergesehen. — Prof. d'Alton. — Henriette.

Nicht immer ist es die wahre Lage der Dinge, die unsere Schritte bestimmt, sondern öfters giebt unsere Betrachtung der Umstände den Ausschlag. So war es mit mir der Fall, als ich im nächsten Frühjahr 1824 durch den Reiz der Erinnerung verführt, abermals nach Frankfurt ging. Die ungemeine Wohlthat meiner Zustände, die ich dort empfunden, reizte mich stärker, als die Betrachtung desjenigen, was mir wirklich von Nutzen war. Ich will also gern das Bekenntniß ablegen, daß mich mehr ein süßer Antrieb dahin führte, als wirkliche Nothwendigkeit der Lebenselemente. Inzwischen war ja doch der

freiere Trieb des Schaffens mein bestes Dasein, und in so fern habe ich mich wohl nicht darüber getäuscht. Genug, ich schrieb nach Frankfurt scherzhafterweise um Besorgung einer Wohnung, „die gleich weit von Frau von Zielinski, Wißmann und Reck gelegen sei“, und ging bald darauf wiederum dahin ab. Mein Zweck wurde nicht genau erfüllt, denn ein Offizier in Frankfurt, Herr von Wobeser, ein äußerst angenehmer, witziger junger Mann, hatte, da meine seltsame Bedingung im Scherz zur Sprache gekommen war, heraus gerechnet, daß ich mich außerhalb der Stadt, auf dem Ziegenwerder anbauen müsse, um die Lage genau zu haben. Es genügte mir indessen die Ausführung, die mich mitten in die Stadt, in die Oderstraße führte, wo ich zur Linken Frau von Zielinski, rechts Frau von Wißmann, und Reck's Haus ebenfalls, etwas weiter vor dem Thore, hatte, und wo ich auch sonst in der besten Mitte zwischen allen meinen Bekannten lag. Aufgenommen wurde ich, als sei ich gar nicht abwesend gewesen, mit eben der Liebe und Freundlichkeit. — In meinen Arbeiten hatte ich unterdessen einen Schritt vorwärts gethan, und bei Duncker und Humblot mein Trauerspiel „Karl der Kühne“ als meine Erstlingsgabe (die „Morgenröthe Griechenlands“ ausgenommen) drucken lassen. Ich hatte es allen damals berühmten Autoren zugeschickt, und von Fouqué und Houwald erhielt ich Briefe darüber nach Frankfurt, die mir sehr viel Gutes und Schönes sagten; auch Hitzig hatte mir einen ächt praktischen Brief darüber geschrieben, indem er mir mehrere Druckfehler nachwies, die sein altes Correktorauge entdeckt hatte. In Frankfurt selbst hatte ich mir durch das Geschenk dieses Erstlingswerkes, welches der jugendliche Autorsinn für das Entscheidendste seiner Wirkung hielt, mehrfache Freunde zu erwerben gesucht. Eins bemerke ich indessen hierbei, daß von keinem Theater dasselbe angenommen worden ist, außer

von dem Dresdner. Von dort hatte man mir sogar schon über den Tag der Aufführung eine bestimmte Anzeige gemacht, zu der ich hätte hinüberkommen müssen, wenn sie nicht in die letzten Tage des Herbstes gefallen wäre, wo ich eben nach Berlin zurückgekehrt war. Indeß ist die Aufführung nicht erfolgt, und ich war späterhin wenigstens so klug, daß ich nicht gefragt habe, weshalb sie unterblieben ist. Daß mir dasselbe Schicksal aber noch mit einem zweiten Stück, einem Lustspiele „1756", begegnet ist, wo auch der Tag der ersten Aufführung bereits angesetzt war, hat mich in späterer Zeit mehr verwundert.

Mein Leben gestaltete sich nun zu Frankfurt gerade wie es vor drei Jahren gewesen war, nur daß die mir indessen viel bekannter gewordenen Personen im Vertrauen noch näher gerückt waren. Ich will den Leser nicht damit ermüden, mein Verhältniß zu Reck, zum Wißmannschen Hause, zu Petersen und andern näher zu entwickeln; die Charaktere hatten sich so sicher ausgeprägt, daß wir immer fester mit einander verbunden wurden. Was ich dort finden würde, war mir gewiß; und Allem lag die entschiedenste Theilnahme und Liebe zum Grunde. Einige Personen fehlten, wie Wünsch, den ich in Naumburg vergeblich aufgesucht; andere waren hinzugekommen und erheiterten den Kreis der Freunde ungemein. Von diesen nenne ich Herrn v. Lamprecht, jetzigen Bankdirektor, damals Assessor bei dem Oberlandesgericht, der mit seiner jungen Frau ein äußerst angenehmes Haus machte; er war ein lebhafter Gesellschafter, und seine Frau di angenehmste Wirthin. Er hatte anf einem der Berge neben dem Reck'schen Garten ein Haus zur Sommerwohnung gemiethet, wo ich ihn oft mit Frau von Zielinski besuchte; das ungezwungenste Gespräch war augenblicklich im Gange, und wir scherzten und lachten viel mit einander. Barez, der nachmals berühmte Arzt, kam auch

eines Tages zum Besuch herüber, und wir beide wetteiferten, nach Art muthwilliger, junger Leute, im Essen und Trinken; natürlich nur im erlaubten Maaß. — Auch der junge Referendarius v. Puttkammer (später Oberpräsident in Posen) gehörte zu diesem interessanten Kreise, und nahm durch seine wohlhabende Lage schon damals eine gewisse Stellung in Frankfurt ein, die ihm neben seiner feinen gesellschaftlichen Bildung zu Gute kam. Somit hatte sich der Aufenthalt eher angenehmer gestaltet, als verloren. In der Hauptfrage für mich war er ganz der alte geblieben, denn meine Beziehungen zu Frau von Zielinski standen auf demselben Fleck, nur daß wir durch größere Selbstkenntniß und Reife noch ein innigeres Freundschaftsbündniß geschlossen hatten. Das Einzige was in unserm Umgange wegblieb, war der Gesangunterricht, den sie in ihrer so vielseitigen Beschäftigung als nebensächlich hatte fallen lassen. Aber die Musik wurde dagegen mit Wärme getrieben, und wir spielten wie sonst die schönsten vierhändigen Sachen; für mein Klavierspiel selbst, möchte ich sagen, that sich hier eine neue, brillante Periode auf, nämlich im freien Phantasiren. Denn ich behandelte das Instrument so reif, so sicher, in den Motiven so entwickelt, daß ich in jener Zeit mit Ausnahme der zwei Musiker Berger und Klein keinen Einzigen gefunden habe, der diese Seite des erfinderischen Klavierspiels so gehandhabt hätte, wie ich, wenngleich mir in der technischen Behandlung Vieles abging, was Andere leisteten. — Mein innerstes Interesse zu Frau von Zielinski aber bildete die Literatur. Sie lebte damals noch sehr zurückgezogen, war weniger in die Welt getreten, hatte die Bekanntschaft der ausgezeichneten Männer, die ich aufgesucht, noch nicht gemacht. Darum war es ihr von doppeltem Interesse, meine Erzählungen von Tieck, Goethe, Jean Paul zu hören. Wir verkehrten viel in deren Dichtungen, und geriethen oftmals in einen bis zur Heftigkeit gehen-

den Streit über einzelne Schönheiten mit einander. Namentlich über Schiller, den sie mir nicht genug in seiner außerordentlichen Würde zu schätzen schien. Doch dies Alles war nur ein Element zur Aufregung der Unterhaltung. Wir waren dennoch einig miteinander, und jeder Spalt zwischen uns, jede lebhafte Meinungsverschiedenheit wurde wiederum fast zu einem Gedicht. Am schönsten freilich blieben unsere Spaziergänge, die wir einsam mit einander oder in Begleitung ihrer Freundinnen machten. Daß ich von solchen Abendgenüssen in der schönsten Blüthe des Frühlings und Sommers die tiefsten Eindrücke empfing, wer mochte das hindern? Wer hätte es zu tadeln gewagt?

Inzwischen wurde dieser wahrhaft glückselige Aufenthalt durch eine Episode unterbrochen, deren Reiz meine Jugend nicht verschmähen mochte. Sie bestand in einer **Rheinreise**, zu der mich hier in Frankfurt meine Schwestern Julie und Henriette nicht gerade aufforderten aber doch bewegten, weil ich Strom und Landschaft des Rheins so schön kannte und wußte, in welchem Grade ich ihnen als Führer und Begleiter werth sein würde. Sie lebten beide nachdem sie den Winter in Luxemburg bei der dritten Schwester zugebracht, und deren Pflegerinnen im Wochenbett gewesen, in Aachen, wo sie das Bad gebraucht hatten. Jetzt wollten sie nach Berlin heimkehren, aber zuvor eine recht umfassende Rheinreise machen, um von der großen Ausflucht doch ein nachhaltiges Genüge zu haben. Sie hatten mir dies geschrieben, und mich um Auskunft und etwaige Empfehlungen gebeten. Ich ging mit dem Briefe zu Frau von Zielinski, und fing an, die Reise mit ihr zu besprechen; sie war sehr für den schönen Entwurf eingenommen. Als ich ihr aber sagte, welcher Art meine Bemerkungen und Empfehlungsbriefe sein würden, daß ich nämlich selbst dahin zu gehen und ihren Begleiter zu machen beabsichtige, lobte sie

mich aufrichtig wegen meiner brüderlichen Liebe. Und so geschah es. In wenig Tagen war ich bereit meine Schwestern von Aachen abzuholen, und sie zu begleiten, wohin sie wünschten.

Es folgte nun die schönste Reise die ich bis dahin gemacht; fast auf lauter Hauptstraßen, doch überall mit der reichsten Ausbeute. Zuvörderst ging ich allein nach Berlin, von dort über Magdeburg (mit einem Neffen des Postmeister Nagler) und Cassel nach Cöln. Auf dieser Fahrt hatten wir das Schicksal, bei Nordhausen mit der Post umzustürzen, doch kam ich mit einigen leichten Contusionen davon. — In Cöln ruhte ich eine Nacht, sah aber meinen Freund Philippi aus Heidelberg wieder; hier erfuhr ich das eigenthümliche Schicksal, daß man mich als den Poeten der Dido für denjenigen hielt, der das schlechte Schicksal der Oper Bernhard Klein's bereitet habe. In einer Gesellschaft, wohin mich Philippi geführt, redete eine Dame in solchem Sinne zu mir; Philippi wurde höchst betreten, doch ich wehrte ihm förmlich, und gab Alles zu, was man mir aufbürdete. Scenen ähnlicher Art habe ich viele erlebt, und immer den wahrhaftesten Humor daraus gesogen. — In Aachen nahmen mich die Schwestern sehr herzlich auf und machten den vortheilhaftesten Reisevertrag mit mir, der ich leider nicht so bei Kasse war wie sie. Wir brachen nun mit einem Fuhrmann auf, nach Luxemburg zunächst, wo wir einen kurzen Besuch bei der Schwester machten, die höchst erfreut darüber war. Wir hatten die interessante Tour durch das Ardennengebirg dahin gemacht, und herrliche Aussichten auf verschiedenen Punkten genossen. Mit unserm Fuhrmann sehr zufrieden, nahmen wir ihn weiter, und gingen über Metz nach Straßburg, um alsdann nach Baden-Baden, Heidelberg und den Rhein bis Cöln hinunter zu reisen. Ueberall, wohin ich hier meine beiden Schwestern führte, fand ich in ihnen die dankbarsten Herzen über die Schönheit der Natur

und die reizenden Gaben, die der Pfad bot. Ich war überall bekannt, besorgte Alles was wir besichtigen wollten, in Metz, Straßburg (wo sie mit mir den Münster bestiegen) und zumal jenseit des Rheins. Ich kann nicht umhin, auf dem Wege von Metz nach Straßburg der wunderschönen Lage Rhein-Zaberns im Eingange der Vogesen zu gedenken. Jenseit erfreute uns Baden-Baden mit seinen herrlichen Naturschauspielen, und in Carlsruhe, wohin wir durch das Murgthal gelangten, machte ich einen literarischen Besuch, der mir für mein Leben wichtig geblieben ist, bei dem alten, redlichen, frommen Hebel, dessen allemannische Gedichte schon damals, wie heut, das Entzücken aller Leser bildeten. Ich, ganz ohne Namen und Ruf, konnte ihm ja gar nichts bieten; er aber bot mir die Erscheinung eines Mannes, der ganz in seiner religiösen Richtung fest, auch diese großartigen Dichtergeschäfte rein wie eine Gabe Gottes behandelte, die ihm geworden sei, und wovon er sich nichts zum Verdienst rechnete, als daß er niemals einen Mißbrauch davon gemacht. Es war ein Mann der tiefsten Herzenseinfalt, und eben dadurch der hohen Stellung so werth, die er in der Literatur einnimmt.

In Heidelberg war es außer dem Reiz der Natur auch die Bekanntschaft mit meiner Freundin Clementine Gatterer, die das schöne Glück unseres gemeinschaftlichen Dortseins begründete. Nächstdem lehrte ich meinen Schwestern auch meinen Freund Thüngen kennen, indem ich ihn zu einer Fahrt nach Hirschhorn, die wir unternahmen, mit einlud. — In Darmstadt entzückte uns die Stimme einer Sängerin, die im Joseph in Aegypten die kleine Arie, die Soli in den weiblichen Chören beim israelitischen Gottesdienst sang; es war die Madler, die mit ihrem frühen Ruhme von der Kunst geschieden ist.

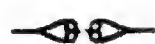
Ich übergehe Frankfurt, Wiesbaden, den Rheingau, und beginne wieder mit der eigentlichen Rheinreise, die wir (wie

es eigentlich immer geschehen sollte) mit einem *eigenen* Nachen, in Begleitung einiger fremder Herren machten. Wir legten an jedem schönen Punkte an, und bestiegen so eine Reihe von herrlichen Burgen und Höhen, bis zum Drachenfels und Rolandseck. In Bonn war es mir eine außerordentliche Freude meine Schwestern beim Professor d'Alton einzuführen, der mit seiner Familie und uns eine Ausflucht nach Fovo's Häuschen machte, die uns das herrliche Land beim wundervollsten Wetter zeigte. Wir gingen nun über Cöln und Elberfeld nach Cassel, und zurück nach Berlin, wo ich mich indeß früher von den Schwestern trennte und nach Frankfurt begab. — Nie ist mir eine Reise wohlthuender gewesen, als diese. Hauptsächlich aber auch, weil ich auf derselben so recht den innern wirklich hohen Werth meiner jüngsten Schwester kennen lernte. Sie wa von der angenehmsten Erscheinung, und verband damit den seltenen Schatz einer innern Ausbildung, welche, ohne im mindesten etwas von der beim weiblichen Geschlecht meist anstößigen Ueberladung mit *Scheinkenntnissen* zu haben, gerade die tiefste Erkenntniß der Dinge zeigte. Von uns allen besaß sie die wenigsten mechanischen Fertigkeiten; überall aber war ihr das Höchste, Göttlichste gegeben. In der Musik, in literarischen Verhältnissen, hatte ihr Urtheil die entschiedenste Haltung. Ich beschränke mich hier auf diese wenigen Worte, weil ich in einem späteren Theil dieser Mittheilungen ihr ein eigenes Capitel widmen werde.

So hatte sich diese Reise vollendet; ich kehrte jetzt nach Frankfurt zurück, verließ aber bald die schönen Verhältnisse dort wieder, um in Berlin ernstlich meine Verpflichtungen zu erfüllen.

Neunter Abschnitt.

Reise nach Wien. — Beethoven.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Reise nach Wien. — Heitere Stimmung. — Teplitz. Marie Hohlfeld. — Deutsch Brot. Slibowicz. — Bekanntschaften in Wien. Frau v. Pereira. Mdme. Ephraim. Caroline Pichler. Herr v. Hammer. Castelli. Die Ludlamshöhle. Spreesprung der Kühne. — Biedermanns. Sichrowski. — Die Schauspieler Neumann, Koch. Anschütz und Frau, Lembert, Czerny, Henriette Sonntag. — Friedrich v. Schlegel. Reise nach Ischl, Salzburg und zurück.

Der Justizrath Ludolff überließ mir freundschaftlicher Weise den Theil seiner Wohnung unter den Linden, die sein Sohn eingenommen hatte, der jetzt in Geschäften außerhalb Berlin's thätig war. Inzwischen war manche wesentliche Veränderung meines Verhältnisses vorbereitet worden. Mein Freund Laue hatte sich bewogen gefühlt, seinen Abschied nachzusuchen, und eine Buchhandlung anzulegen. Ich hatte mich zur Theilnahme an dem Geschäft entschlossen, und war daher genöthigt, auch zuweilen in der Handlung zu sein, die auf dem Schloßplatze lag. In meiner jetzigen sehr hübschen Wohnung befand ich mich wohl eingerichtet für alle Thätigkeiten, die nachgerade begannen. Meine Aussichten wurden günstiger. Da entschloß ich mich zur Ausführung eines Planes, der mir die höchsten Hoffnungen erfüllen sollte; doch die Entscheidung auf meine

Anfrage war sanft ablehnend. Ich war tief gebeugt, doch ich war darauf vorbereitet und überwand den harten Schlag, der meine Seele traf. — Indessen verging der Winter doch, ohne daß ich etwas Wesentliches in die Oeffentlichkeit brachte. Desto-mehr blieb ich innerlich beschäftigt, und arbeitete Manches für meine Studien. Namentlich trieb ich viel Griechisch, und setzte meine Mitarbeitung an der musikalischen Zeitung, die ich begonnen hatte eifrig fort. Das Hauptsächlichste aber für dieses Jahr wurde mir eine Reise, für die ich dem Geber derselben noch heute meinen innigsten Dank schulde. Ludolff ging in Geschäften nach Wien; nach damaliger Sitte fuhr er mit Extrapost, und ich hatte den Muth ihn zu bitten, mich mitzunehmen, worauf er herzlich vergnügt einging. Am 21. März war die Abreise bestimmt. Er wollte noch einige Tage in Dresden ungehindert arbeiten, während ich daselbst Maria Weber zu sprechen wünschte, der sich eben für seine Reise nach London vorbereitete. Nie, selbst nicht auf der Rheinreise, die ich mit Ludolff von Heidelberg aus machte, bin ich so in der trefflichsten Stimmung gewesen, als diesmal. Der heiterste Lebenston war nicht zu tödten in mir; ich scherzte, erzählte Anekdoten und Abenteuer, machte deren neue unterweges, knüpfte überall die muntersten Verhältnisse an, so daß Ludolff oft zu mir sagte: „Wie ist es möglich! Kannst Du denn gar kein Ende der tollen Streiche finden!" Ich versicherte ihm, daß wir bis Wien so fortleben wollten, und mir für Seiten- und Rückwege nach Haus nicht bange sein werde. Nachdem wir in Dresden zwei Tage verweilt hatten, fuhren wir übers Gebirg nach Teplitz. Der Weg war wundervoll, doch blendete der Schnee des Hochgebirgs dergestalt, daß ich fast mit geschlossenen Augen nach Böhmen hinunter mußte. Hier war es, in Teplitz, wo ich auf einen Augenblick meine kleine Freundin Marie Hohlfeldt wiedersah, die indeß zu einer verschämten

Jungfrau herangewachsen war, und mir nur mühsam und blöde die Hand reichte. — Wir übernachteten in Laun, und hatten in Prag den schönsten Sonntag mit wahrhaft heißem Wetter. Die ganze Stadt war auf den Füßen, und überschwemmte die Spaziergänge auf der Seite des Hradschins und den herrlichen, gegenüberliegenden Berg hinauf. — Andern Nachmittags fuhren wir weiter bis Deutsch Brot, wo wir in einen unerklärlichen Lachkrampf geriethen über einen Mann, der Abends im Wirthshause sein Zimmer verfehlte, und in das unsrige kam, woselbst er einen Slibowicz stehen gelassen zu haben behauptete. Dieser Ausdruck für einen Pflaumenbranntwein war uns neu, und wir würfelten das Wort so hin und her, daß wir am Ende zu kosten beschlossen, und zwei Slibowicze bestellten. Ich kann von mir nicht behaupten, daß ich eine Leidenschaft dafür gewann. — Andern Tages, wo wir mehr ins Hochgebirge Mährens kamen, überraschte uns der Schnee wieder als eine Neuigkeit, die wir seit dem Bergübergang der böhmischen Grenze nicht gesehen; wir wurden fast mißmüthig, immer wieder in den Winter zurückgeworfen zu werden, und über die großen Schneeflächen, die uns bis Iglau und Znaym, wohin wir an diesem Tage gelangten, begleiteten. Von dort aber machte sich das Wetter viel sommerlicher, und wir erreichten an einem wundervollen Frühlingsabend Wien, das uns schon lange mit seinem Stephansthurm gewinkt hatte!

Wie viel schöne Erinnerungen hätte ich aus diesen Zeiten zu berichten, wenn ich hier meine Reise nach Wien schildern wollte! Ich lasse die Stadt ganz fallen, in der sich seit dieser Zeit so Vieles anders gestaltet hat. Doch einige Blicke auf Personen, die meist alle das Schicksal auch schon hinweggeführt hat, möge man mir gestatten. Theils in Ludolffs Gesellschaft, die mir bei seinem höchst angenehmen geselligen Formen sehr förderlich war, theils auf eigene Hand lernte ich viele bedeu-

tende Männer und Literaten, und manche Frau von großem Ruf kennen. Ich bewahre eine Frau v. Pereira, die damals im Hause Eskeles und Arnstein an der Spitze der Gesellschaft stand, zuerst im Gedächtniß; sie besaß das feinste Wesen, und wandte es mit besonderer Güte für uns an. Eine nahe Verwandte, Mde. Ephraim und ihre Tochter, war uns gleichfalls eine sehr zuvorkommende Freundin; sie stammten beide aus Berlin. Ihre Wohnung lag der unsrigen gerad gegenüber, an der Ecke des Kohlmarktes und Grabens. Ich namentlich kann von besonderem Wohlwollen sagen, da sie eine Soirée veranstalteten, in der ich eine meiner ersten in Bonn geschriebenen Novellen, mit verschämter Blödigkeit vorlas. Mich interessirte die Tochter der Frau von Pereira sehr, die späterhin mit einem General von Wimpfen, wenn ich nicht irre, verheirathet wurde. Es war ein schönes, schwarzäugiges Mädchen, mit unvergeßlichem Blick. Auch zu der Familie Eskeles am Ende des Kohlmarkts, der Michaelskirche gegenüber, wurden wir geladen. —

Von den Literaten, die ich aufsuchte, nenne ich auch zuerst eine Frau, Caroline Pichler. Sie besaß ein Haus mit einem schönen Garten in der Vorstadt, und war an einen Regierungsrath verheirathet; sie hatte den großen Vortheil neben der Literatur, mit der sie sich beschäftigte, und die ich nicht hoch anschlug, eine feine, weiblich auf ausgezeichneter Höhe der Bildung stehende Frau zu sein, der ich, wie lange sie schon hinüber sein mag, hiermit meine Verehrung noch heut zolle. — Nächst ihr war es Herr von Hammer, der große Orientalist, der mich sehr wohlwollend aufnahm, und mit dessen anmuthiger jungen Frau ich viel verkehrte. Nach einigen Jahren benutzte ich diese Bekanntschaft, ihnen meinen Freund Laue zu empfehlen, der durch Wien ging, um in der Türkei Dienste zu nehmen. — Castelli, noch jetzt, in hohem

Greisenalter, ein geschäftiger Mann, gehörte auch zu denen, welchen ich einen Besuch machte, was mir später den seinigen in Berlin eintrug, wo er 1830 oder 1831 durchkam. Er führte mich in die Ludlamshöhle, die einen wesentlichen Anspruch auf meine dankbare Erinnerung hat. Die Ludlam war eine ganz freie, heitere, auf tollen Scherz abzweckende Gesellschaft, welche in einer kleinen Kneipe an der Ecke des Grabens allabendlich ihre Zusammenkünfte hatte. Alle Literaten Wiens waren Mitglieder, und andere Männer desgleichen, die sich nur wenig literarischen Beschäftigungen hingaben, und eigentlich einem anderen Berufe angehörten. Alles was damals irgendwie Ruhm oder Ansehn genoß, wurde dort Mitglied, und erhielt einen Ludlamsnamen und Reisepaß, auf welchem sie überall bei Mitgliedern der Ludlam die beste Aufnahme fanden. Weber, Moscheles, Hummel z. B. waren musikalische Mitglieder der Gesellschaft. Sie hatte sich zu ihrer Constituirung eine Form gegeben, deren Spitze „Kalif" — es war der Schauspieler Schwarz — genannt wurde. Jedesmal, wenn er Abends eintrat, begrüßte ihn der ehrenvolle Zuruf „Heu dem Kalifen." Als Gesetz stand es fest, daß die burlesken Angriffe, die geschahen, nie anders als auf das Ludlamsmitglied, mit seinem Ludlamsnamen benannt, sich richten durften. Da aber galt auch das freieste Recht des gutmüthigen Spottes. — Hier verkehrte ich am meisten mit Castelli, der auch, als ich Mitglied der Gesellschaft werden sollte, meine Prüfung veranstaltete. Wir wollen dieselbe mit Stillschweigen übergehen, indeß bestand ich sie glänzend, erhielt demzufolge den Namen „Spreesprung der Kühne, Ludlams Constabler" und wurde auf einer der Speisekarten im Stiefel wie im Schlitten sitzend, herrlich portraitirt. Der Name erklärt sich leicht, aus meinem Spreesprung beim Einholen der Kronprinzessin, aus meinem Trauerspiel, Karl der Kühne,

und meinem wirklichen Namen Rellstab, der zum Stab—ler umgewandelt worden. — Diese Gesellschaft gewährte mir die heitersten Abende in Wien; denn nach jedem Theater, Conzert, Diner, oder geselligen Abend, der nicht allzulange dauerte, fand man dort noch eine Anzahl Mitglieder beisammen. Ich lernte eine Menge Literaten, Künstler, Schauspieler damaliger Zeit dort kennen, und wurde von Allen wohlgelitten. — Die Hauptbekanntschaften aber, die ich daselbst machte, waren zwei Brüder, sehr wohlhabende Banquiers, Biedermann mit Namen, und ihr Cassenführer Sichrowski; der ältere der Brüder besuchte mich später in Berlin 1830 mit Sichrowski gemeinschaftlich, und ich that für sie was ich vermochte, um ihnen die Tage bei uns angenehm zu machen. Sichrowski habe ich noch einmal in Wien besucht, wo ich ihn als Collegen, Dirigenten einer Eisenbahn nämlich, vorfand, und in diesen Funktionen sind wir später noch öfters bei gemeinsamen Ausflügen zusammengetroffen. Schade ist es, daß durch mancherlei Gerüchte irre geführt, die Regierung zur Auflösung der Gesellschaft Ludlam geschritten ist. — Sie war der ächte Kern östreichischer Gemüthlichkeit; die Aktenuntersuchung freilich mag nichts Strafbares ergeben haben, aber doch genug, worüber amtliche Strenge eine schreckliche Miene ziehen mußte, um — das innerste Lachen zu bedecken! —

Die Reise brachte auch sonst noch angenehme Beziehungen mit sich. Wir trafen in Wien die berühmte Schauspielerin Neumann, und wurden durch diese in das Treiben der Theaterwelt, zu Ludolff's großer Freude, etwas hineingezogen. Wir machten die Bekanntschaft des alten würdigen Schauspielers Koch, der uns ein Diner gab, und ich suchte Anschütz und seine liebenswürdige junge Frau (die erste Neigung meiner Jugend) auf, die uns mit herzlicher Freundlichkeit gleichfalls bewirtheten. Es ging nun nicht anders, als daß wir

ebenfalls die Wirthe machten, und Ludolff gab im Augarten ein Diner, bei welchem ich den Schauspieler Lembert als meinen Gast einlud. Daß dabei die heiterste Stimmung herrschte, bedarf keiner Versicherung.

Auch für die neue Buchhandlung Laue's machte ich ein Geschäft, indem ich mich mit Czerny bekannt machte, und diesem zugleich ein Heft Variationen von Berger zeigte. Er ging freundlich, aber mit der zur Gewohnheit gewordenen Weise eines Geschäftsmusikers, auf meinen Vorschlag ein. Inzwischen entspann sich kein ernsteres Verhältniß künstlerischer Beziehungen zwischen uns.

Um noch eine musikalische Angelegenheit zu berühren, sei erwähnt, daß wir die berühmte Henriette Sontag hier zum erstenmale in einem Concert singen hörten, und allerdings höchst erstaunt über ihre ungemein geläufige Kehlfertigkeit waren. Es waren die ersten frischen Gaben der Künstlerin, die sie in einem eigenen Concert, im Redoutensaal, darbrachte. Ich muß indeß bekennen, so viel Reizendes sie in der entwickelten Mechanik hatte, und so einflußreich ihre anmuthvolle Aeußerlichkeit dabei mitwirkte, daß ich daraus nicht hätte den Erfolg voraussagen können, den sich die Künstlerin späterhin mit hinzugefügter Kraft der Darstellung gewann. Es mag zweifelhaft bleiben, ob dies in meiner Unempfänglichkeit gelegen, oder ob ihr Talent sich späterhin so vergrößert hatte. Ich wollte ihrer aber doch hier nicht zu erwähnen vergessen, da ich nach einigen Jahren in so ernste Verhältnisse zu ihr trat. —

Endlich muß ich noch einen Mann nennen, den ich in Wien aufsuchte, Friedrich von Schlegel. Ich fand ihn mehr zufällig, obgleich ich, mit einem Briefe in der Hand, ihn suchte, indem seine Gestalt mir in der Nähe seiner Wohnung so auffiel, daß ich dachte: „das muß er sein!“ — Und

ich hatte Recht gehabt. Dem Verdienste seine Kronen, auch dem seinigen; wiewohl er noch mehr in Vergessenheit gerathen ist, wie sein älterer Bruder zu Bonn. Allein seine Persönlichkeit stimmte nicht ganz mit seinen trefflichen Büchern überein. Ich brachte einige Abende bei ihm zu, außerordentlich freundlich und liebreich aufgenommen; doch waren seine Unterredungen über literarische Verhältnisse nur eben berührend und anstreifend. Er sprach, ich kann es mir heut wohl erklären, wie ein Gesättigter von einem Gastmahle, mit Widerwillen, wenigstens Gleichgültigkeit davon. Doch muß ich von ihm sagen, er machte trotz der Corpulenz, in die er gerathen war, immer den Eindruck eines gebildeten, wissenschaftlichen Mannes; den einer behaglichen Körperlichkeit, die sich in ihrem Wohle zeigt, eine Eigenschaft, die Viele an ihm hervorgehoben haben, hat er mir nicht gemacht. Seine Frau, eine geborene Mendelssohn, wie bekannt, machte sich im Gespräch gar nicht geltend, sondern konnte eher zurückhaltend genannt werden. — Die Bekanntschaft war mir als eine bedeutende Erinnerung werth, doch für meine literarische Laufbahn habe ich nichts daraus entnommen. —

Dies waren die Beziehungen, die ein sechswöchentlicher Aufenthalt in Wien in mir anregte. Es folgte darauf eine wunderschöne Reise; zuerst eine Ausflucht auf die Grenze Ungarns, nach Presburg und Eisenstadt; dann die schönen Spazierfahrten nach der Brühl, nach dem Kloster hinter derselben, und über das höhere Gebirg nach Baden hinaus; und endlich ein Ueberschreiten des Sömmering, hinter dem sich das ganze herrliche Steyermark in seinem grünen Frühjahrsglanze, die Höhen noch mit Schnee bedeckt, entfaltete. Wir wählten den Weg nach Ischl; er machte uns einen wundervollen Eindruck. Eben so natürlich das Bad selbst, und späterhin Salzburg, das mir lange Zeit, von diesem Anblick her,

als bei weitem die schönste Alpenstadt in Erinnerung blieb. Von dort machten wir die beliebten Ausflüge, und kehrten dann nach Berlin über München und Magdeburg zurück, wobei wir, nach den sonnenhellsten Maitagen in Salzburg, noch schwere schneestöbernde Maitage im Fichtelgebirg, gerad bei meinem geliebten Gefell hatten. — Dies die Wiener Reise, voll reicher Erinnerungen für mich, die ich hier nur andeuten konnte. Den Dank dafür aber zolle ich dem Manne, der mit liebenswürdiger Freigebigkeit alle Kosten derselben trug, bis auf das Wenige, was ich für mich insbesondere gebrauchte. Allein das Hauptcapitel der Reise fehlt, Beethoven. Es folge hier aus meinen früheren Werken. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Beethoven.

Die Reise nach Wien war beschlossen. Mit welchen Hoffnungen, mit welcher Zuversicht auf Genuß, und mit welcher gesunden Freude daran geht ein Jüngling, zumal ein Schriftsteller, der eben die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit gethan, im kleinern Kreise die Genugthuung einiger Anerkennung gefunden, einem solchen Ziel entgegen! Was sind Vergangenheit und ferne Zukunft, einer so nahen, und einer solchen Gegenwart gegenüber! — —

— — Von Allem, was ich in und von der Kaiserstadt erwartete, war es Eins, das der begeisterten Seele des Jünglings entschieden als das Höchste vorschwebte. Die Hoffnung, Beethoven zu sehen! Wahrlich nur mit dem Anblick des im Tiefsten verehrten Mannes wäre ein unendlicher Wunsch

meines Herzens erfüllt gewesen; doch im Stillen träumte ich noch viel Größeres, das allerdings ein wenig den luftigen Feenschlössern glich. Ich nährte die freilich nur schwach dämmernde Hoffnung, seinen Antheil für eine Oper, die ich ihm dichten möchte, zu gewinnen. So unerreichbar, so unglaublich mir, wenn ich es als etwas Festes, Wirkliches ins Auge faßte, dieses Ziel auch schien, so wollte ich doch das „Magna voluisse“ auf meiner Seite behalten. Deshalb hatte ich alle die Schritte gethan, die mir in meiner Stellung nützlich und geeignet schienen, um das Vorhaben einzuleiten. Einige Kraft und Berechtigung durfte ich wohl dazu fühlen; denn hochverdiente Männer hatten dieser Gattung meiner Dichtungen einen Antheil geschenkt, der bis zur That ging. Bernhard Klein hatte eine Oper von mir vollendet, eine zweite in der Arbeit Maria Weber hatte schon vor Jahren, auf eine gleiche Unternehmung ernstlich eingehend, Briefe darüber mit mir gewechselt, gründete sein Zutrauen zu mir sowohl auf die bereits fertigen Versuche, die ich ihm gezeigt, wie auf die Ansichten, die ich ihm gesprächsweise über diese Gattung der Dichtung entwickelt. — Endlich hatte Ludwig Berger, dessen schöpferischen Genius ich noch heut unter diesen Dreien am höchsten stelle, wiewohl er nie zur Anerkennung der Welt gekommen, unter allen den jüngern Dichtern, die sich zu ihm drängten, sich vorzugsweise mit mir beschäftigt, um den Plan, eine Oper zu schreiben, zur Ausführung zu bringen. Es blieb leider, wie fast alle dieses, von hypochondrischer Unschlüssigkeit zerrissenen, großen Talents und Charakters unausgeführt!

Dies waren meine Berechtigungen. Nicht daß ich in dem eiteln Wahn gestanden, mich zu Beethoven's Größe gesellen zu dürfen; aber ich fühlte die Kraft, mich zu Denen in die Schranken zu stellen, unter welchen er die Wahl haben konnte.

Wie aber sollte ich sein Zutrauen gewinnen? Ein Gespräch war mit dem, von dem schwersten Unheil Betroffenen, welches die Schickung gerade über ihn verhängen konnte, nur sehr schwer zu führen. Ihm zuvor zu schreiben? Wie viele Briefe mußte er nicht erhalten haben, die nur von thörichter Hand ausgingen! Und überhaupt, das Lesen war nicht die Sache des Musikers, nicht die Weise Beethoven's! Ein Name von Gewicht mußte eine Bahn brechen. In Berlin war es allein Zelter, der in musikalischer Beziehung durch seinen Ruf als Theoretiker, und anderweitig sowohl durch seine frühere Bekanntschaft mit Beethoven selbst, den Standpunkt einnahm, von dem aus er mir einen einführenden Brief an den großen Meister mitgeben konnte. Und hier habe ich eine große heilige Schuld der Dankbarkeit gegen Zelter abzutragen, dem ich in andern Beziehungen späterhin oft gegenübertreten mußte, weil sein häufiges nicht zu rechtfertigendes Thun, sein geistig musikalischer Absolutismus, im Namen der Wahrheit und des Rechts, mich in meiner kritischen Stellung dazu herausforderten. Nicht daß er mir den Brief an Beethoven gab, sondern wie er ihn gab, wie er ihn in Beziehung auf Beethoven gab, verpflichtet mich zum Dank, und noch mehr zum Ausdruck der Verehrung. Denn er that es, als wenn er an einen Heiligen des Himmels schriebe. Er, der im Gespräch oft die Weise anzunehmen pflegte, als habe er vor allen Größen der Kunst, Mozart, Haydn, Beethoven, eben gar keine sonderliche Ehrfurcht, und dürfe mit ihnen nur so ganz wie mit aller Welt obenhin umspringen; er nahm jetzt, da er zu einer That schreiten sollte, nicht aus irgend einer gemachten Empfindung oder Scheinheiligkeit, sondern aus wahrhaftigster Kunstwärme eine, ich kann es kaum anders nennen, anbetende Stellung an; er fühlte, daß er zu einem Hohenpriester sprach, und seine Demuth wurde wahre Größe seines Sinnes. Genial, wie so

oft in einzeln aufblitzenden Lebensmomenten, war er auch bei diesem Briefe, schon in der Aufschrift. Denn er schrieb nicht, wie Jeder gethan, an Herrn Ludwig van Beethoven, sondern: „An den edeln, berühmten, großen Ludwig van Beethoven." — Unverzeihlich muß ich es nennen, daß ich mir den Brief, den ich späterhin bei Beethoven las, nicht sofort abgeschrieben, denn er war in vier oder fünf Zeilen ein wahres Kunstwerk, schöpferisch hervorgegangen aus der Gluth der Verehrung. Keine fade Schmeichelei, keine unangenehm berührende Unterwürfigkeit (wie oft in den Briefen an Goethe), sondern nur edle, großherzige Worte, und doch dabei treu, schlicht, deutsch, Worte der Freundschaft, aber einer begeisterten, endlich der dringende Wunsch meines Herzens, der Hauptzweck meines Besuchs klar und warm ausgesprochen, dem hohen Meister ans Herz gelegt.

Dieser Brief war des Aufbewahrens werth! Er hätte als ein Juwel geprangt in der starken Bändezahl des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter! Er würde vieles Dunkle darin (nämlich was im Dunkel hätte bleiben sollen) durch seinen Glanz überschimmert haben! — Genug ich war im Besitz des Briefes, wenigstens in dem der Aufschrift, die mir so warm aus der Seele genommen war, daß ich sie mit immer erneutem Staunen und Herzklopfen betrachtete. —

Am 21. März des Jahres 1825, also am Tage des Aequinoctium, wo die Wohlthat der rückkehrenden Sonne beginnt, an Jean Paul's Geburtstag (damals überging ich so wichtige Festtage im Jahre niemals) traten wir die Reise an. Noch waren die Felder rings mit Schnee bedeckt, die Luft eisig rauh! Dennoch, wie erquickend schien es dem jugendlichen Sinn, die öden Fluren und grauen Dörfer vorüberfliegen zu sehen, sich von dem rauhen winterlichen Hauch anwehen zu lassen. — An der Ermattung unserer Kräfte zu Lust und

Genuß können wir viel entschiedener wahrnehmen, daß wir altern, als an der Abnahme unserer Körper- und sonstigen Geisteskräfte! Die Freude ist eine Frühlingsblume, mit jedem Herbsttage werden ihre Farben blasser. — Mein Gefährte hatte sich indessen in dieser Beziehung, obwohl er doppelt so viel Jahre zählte als ich, seine Jugend frisch genug erhalten. Heiter rollten wir miteinander dahin; Meilen und Stunden entflohen pfeilschnell; ehe wir's dachten, waren wir in Dresden, dem ersten Zielpunkt.

Mein Reisegefährte, dem die Ueberlast der Geschäftsverbindungen in Berlin die Arbeit überaus erschwerte, hatte sich Dresden ersehen, nur um dort zwei Tage ungestört im Gasthof arbeiten zu können. Völlig mir selbst überlassen hatte ich desto mehr Muße, die Gaben der schönen Stadt, die auch im Winter und Vorfrühling hold und reich sind, zu genießen. Ich übergehe Alles und hebe nur Das, was die Musik angeht, heraus. Schon vierzehn Tage zuvor hatte ich an Maria von Weber die schriftliche Bitte gerichtet, uns während unserer Anwesenheit, wenn es möglich sei, mit einer Aufführung der „Euryanthe" zu erfreuen, die damals außer in Wien noch nirgend gegeben war, da Spontini die Darstellung derselben in Berlin nach Kräften hinderte, gewiß aus der reinsten, künstlerischen Ueberzeugung, daß das Werk nicht würdig genug sei, um in die Welt geführt zu werden! Weber hatte auf meine Bitte mit der Uebersendung einer Karte geantwortet, auf der ihm die einige Tage zuvor erfolgte Entbindung der Schröder-Devrient (die Euryanthe Dresdens) angezeigt war. Durch dieses glücklich-unglückliche Ereigniß lag die Oper überhaupt ziemlich unthätig danieder. Dies verschaffte mir aber den Vortheil, daß Weber weniger beschäftigt war, und ich ihn in diesen zwei Tagen öfter sehen konnte, als ich sonst irgend hoffen durfte. Er bereitete sich gerade vor, nach England zu

gehen, um den „Oberon" zu componiren. Dies gab uns viel Anlaß zu Gesprächen; doch ließ ich die Gelegenheit nicht vorübergehen, um auch für meine Zwecke seine Mithülfe zu gewinnen. Auf meine Bitte um einen Brief antwortete er: „Beethoven liebt die vielen Briefe nicht. Sie zu lesen und zu schreiben ist ihm eine lästige Sache. Aber grüßen Sie ihn mündlich aufs herzlichste und ehrfurchtsvollste von mir. Nach der Art und Weise, wie er mich bei meiner vorjährigen Anwesenheit in Wien aufgenommen, darf ich voraussetzen, daß er sich meiner mit Freundlichkeit und Liebe erinnern wird." — Jetzt machte mir Weber eine Schilderung von seinem letzten Besuch bei Beethoven, der ich natürlich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. „Wir waren," erzählte er, „mehrmals bei ihm gewesen, doch er hatte sich immer nicht sprechen lassen. Er war unwohl, menschenscheu, trübsinnig. Endlich gelang es uns, eine günstige Stunde zu treffen. Wir traten ein; er saß am Arbeitstisch; nicht eben freundlich stand er auf. Er hatte mich vor Jahren schon gut gekannt, und so kamen wir bald in trauliches Gespräch. Da trat er plötzlich dicht vor mich hin, legte beide Hände auf meine Schultern, schüttelte mich kräftig und herzlich, und rief: „Du bist ein braver Kerl geworden!" und dann küßte er mich mit wahrer Freundschaft und Liebe. Von Allem, was mir an Beifall, Glanz und Ehre in Wien zu Theil geworden, hat mich nichts so im Tiefsten ergriffen als dieser brüderliche Kuß Beethoven's."*)

*) Diese Mittheilung, aus Weber's eigenem Munde geschöpft, mir in lebendigster Erinnerung und über Jahr und Tag vor der Erscheinung des Schindler'schen Buches niedergeschrieben, hat mich natürlich vorzugsweise bestimmen müssen, mich mißbilligend und zweifelnd über die Art und Weise auszusprechen, in der dort von

Solche Erzählungen aus dem Munde eines selbst so hoch in dem Ruhme der Welt gestellten Mannes wie Weber, mußten begreiflicherweise meine Verehrung Beethoven's und die beklommene Spannung, mit der ich dem Augenblick entgegenging, wo ich ihm unter die Augen treten sollte, noch immer steigern. — Ganz durchglüht von dem Gedanken an Das, was mir bevorstand, nahm ich Abschied von Weber, und am andern Tage verließen wir Dresden, im schönsten Sonnenschein.

Wie unbeschreiblich schön die Tage waren, die ich von jetzt an im seligsten Genuß einer hohen, bedeutungsvollen Zukunft lebte, das vermag nur ein begeistertes Jünglingsherz nachzufühlen, welchem jemals das unschätzbare Glück zu Theil geworden, sich dem Zauberkreis nähern zu können, der einen wirklich großen, unsterblichen Mann umgiebt. Kaum, mit Wehmuth spreche ich es aus, ist jetzt noch die Möglichkeit dazu vorhanden; denn von einem hochverdienten, berühmten Manne (deren wir Viele haben) bis zu einem wirklich großen, ewig unerreichbaren — welche Kluft!

Dürfte ich in dieser Schilderung noch andere Saiten meines Lebens und meines Innern erklingen lassen als musikalische, so hätte ich jetzt Anlaß, meine und die damaligen Zustände überhaupt, in Vergleich zu denen unserer heutigen künstlerischen Jugend, welcher zwei die Brust zum Heiligen erhebende Empfindungen fast ganz fehlen, Demuth vor und Begeisterung an großen Männern, schärfer zu betrachten, ihre Ursachen und Folgen tiefer zu ergründen. So mag es mit dieser Andeutung genug sein!

Weber's Verhältniß zu Beethoven die Rede ist. Indessen mag die Substanz der Schindler'schen Mittheilungen ebenfalls richtig sein, da sie sich mit Beethoven's hypochondrisch wechselnden Launen wohl verträgt. Desto mehr Ehre aber macht es Weber, daß er des großen Mannes nur mit der innigsten Verehrung gedachte.

Um aber wenigstens den äußern Faden meiner Darstellung nicht ganz abzureißen, spinne ich ihn auf der Landstraße nach Wien fort, und webe daraus einen landschaftlichen Hintergrund für mein musikalisches Charakterbild, der nicht mehr bedeuten und nicht mehr Raum einnehmen soll, als eine Landschaft hinter einem Bildniß pflegt.

Der reinste blaue Frühlingshimmel spannte sich über uns aus; die Luft hauchte uns lau, süß abspannend an. So erreichten wir das erhabene böhmische Gebirg. Hier nahm uns der Winter noch einmal in Gefangenschaft, denn die Höhen waren rings mit Schnee bedeckt, der bei der Helle der Frühlingsmittagssonne so mächtig blendete, daß wir fast durchweg mit geschlossenen Augen übes dieses Polarparadies hinwegreiseten. Jenseits war beinahe Sommer. Die Sträucher knospten und grünten in dem schwarzen Boden der Gärten. Teplitz glich einer südlichen Stadt, so lebte und verkehrte Alles auf den Straßen, und die schwarzen lebendigen Augen der Böhminnen konnten uns auch an italienische erinnern. — Spät in der Nacht erreichten wir Prag, diese wunderbarste, prachtvollste aller europäischen Städte. Wir erwachten dort an einem Sonntage! Am schönsten wurde er von der Natur gefeiert, mit fast heißem Sonnenglanz, doch von lauen, duftigen Frühlingslüften gemildert. Viele Tausende von Menschen wogten auf den Bergen dem Hradschin gegenüber nach dem Muttergottesbilde empor. Auf allen Stationen des Calvarienberges lagen die Gruppen wandernder, wenn auch nicht heiliger Familien zerstreut; eine unübersehbare Schaar munterer Kinder hüpfte auf dem Rasen, jagte sich fröhlich zwischen den knospenden Hecken. — Concert und Theater in Prag lasse ich unberührt; wenn man zu dem Tempel, wo das Allerheiligste bewahrt wird, wallt, darf man in keiner profanen Vorhalle geringern Göttern opfern. So fuhren wir dem nächsten Ta-

ges der Kaiserstadt weiter entgegen, bis tief in die laue Mondscheinnacht hinein. Wir übernachteten in einem kleinen böhmischen Städtchen. Hier, wo der slawische Stamm des Volkes ausgebildeter ist, hört der Reiz der südlich lebendigen Physiognomien fast ganz auf; man sieht nur starke Backenknochen, stumpfe Formen, matte Augen. — Wie diese Schönheit, so war auch am andern Morgen der ganze Frühling wie ein Traum verschwunden. Eine Eisluft hauchte uns an, als wir in den Wagen stiegen. Kaum eine Viertelstunde gefahren sahen wir in einem Graben an der Chaussee zu unserer höchsten Verwunderung, nach dem heißen Sommertage in Prag, noch Schnee liegen. Bald darauf wieder ein Fleckchen, dann ein größeres, dann eine lange Strecke, und nach einer Stunde schon streckten sich die Schneefelder aus, soweit das Auge reichte, und wurden nur durch düstere Fichtenwälder unterbrochen, welche auch die weiße Last auf dem Haupte trugen. Die Ursache dieser uns schauerlich überraschenden Veränderung? Wir befanden uns auf dem mährischen Gebirgsplateau, das unmerklich, ohne eingeschnittene Thäler und hervortretende Höhen, aufsteigend, sich doch nach und nach in diese kältern Regionen erhebt.

Uns war zu Muth wie Einem, der schon das weiße Tuch der Begnadigung wehen sah, und dem nun doch plötzlich der Stab gebrochen wird! Spät am Abend erreichten wir Iglau; am folgenden Tage mußten wir Wien sehen. Unvergeßlich wird mir die Erinnerung an das Gefühl bleiben, mit dem ich zuerst den grauen, riesigen Stephansthurm hinter dem Gebirgsrücken, den wir umfuhren, hervortreten und mächtig den Horizont beherrschen sah, während die Stadt noch unter demselben verborgen bleibt. Er schien uns zuzurufen: „Wanderer, hier liegt Wien!“ Und was knüpfte sich an diesen Ruf? Für mich in diesem ersten Augenblick nur der Klang des einen

hohen Namens: „Beethoven". Ich rief es laut und begeistert aus, trotz meines lächelnden, kopfschüttelnden Reisegefährten. Alles was die berühmte Kaiserstadt an Schätzen der Kunst und des Wissens, an großen Männern, Denkmälern, Anstalten in sich birgt, wiegt mir diesen einen Namen nicht auf. Und hätte ich die Wahl, auf der einen Seite Alles, auf der andern nur Ihn aufzugeben, freudig ließe ich Alles, um zu ihm zu wallfahrten, der vielleicht vergessen, als finsterer Sonderling gemieden, in einer düstern abgelegenen Straße mitten im Glanz dieser taumelnd genießenden Welt einsam und verlassen sitzt, — aber von erhabenen Geistern umgeben, und von Wundern, die er selbst erschafft!

— — Obgleich mir, nachdem wir in Wien angekommen, nichts näher am Herzen lag, als Beethoven aufzusuchen, so glaubte ich doch zuvor einige Erkundigungen über die Art und Weise, wie es geschehen könne, einziehen zu müssen. Bei dem unschätzbaren Werth, den ein Besuch dieser Art für mich hatte, war es begreiflich, daß ich eine ähnliche Gesinnung bei vielen Tausenden in Wien voraussetzte und darauf die Meinung gründete, daß der Zutritt zu dem großen Manne mit Schwierigkeiten aller Art umgeben sein würde, wie der zu Göthe. Ich suchte daher zuerst einige Personen auf, von denen ich wußte, daß sie in Beziehungen zu ihm standen oder gestanden hatten, z. B Grillparzer. Wo ich auch anfragte, erhielt ich den Rath, nur gerades Wegs zu ihm zu gehen. „Wenn Sie ihn gerade in der schlimmen Stunde treffen," sagte mir einer seiner Freunde, „so möchten Sie der Kaiser sein, er würde Sie nicht vorlassen; Vorbereitungen helfen nichts. Redlich geradezu, und frei heraus, sind die besten Empfehlungen ihm gegenüber! Und lassen Sie sich durch einen mürrischen Empfang nicht abschrecken; gehen Sie zum zweiten mal, und er macht dann vielleicht doppelt gut, was er beim ersten mal gegen Sie ver-

sehen." — So faßte ich denn eines Morgens unter Herzklopfen den Entschluß, den Weg nach der Grugerstraße Nr. 767 im vierten Stockwerk, wo Beethoven damals wohnte, anzutreten.

Diese Straße ist keine abgelegene, sondern nur eine der minder geräuschvollen Seitenstraßen, die die belebteren Hauptstraßen der innern Stadt durchschneiden. Daß ein Künstler eine solche Wohnung, muß er einmal in der Stadt selbst sein, eher *sucht* als meidet, begreift sich leicht. Das *vierte* Stockwerk möge auch Niemand durch den Gedanken der Aermlichkeit erschrecken. Es ist in Wien bei den sechs, sieben, acht Stockwerke hohen Häusern ein so gewöhnliches Höhenmaß, daß der Mittelstand selten darunter bleibt. Im zweiten Stockwerk wohnt man der engen dunkeln Gassen halber sogar lieber als im ersten, das häufig noch zu Geschäftslokalen, Comtoiren u. dgl. benutzt wird.

Als ich die ansehnliche Zahl steinerner Stufen emporgestiegen war, fand ich zur Linken einen Glockenzug mit einem halb verwischten Namen; doch glaubte ich Beethoven herauslesen zu können. Ich schellte; Tritte ließen sich hören; man öffnete; meine Pulse flogen; ich weiß wahrlich nicht mehr zu sagen, ob es eine Magd war, die mir öffnete, oder ein junger Mann, Beethoven's Neffe, der damals bei ihm wohnte, und den ich später einige mal sah. Die hohe Spannung meines Innern hatte mir die Achtsamkeit auf die Außendinge ganz geraubt. Nur erinnere ich mich, daß es mir gar nicht über die Zunge wollte, zu fragen: „Wohnt hier *Herr* Beethoven?" Wie zerschlägt das Riesengewicht eines so großen Namens die pygmäischen Schranken und Gesetze der Convention, hinter denen die unermeßliche Alltäglichkeit ihre eiteln Rechte sicher stellt! —

Indeß diese Formen wollten ihr kleinliches Recht auch

hier nicht aufgeben, ich wurde gemeldet, gab meinen Brief von Zelter als Einlaßkarte mit, und stand harrend im Vorzimmer. Noch könnte ich es malen, in seiner wüsten halb Leere, halb Unordnung. Auf dem Fußboden standen eine Menge geleerter Flaschen; auf einem schlichten Tisch einige Teller, zwei Gläser, eins halb gefüllt. Sollte Beethoven dies halbe Glas zurückgelassen haben? dachte ich. Und es kam mich die Lust an, den Ueberrest zu trinken, gleichsam ein heimlicher Raub der Herzens-Brüderschaft, wie die deutsche Sitte sie knüpft.

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich; ich wurde aufgefordert einzutreten. Als ich den schüchternen Schritt über die heilige Schwelle that, schlug mir das Herz hörbar! Ich hatte schon vor einigen großen Männern gestanden, die der dichtende Jüngling in gleicher, unermeßlicher Höhe über sich sah; ich nenne nur Goethe und Jean Panl. Doch diese Art der Empfindung hatte ich Beiden gegenüber nicht gehabt. Ich will nicht anmaßlich sagen, daß es ein halbes anch' io son pittore war, welches mir zu Jenen den Zugang freier machte, die Brücke des geistigen Verkehrs leichter schlug: allein ich gehörte doch zu demselben Reich, das sie beherrschten, wir redeten eine gleiche Sprache, ich hatte ein stärkeres Recht zu einer Erwiderung, ich konnte sie sicherer begründen; es woben sich endlich im Gebiet des dichterischen Gedankens mehr Fäden zwischen uns her- und hinüber; der bittern Hemmung will ich gar nicht gedenken, welche Beethoven's verschlossenes Ohr jeder Annäherung wärmerer Theilnahme fast unüberwindlich entgegenstellte! Und doch, was im ersten Augenblick zu trennen schien, die Verschiedenheit unserer Lebensgebiete brachte uns später näher aneinander. Ein mittelmäßiger Musiker wäre vielleicht für Beethoven das gleichgültigste, das lästigste Ding der Welt gewesen; ein Dichter mit leidlichem Talent gab ihm

doch immer Etwas, was er selbst nicht hatte, und doch schätzte und liebte.

Mein erster Blick beim Eintreten traf auf ihn. Er saß lässig auf einem ungeordneten Bett an der Rückwand des Zimmers, auf dem er eben zuvor noch gelegen zu haben schien. Den Brief von Zelter hielt er in der einen Hand, die andere reichte er mir freundlich entgegen, mit einem solchen Blick der Güte, und zugleich des Leidens, daß plötzlich jede Scheidewand der Beklemmung fiel, und ich dem im Tiefsten Verehrten mit der ganzen Wärme meiner Liebe entgegenschritt. Er stand auf, reichte mir die Hand, drückte sie herzlich, deutsch, und sagte: „Sie haben mir einen schönen Brief von Zelter gebracht! Er ist ein wahrer Beschützer der echten Kunst!" — Gewohnt, selbst am meisten zu sprechen, da er die Gegenrede nur schwer vernehmen konnte, fuhr er fort: „Ich bin nicht ganz wohl! ich bin recht krank gewesen! — Sie werden sich schlecht mit mir unterhalten, denn ich höre sehr schwer!"

Was ich antwortete, ob ich antwortete, — ich weiß es wahrlich nicht! Zumeist werden wohl meine Blicke, der wiederholte Druck meiner Hand, Das ausgedrückt haben, wozu mir vielleicht die Worte gefehlt hätten, auch wenn ich hier wie zu Andern hätte sprechen können.

Beethoven lud mich ein, mich zu setzen: er selbst nahm seinen Platz auf einem Stuhl vor dem Bett, und rückte ihn an einen Tisch, der, zwei Schritte davon, ganz mit Schätzen bedeckt war, mit Noten von Beethoven's Hand, mit den Arbeiten, die ihn eben jetzt beschäftigten. Ich nahm einen Stuhl neben dem seinigen. Schnell werfe ich noch einen Blick über das Zimmer. Es ist so groß wie das Vorzimmer, hat zwei Fenster. Unter diesen steht ein Flügel. Sonst ist Nichts darin zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends Glanz oder Luxus verriethe. Ein Schreibschrank, ei-

nige Stühle und Tische, weiße Wände mit alten, verstaubten Tapeten, — das ist Beethoven's Gemach. Was kümmert er sich um Bronzen, Spiegelwände, Divans, Gold und Silber! Er, dem alle Pracht dieser Erde Tand, Staub und Asche ist, gegen einen göttlichen Funken, der Alles überstrahlend aus seinem Innern aufleuchtet!

So saß ich denn neben dem kranken, schwermüthigen Dulder. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht glatt, nicht kraus, nicht starr, ein Gemisch aus Allem. Die Züge erschienen auf den ersten Blick wenig bedeutend; das Gesicht war viel kleiner, als ich es mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene stürmische Fessellosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehen, um sie in Uebereinstimmung mit seinen Werken zu bringen. Weshalb sollte denn aber auch Beethoven's Angesicht aussehen wie seine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes gesunde kräftige Braun, das sich der Jäger erwirbt, sondern mit einem gelblich kränkelnden Ton versetzt. Die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch sprechend. Wehmuth, Leiden, Güte las ich auf seinem Angesicht; doch, ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. Ich will hier den Leser nicht durch eine Dichtung täuschen, sondern die Wahrheit geben, ein treuer Spiegel eines theuern Bildnisses sein. Er büßte, trotz allem eben gesagten, nichts von der geheimnißvoll anziehenden Kraft ein, die uns so unwiderstehlich an das Aeußere großer Menschen fesselt. Denn das Leiden, der stumme, schwere Schmerz, der sich darin ausdrückte, war nicht die Folge des augenblicklichen Unwohlseins, da ich diesen Ausdruck auch nach Wochen, wo

sich Beethoven viel gesunder fühlte, immer wieder fand, — sondern das Ergebniß seines ganzen, einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Gewähr der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung des Versagens verschmolz. Bevor wir nicht von einem in der Frische der Lebenskraft erblindeten Raphael zu erzählen haben, wird Beethoven seines Gleichen an Heil und Unheil in der Kunst-, wie in der Weltgeschichte nicht finden! Denn auf solcher Höhe wird die Kunstgeschichte zur Weltgeschichte.

Deshalb ergriff der Anblick dieses stillen und tiefen Grams, der auf seiner wehmuthvollen Stirn, in seinen milden Augen lag, mit namenloser Rührung. Es gehörte starke Kraft der Selbstüberwindung dazu, ihm gegenüber zu sitzen und die hervordrängende Thräne zurückzuhalten. —

Nachdem wir uns gesetzt hatten, reichte mir Beethoven eine Schreibtafel und einen Bleistift, indem er sagte: „Sie dürfen mir nur die Hauptsachen aufschreiben, ich weiß mich dann schon zu finden; ich bin es nun schon viele Jahre gewohnt." — Ich nahm, da er mich fragend ansah, die Schreibtafel zur Hand und wollte die Worte aufschreiben: „Ich bat Zelter, Ihnen zu schreiben, daß ich Ihnen eine Oper zu dichten wünschte." *) Beethoven sah mir dabei auf die Hand, und mit

*) Ich muß hier, was im ersten Abdruck dieses Aufsatzes versäumt ist, bemerken, daß ich denselben nach meinen Briefen aus jener Zeit nach Tagebuchsnotizen und Erinnerungen arbeitete, die mir zwar im Allgemeinen sichere Anhaltspunkte gewährten, doch für Einzelnes nicht völlig ausreichten. Deshalb kann ich auch nicht für die genaue Reihenfolge und bestimmte Wiedergabe meiner aufgeschriebenen Phrasen einstehen, sondern man möge sie nur als die hauptsächlichsten, im Allgemeinen richtigen, Momente betrachten, woran das Gespräch, für dessen innere und vollständige Treue ich einstehen kann, sich fortknüpfte. Nach zwanzig Jahren ist mir

schneller Errathungsgabe fiel er ein, da ich noch nicht halb vollendet hatte: „Zelter schreibt mir das!“ Dabei reichte er mir den Brief. Jetzt erst las ich ihn, und die hohe, würdige Sprache, tiefste Verehrung, die kurze Gedrungenheit des Ausdrucks, ergriffen mich in der heiligen Gegenwart Dessen, an den er gerichtet war, mit doppelter Kraft. Beethoven schien zu ahnen, was ich empfand, denn auch auf ihn hatte der Brief unfehlbar einen tiefern Eindruck gemacht, den ich aus seinem Empfang abnehmen konnte. Er wiederholte daher, was er mir zur ersten Begrüßung gesagt hatte. „Das ist ein schöner Brief! Zelter ist ein würdiger Beschützer der wahren Kunst! Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie zurückkehren! — Sie wollen mir eine Oper schreiben,“ fuhr er fort, „das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen; er hat schon eins gemacht; doch wir können uns nicht recht verstehen. Ich will ganz anders wie er! Sie werden ihre Noth mit mir haben!“

---

zwar die lebendigste Erinnerung des Ganzen geblieben, doch im Einzelnen kann ich fehlen. Uebrigens haben sich die Gesprächsbücher, wie mir Beethoven's mehrgenannter Biograph, Herr Professor Schindler, mündlich gesagt, in seinem Nachlaß noch vorgefunden, und darin auch die Spuren meiner Unterredungen mit dem großen Manne. Es dürfte mir indessen einestheils schwer sein, aus diesen Documenten, die nur m e i n e Fragen und Bemerkungen, nicht Beethoven's Antworten enthalten, etwas Genaueres herzustellen, als durch meine eigenen Briefe und Tagebücher möglich war, die allerdings nur die Umrisse, diese aber möglichst genau, liefern; andererseits bewähren jene Bücher auch unsere Gespräche wohl nur theilweise, denn irre ich mich nicht, so bediente ich mich zum Aufschreiben bei spätern Unterredungen öfters meiner eigenen Schreibtafel, auch dächte ich eine Schiefertafel auf Beethoven's Tisch gefunden zu haben, die häufig zu gleichem Zweck benutzt wurde. Nebenumstände, deren ich mich jedoch nicht völlig genau erinnere.

Ich versuchte ihm mimisch anzudeuten, daß ich keine Arbeit für zu schwer halten würde, ihm zu genügen. Er nickte freundlich, zum Zeichen, daß er mich verstanden. — Ich nahm die Schreibtafel wieder zur Hand und wollte aufschreiben: „Welche Gattung des Gedichts wäre die liebste? Doch schon bei dem Worte Gattung nahm Beethoven das Gespräch wieder auf. „Auf die Gattung käme mir es wenig an, wenn der Stoff mich anzieht. Doch ich muß mit Liebe und Innigkeit daran gehen können. Opern wie „Don Juan“ und „Figaro“ könnte ich nicht componiren. Dagegen habe ich einen Widerwillen.“

Um keinen Preis möchte ich das merkwürdige Wort aus dem Schatz meiner Erinnerungen missen, das mir plötzlich einen Aufschluß über das ganze schöpferische Wesen dieses Genius, über seine nothwendigsten Lebensbedingungen gab. Jedermann hätte sich freilich diesen Aufschluß über des erhabenen Meisters Werke selbst geben können; die Wahrheit lag offen zu Tage, und das Unbegreifliche war nur, daß man sie nicht längst gesehen und ausgesprochen hatte! Und dennoch war es das Ei des Columbus, und bis auf den heutigen Tag habe ich nirgend diesen Grundgedanken der Beethoven'schen Schöpfungen von einem Kritiker mit Bewußtsein hingestellt gefunden: daß eine edle sittliche Erhebung unerschütterlich hindurchgeht, und so tief eingehend darin lebt, um bis in die kleinsten Einzelheiten seiner Melodik und Harmonik einzudringen. Die unübersteigliche Kluft zwischen ihm und Mozart lag durch dieses eine Wort plötzlich tief aufgerissen vor mir. Das dunkle Bewußtsein, die Ahnung davon hat Jeder gehabt, besonders im Einzelgenuß der Werke beider Meister; doch ich fordere Denjenigen heraus, der mir zeigen kann, daß er schon früher mit sicherer Bestimmtheit diesen, nicht blos wesentlichen, sondern ich möchte sagen, einzigen, das Grundgesetz beider Na-

turen bildenden Unterschied herausgehoben und hingestellt habe Das unnennbare Etwas der Erhebung, das ich so oft bei Beethoven's Melodien empfunden, das Geheimniß, wodurch sie in eine Sphäre hinübergreifen, aus der zu Mozart zurückzukehren, trotz der Anerkennung seiner Ueberlegenheit im Schaffen und Bilden, doch oft fast unmöglich wurde, ja Unruhe und Widerwillen erregte, dieses Mysterium war mir nun entschleiert. Ein sinnliches Element, das in Mozart's Gebilden durch und durch mit voller Kraft und dem vollen Recht der Natur in allen Pulsen schlägt und athmet, ein sinnliches Element ist in Beethoven nirgend aufzufinden. Das ist sein Mehr und sein Weniger als Mozart! Man verfolge dieses Grundprincip nur durch alle seine Werke, durch jede Gattung derselben. Nie wird er flach, trivial, oder gar gemein, wie das der streng sittliche Mensch auch nicht werden kann, wohl aber zu Zeiten der sinnliche, wenn die geistige Spannung seiner Sinnlichkeit nachläßt, und er daher matter erscheint. Beethoven's Schwächen, seine Fehler sind anderer Art; er wird bisweilen hohl, bizarr, vielleicht schwülstig; gleichfalls Schwächen, die sich mit strenger Sittlichkeit vertragen. Aber selbst im Scherz behält er einen Zug des Ernstes, der höhern Weihe; niemals streift er an das Leichtfertige auch nur hin, was sich dagegen in Mozart durch eine vergeistigte Sinnlichkeit oft mit so hinreißender Liebenswürdigkeit entfaltet. — Und vollends, wo sich die Gattung in Uebereinstimmung mit diesem Grundprincip setzt: wie wirken da alle Kräfte bei Beethoven zusammen! Man denke an seine ernsten, elegischen Gesangscompositionen, an seine Oper „Fidelio“, in der sittliche Größe und Aufopferung die Lebenspulse des ganzen Werkes bilden, — endlich in der Instrumentalmusik an sein Adagio, was schon durch die Form den Charakter dieser reinen, zum Höhern aufstrebenden Gesinnung erfordert! Wie hoch, wie übermächtig, wie schöpfe-

risch weiterfördernd steht er hier vor uns! Das ist der Boden, auf dem er als Sieger Mozart's dasteht. Er bildet, wie Gluck das höchste sittliche Element in der Antike der Musik erreicht, so das höchste in der Romantik. In diesem Sinn gehören Beide zu einander und ihre Bildsäulen müßten gepaart am Eingange des innersten Heiligthums stehen, die eine die edle Götterwelt der Hellenen vertretend, die andere den geläuterten Himmel romantischer Kunst versinnlichend.

Zurück von dieser Abschweifung.

„Ich hätte solche Stoffe nicht wählen können", fuhr er fort; „sie sind mir zu leichtfertig!" — Er sah dabei aus, als wollte er sagen: „Ich bin zu schwer unglücklich, mein Leben hüllt sich in zu düstere Schleier, um mich so eitler Lust hinzugeben!" — In mir bewegte sich eine neu erschlossene Gedankenwelt zu mächtig, als daß ich ihm schnell hätte antworten können. Auch lauschte ich darauf, mehr von ihm über Mozart zu hören. Welche Kleinodien wären Beethoven's Worte über ihn gewesen, wenn er sich freiwillig, der Stimmung, dem innern Drang der Wahrheit folgend, ausgesprochen hätte; denn eine abgefragte Meinung wäre nichts dagegen. Allein er schwieg, und schien zu erwarten, daß ich mich jetzt äußere.

Es war sehr schwer für mich, über ein Thema, bei welchem es Mühe kostet, sich mündlich ohne Mißverständnisse einander klar zu machen, durch bloße schriftliche Aphorismen eine innerste Meinung auszudrücken. Indessen fiel mir ein Ausweg ein, der für den vorliegenden Fall sehr praktisch zu sein schien. Ich schrieb die Zeile: „Ich werde Ihnen Stoffe nennen."

Beethoven nickte freundlich.

Für diesen Fall war ich nicht unvorbereitet. Schon in der Absicht für Weber zu wählen, hatte ich mir nachgerade eine Menge von Opernstoffen gesammelt, historische, antike, mythische, romantische u. s. w. Von diesen schrieb ich die

Titel nieder, als „Attila“ (wobei ich dessen furchtbare Brautnacht und die Verbindung mit den Ereignissen des Nibelungenliedes im Sinn hatte), „Antigone“, „Belisar“, „Orestes“ und mehre andere, die mir jetzt entfallen sind. Beethoven las die einzelnen Namen, wiegte bei jedem sinnend das Haupt, murmelte einige Worte, und hieß mich dann weiterschreiben.

Nachdem dies einige Minuten gedauert, sprach er wie zuvor: „Ich mache Ihnen viel Mühe! Es wird Ihnen schwer werden, mit mir zurechtzukommen!“

Es brannte mir in der Seele, ihm nun mit schneller, fortreißender Rede einen oder den andern Stoff zu entwickeln, ihm, wie ich es Weber gegenüber gethan, eine Art Scenarium zu improvisiren, ihn für die Hauptcharaktere und Hauptsituationen durch Schilderung zu gewinnen: doch was vermochte man dem so hart vom Schicksal Geschlagenen gegenüber! Wie tief empfand ich jetzt sein Leiden an der Rückwirkung auf mich selbst! Von welchen Quellen des Lebens, den nächsten, unmittelbaren Mittheilungen des Geistes zum Geist, des Herzens zum Herzen, war er abgeschnitten! Welch eine furchtbare Vereinsamung! Und doch wie wenig noch gegen Das, was ihm, dem die Welt des Ohrs nach einer andern Richtung noch seine innerste und eigenste blieb, geraubt wurde!

Der Kampf in meiner Seele schien ihm nicht zu entgehen; doch, sei es, daß er ermüdet war, sei es, daß es ihm, dem ein solches Verhältniß sich vielleicht täglich wiederholte, widerstrebte, sich in tausendfachster Wiederholung darüber auszusprechen: er schwieg.

Ich nahm die Bleifeder und schrieb:

„Ich werde Ihnen Proben geben, um Ihr Zutrauen zu gewinnen!“

Ein Schimmer der Freude überflog sein Gesicht, er nickte mir zu, reichte mir die Hand; wir standen auf. Ich sah ihm

die Erschöpfung an und griff daher nach meinem Hut. Er sagte, meine Absicht zu gehen zwar fördernd, aber doch in freundlich offener Weise: „Ich bin heut so unwohl, so müde und abgespannt! Aber Sie müssen recht bald wiederkommen.“ Und so bot er mir zum Abschied die Hand, erwiederte meinen warmen Druck voll Herzlichkeit, und ich ging! Mit welchen Gefühlen! Ein inneres Jauchzen über meinen funkelnden Glücksstern, und zugleich eine Erschütterung der Wehmuth wie ich sie nie empfunden! Eine Aufstürmung der Kräfte, einen drängenden Beruf zur That, ein schöpferisches Machtgefühl, dem nichts unmöglich, nichts unerreichbar schien: und doch wiederum die lebendige Verwirklichung dieser Hoffnung ein unmöglicher Traum, so unerreichbar — wie sie in der That unerreicht geblieben ist!

Das war der erste Besuch bei Beethoven. — —

Ich hatte bereits für den Fall vorgesorgt, der jetzt eingetreten war. Nicht nur Abschriften meiner Operngedichte, sondern auch — denn damals war noch fast nichts von mir gedruckt — derjenigen meiner kleinen lyrischen Erzeugnisse, die ich für die besten hielt, hatte ich mitgenommen, um sie Beethoven vorzulegen. Durch Freunde, die ihn genauer kannten belehrt, daß vieles Lesen ihm nicht behage, daß es lange dauere, bevor er daran gehe, daß er bei der äußern Unordnung, die in allen seinen Angelegenheiten, besonders aber in seinen Papieren herrschte, gar leicht die Dinge so in Verworrenheit brachte, daß ein Buch, ein Heft in Jahr und Tag nicht wieder zum Vorschein kam: durch alle diese Erwägungen bestimmt, sandte ich ihm die Abschriften der Operngedichte noch nicht, sondern wählte mir etwa acht oder zehn der lyrischen Gedichte aus, jedes auf ein besonderes Blättchen sauber geschrieben. Hier genügte ein Blick; die Blätter konnten zerstreut unter den hundert andern in seinem Zimmer umherlie-

gen; verlor er eins, so blieb ihm doch das andere; jeden Augenblick ließ sich der Verlust ersetzen; die Gedichte bewegten sich in verschiedenen Stimmungen; vielleicht traf doch eins derselben ein mal mit der seinigen glücklich zusammen, und regte ihm die Lust an, die vorüberfliegende Bewegung seiner Brust in ewige Töne zu hauchen! Und war ein Lied Beethoven's mehr, nicht schon ein überreicher Gewinn meiner Reise nach Wien? — Wenn jeder ähnliche Anlaß eine ähnliche Folge mitgeführt hätte, um wie viel schöne Liederhefte wären wir reicher!*)

So packte ich denn die Blättchen sorgfältig ein, schrieb einige Zeilen an Beethoven, wie meine Gesinnung für ihn sie mir nur eingeben mochte, und trug dann Beides selbst in seine Wohnung, weil ich die mir so wichtige Angelegenheit keiner fremden Hand anvertrauen mochte.

Einige Tage glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich einen zweiten Besuch bei Beethoven machen durfte; so sehr ich mich danach sehnte, so wird man es doch natürlich finden, daß einem jungen lebenslustigen Manne die fremde prachtvolle Stadt Genüsse und Zerstreuungen genug bieten konnte, um diese Zeit schnell vorüberfliehen zu lassen. Endlich stand

*) Diese Blättchen sind nicht verloren gegangen; Herr Professor Schindler hat sie mir vor Jahren aus Beethoven's Nachlaß zurückgestellt. Einige waren mit Bleistiftzeichen versehen, von Beethoven's eigener Hand; es waren diejenigen, welche ihm am besten gefielen, und die er damals an Schubert zur Composition gegeben, weil er selbst sich zu unwohl fühlte. In dessen Gesangscompositionen finden sie sich auch, und einige davon sind ganz allgemein bekannt geworden. Mit Rührung empfing ich die Blättchen zurück, die einen so eigenthümlichen, aber der Kunst fruchtbar gewordenen Weg gemacht hatten, bis sie wieder zu mir zurückkehrten.

ich wieder an der geheiligten Pforte. Ich schellte, mir wurde aufgethan, doch die Antwort auf meine Anfrage lautete: „Der Herr ist so unwohl, daß er Niemand sprechen kann!" — Diesen Fall hatte ich mir nicht vorausgedacht! Ich war äußerst betroffen, und muß gestehen, daß die Eigensucht des Menschen, mit der er leider geboren ist, mir einen recht übeln Streich spielte. Denn die natürlichste Empfindung wäre doch Sorge und Theilnahme um ein so unschätzbares Leben gewesen; und doch hatte ich, wenn ich mich selbst aufrichtig frage, nur das Gefühl meiner eigenen vereitelten Hoffnung. — Trübselig ging ich langsam die achtzig oder neunzig Steinstufen wieder hinab. Auf der Gasse traf ich einen Bekannten, der mich aus Beethoven's Hausthür hatte kommen sehen. Er rief mir von weitem zu: „Sie waren bei Beethoven? Haben Sie ihn gesprochen?" Natürlich erzählte ich ihm meinen Vorfall. Er erwiderte: „Ich kann Ihnen einigen Trost dafür anbieten. Heute Abend wird, zwar gegen ein Eintrittsgeld, aber doch nur für einen kleinern vertrauten Kreis ächter Musikfreunde, eines der neuesten Quartette von Beethoven, die noch Manuscript, aber von Steiner (dem Besitzer der jetzigen Haslinger'schen Musikhandlung) angekauft sind, gespielt werden. Ich werde Sie abholen und dorthin führen." — Mit Freuden nahm ich das Erbieten an.

Gegen sieben Uhr Abends befanden wir uns in einem kleinen Local am Graben, das nicht einmal Privatsalon, höchstens ein großes Zimmer zu nennen war, woselbst sich aber schon eine ansehnliche Menge von Zuhörern eingefunden hatte, unter denen ich auch die ersten Musiker Wiens, soviel ich derselben bis dahin kennen gelernt, antraf. Zum Sitzen war nicht Raum, weder in diesem, noch in dem anstoßenden kleinen Vorgemach; nur einige einzelne Stühle waren gestellt. Die vier Quartettspieler hatten eben nur Raum zu ihren Pulten

und Plätzen; Alles umstand sie dicht. Es waren einige der ausgezeichnetsten jüngern Virtuosen Wiens, sie hatten sich der wichtigen Aufgabe mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend gewidmet und siebzehn (oder gar noch mehr) Proben gemacht, bevor sie es wagten, das neue räthselhafte Werk vor einer Anzahl von Kennern, nur halb öffentlich zu spielen. Und so unüberwindlich und unerforschlich erschienen damals noch die Schwierigkeiten und Geheimnisse der letzten Quartette Beethoven's, daß nur diese jungen begeisterten Männer sich zusammengefunden hatten, um den Versuch zu wagen, während die älteren und berühmteren Spieler die Ausführung schlechthin für unmöglich erklärten. Es war das Quartett in Es-dur Opus 127, welches man spielte. Wie aber die Spieler zu lernen und zu arbeiten hatten, bis sie die steile Höhe hinanklimmten, so durften es auch die Hörer nicht zu leicht nehmen, — und in dieser Voraussetzung war es gleich von vornherein bestimmt, daß das Werk zwei Mal hintereinander vorgetragen werden sollte. — Man begann. Es herrschte die gespannteste Stille, eine heilige Aufmerksamkeit. Natürlich! denn nicht nur daß bei dieser Auswahl von Zuhörern die Menge, deren beschränktem Sinn das Höchste und Tiefste in gleichen Dimensionen wie das Oberflächlichste erscheint, ganz fehlte, und somit Jeder wußte, was er hörte, Jeder den Andern verstand, was eine viel bedeutungsvollere Gemeinsamkeit der Stimmung erzeugen muß: sondern auch der Gedanke wirkte wunderbar ergreifend mit, daß der Schöpfer des tiefsinnigen Werks noch lebte, daß er in der Nähe weilte, daß er im einsamen düstern Krankenzimmer sich vielleicht an neuen unsterblichen Gedanken zu erheben suchte aus der trüben Wehmuth, dem angstvollen Druck des Lebens. Unstreitig war sein Geist einwirkender, näher unter uns, als es an irgend einem andern Orte wie gerade in Wien, als es vollends heute der Fall sein könnte.

Mich wenigstens verließ, da ich die frischesten Eindrücke davon in mir trug, sein Bild, und das seiner ganzen Umgebung, keinen Augenblick, und dadurch erhielt der Genuß eine Weihe, eine Heiligung, die jeder Künstler, der von wahrhafter Hingebung und Verehrung gegen den größten schöpferischen Geist unserer Zeit durchdrungen ist, nachfühlen muß.

Es ist hier nicht der geeignete Ort, ein Urtheil über das Werk auszusprechen, welches wir, um ihm eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, das des schwermüthigen Ernstes, der nur selten einmal leichthin lächelt, nennen möchten. Doch der Eindruck desselben war für Alle durchaus der gleiche. Ehrfurcht vor Dem, der es geschaffen, erfüllte sie Alle; vielleicht hatte Keiner die ächte, volle Verständniß der Arbeit gewonnen (hat doch noch die ganze Zeit damit zu ringen), vielleicht hatte Jeder etwas Anderes daraus entnommen; doch wie es der Charakter des Großen, Erhabenen ist, daß es auch unverstanden, in dunkler Uebermacht der Ahnung, uns ergreift, erhebt, fortstürmt: so war es auch hier der Fall. Das eine Bewußtsein war Jedem, wenn auch aus den verschiedensten Anregungen aufgegangen, daß er es mit etwas über ihm, über seiner Fassungs-, vollends über seiner selbstschaffenden Kraft zu thun gehabt.

Als man zum zweiten Male geendet hatte, machten sich die Ansichten in Gesprächen Luft; die Flachen sprachen am meisten, die Ergriffensten hatten genug mit Dem, was in ihrem Innern vorging, zu thun, um äußere Ergießungen zu suchen.

Ich, als Fremder, wurde durch meinen Begleiter mit mehreren ausgezeichneten Musikern und sonst Männern von hervortretender Bedeutung bekannt gemacht. Plötzlich aber überraschte mich ein Name; man sagte mir, indem man mich einem elegant gekleideten Herrn im Oberrock vorstellte: „Herr Beet-

hoven". Es war der Bruder des Componisten*). Er begann sogleich von diesem zu sprechen, und erzählte mir viel von Dem, was Alles geschehen sei, um ihm den Gebrauch des Ohrs wieder zu verschaffen. „Zehntausend Gulden Belohnung habe ich dem Arzt versprochen, der ihn heilt!" rief er aus. — Mich erfreute dieser rege Antheil an dem Schicksal des Bruders, der, wie natürlich er sich erklärt, doch nach den leider allgemeinen Zuständen in der Welt, selten genannt werden muß. — Beethoven's Bruder fragte mich allerlei, nach Berlin, was man dort von seinem Bruder halte, ob man seine Werke häufig zur Aufführung bringe, und Aehnliches mehr. Glücklicherweise konnte ich ihm erwidern, daß der große Genius sich dort einer regeren Anerkennung zu erfreuen habe, als vielleicht in Wien selbst; daß stehende Aufführungen seiner Symphonien und Quartetten stattfänden, daß „Fidelio" nie vom Repertoire verschwinde (was leider in Wien der Fall war) und in den Kreisen der gebildeten Liebhaber Beethoven, wenn nicht einzig, doch am höchsten verehrt werde. — Hierauf ließ sich Herr Beethoven klagend vernehmen, daß dem in Wien nicht so sei. Dagegen pries er eine damals neu erschienene musikalische Zeitschrift, deren Redacteur in emphatischer Weise Beethoven's Lobredner war, bei dem aber, nach meiner Meinung, die Bewunderung aus sehr verworrenen Quellen floß, und daher auch meistentheils in jene Verkehrtheiten ausartete, die sich aus dem Versuch, die unverstandenen Räthsel des großen Geistes zu lösen, so vielfach in unserer Zeit erzeugt, und so viel Verirrungen in der Nachahmung seiner Weise veranlaßt haben. Dieser Eifer für die nichtige, unverständige Bewunderung seines großen Bruders gab mir ein leises Gefühl — des Mißtrauens will ich nicht sagen, — aber der Unbehaglichkeit, dieser

*) Derselbe, dessen Schindler so viel erwähnt.

neuen Bekanntschaft gegenüber. Wir werden sehen, inwiefern dieselbe sich rechtfertigte.

So beschloß sich dieser Abend. Hatte ich nun auch Beethoven nicht gesehen, so hatte ich ihn doch gehört, hatte (denn das Quartett war erst ganz vor kurzem fertig geworden) die jüngste Kunde von seinen seltsam wunderbaren Schöpfungen erhalten, in denen sich sein arbeitender Geist jetzt bewegte; fast war es, als habe ich den unmittelbaren Erguß seines erfindenden Geistes empfangen. Welche neuen Anknüpfungspunkte ergaben sich daraus für das persönliche Verhältniß zu ihm, und insbesondere für den Zweck, den ich hatte. Soviel ich auch an jenem Tage eingebüßt, welche Hoffnung mir unerfüllt geblieben, es war mir doch genug gewährt worden, um im Innersten dankbar zu sein! — —

Beethoven's Unwohlsein hielt an, denn der April war unfreundlich. Die Zeit, wo ich Wien verlassen mußte, rückte indessen näher und näher, und die Besorgniß, daß ich ihn vielleicht nicht mehr sehen sollte, fing an, mich zu beunruhigen.

Mochte ich auch nicht täglich an seiner Thür schellen, um zu erfragen, wie er sich befinde, so erhielt ich doch fortdauernd bald durch diesen bald durch jenen Vermittler Nachricht. Es war keine ausgesprochene Krankheit, an der er litt, sondern, was noch schlimmer ist, ein fortdauerndes Kränkeln, wodurch seine hypochondrische Stimmung sich natürlich steigern mußte. — In dieser Zwischenzeit führte mich der Zufall einmal mit dem jungen Manne, Beethoven's Neffen*), der bei ihm wohnte, zusammen. Dieser sagte mir unaufgefordert: „Sie haben meinem Oheim sehr schöne Gedichte geschickt; er dankt Ihnen sehr dafür und hat geäußert, er werde sie in Musik setzen." — Daß mich diese Nachricht, wenn sie auch vielleicht nur eine

*) Man sehe Schindler über diesen Unglücklichen.

höfliche Wendung war, in die freudigste Wallung versetzte, wird auch Der leicht begreifen, der weder selbst Dichter ist, noch die Verehrung Beethoven's so nachzuempfinden vermag. Konnte ich auch nur halb daran glauben, so war doch schon diese Hälfte, dieses Schwanken zwischen „Ob“ und „Ob nicht“ eine Quelle reicher innerer Genüsse, und ein ganzer Blüthenbaum von Hoffnungen entfaltete seine Pracht vor meinem geistigen Auge.

Endlich, nach mehr als vierzehntägiger Pause, beschloß ich wieder einen Besuch za wagen. Ich schellte, mit dem alten Herzpochen, an der wohlbekannten Thür, sie öffnete sich, und — Beethoven selbst stand vor mir, eine Ueberraschung, die mich so völlig unvorbereitet traf, daß ich in der That keine Wendung wußte, um sie geschickt aufzunehmen. Wer hätte aber auch geglaubt, daß Beethoven, wie jeder andere schlichte Bürger Wiens, seine Thür selbst öffnen könne, wenn irgend ein Fremder an derselben poche oder schelle! Doch sein gutmüthig freundliches Wesen half mir über alle Klippen hinweg. Denn er sprach, wiewohl er anfangs unmuthig über den unwillkommenen Störer ausgesehen, sehr freundlich: „Ach! Sind Sie es! Sie haben mich recht lange nicht besucht! Ich dachte gar, Sie wären schon abgereist!“ — Die Worte mußten mich in Verwunderung setzen, doch da man ihm nur schriftlich antworten konnte, begnügte ich mich, meine verneinende Bewegung des Kopfes mit einer der Hände zu begleiten, die ihm ausdrücken sollte, daß das eine Unmöglichkeit für mich sei, wenn ich nicht von ihm Abschied genommen. Es wenigstens schriftlich zu thun, hätte mich ja nichts in der Welt hindern können!

Beethoven führte mich in sein Zimmer und lud mich, indem er mir zugleich die immer bereit liegende Schreibtafel reichte, ein, mich zu setzen. Ich schrieb auf: „Ihre Krankheit hat mich abgehalten zu kommen.“

„Ach!" rief er den Kopf schüttelnd, das hätte Sie nicht abhalten sollen. Wie ich mich in der letzten Zeit befand, befinde ich mich fast immer im Winter. Mir wird erst wohl, wenn ich im Sommer aufs Land ziehe. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich so krank gewesen sei?" — Ich berichtete ihm schriftlich in der Kürze wie mir's ergangen. — Er schüttelte wieder den Kopf. „Ich habe öfters trübe Stunden," fuhr er fort, „wo ich den Leuten um mich sage, sie sollen Niemand vorlassen! Aber sie wissen gar keinen Unterschied zu machen! Es kommt so viel lästiger Besuch! Vornehme Leute! Dazu tauge ich nicht!" —

„Haben Sie meine Gedichte erhalten?" schrieb ich ihm, da er eine Pause machte, auf.

Er nickte und deutete auf den Tisch, wo unter vielen andern Papieren einige Blätter derselben zerstreut lagen. „Sie gefallen mir sehr," sprach er, „wenn ich wohl bin, denke ich einige davon zu componiren!"

Ich ergriff seine Hand, und drückte sie mit aller Wärme! Es war, däucht mir, deutlicher, als wenn ich den kalten Bleistift genommen, und die steifen Worte geschrieben hätte: „das würde mein größtes Glück sein!" Beethoven verstand auch, wie ich's meinte; das sagte mir sein erwidernder Händedruck und sein Blick.

„Im Winter," hub er nach einigen Augenblicken an, „thue ich jetzt wenig; ich schreibe dann nur auf und setze in Partitur, was ich im Sommer gemacht. Das nimmt aber doch viel Zeit fort. Jetzt habe ich noch an einer Messe zu arbeiten. Wenn ich erst wieder auf dem Lande bin, dann habe ich Lust zu Allem."

Da er schwieg und zu erwarten schien, daß ich wieder beginne, schrieb ich auf: „In voriger Woche habe ich Ihren Bruder kennen gelernt."

Die Worte machten keinen guten Eindruck. Ein halb mißmüthiger, halb wehmüthiger Zug wurde in Beethoven's Antlitz sichtbar. „Ach, mein Bruder," sprach er endlich, „der schwätzt viel*), der wird Sie recht gelangweilt haben!"

Es war augenscheinlich, daß Beethoven mit dieser, eine Nebensache oder Eigenschaft berührenden Bemerkung bittere Gefühle ableiten wollte, die er nicht auszusprechen Lust hatte. Späterhin hat man mir erzählt, daß er sich sehr übel mit diesem Bruder stand; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir ganz dahingestellt sein; doch wenn ich von dessen Aeußerung sprach, dem Arzt, der Beethoven das Gehör zurückgeben würde, 10,000 Gulden versprochen zu haben, wollte man diesem großmüthigen Eifer wenigstens auch keinen rechten Glauben schenken.**) — Doch wie gesagt, ich erzähle nur die Thatsachen, streng nach der Wahrheit, so treu sie irgend in meinen Notizen und meinem Gedächtniß bewahrt sind, und enthalte mich jedes Urtheils, besonders da es bei Beethoven's Charakter auch schwer war, ein dauernd ungetrübtes persönliches Verhältniß zu ihm zu erhalten. Um aber für jetzt den unangenehmen Eindruck, den ich unschuldig veranlaßt, vorübergehen zu machen, nahm ich die Schreibtafel, und schrieb auf, daß ich das Quartett in Es-dur gehört. Ein freudiges Leuchten belebte seinen matten Blick, als er die Worte las; doch es war eben nur ein Augenblick, dann sprach er, wie sich selbst tadelnd: „Das ist so schwer! Man wird es schlecht gespielt haben. — Ging es denn?"

Meine schriftliche Antwort lautete in gedrängtester Kürze:

---

*) Die rheinische Form für schwatzt.

**) Der Leser vergesse nicht, daß dieser ganze Aufsatz vor der Schindler'schen Biographie geschrieben ist, die uns so viele anziehende, wenngleich traurige Aufschlüsse über Beethoven's Familienverhältnisse giebt.

„Es war sorgfältig eingeübt, und wurde gleich zwei mal gespielt.“

„Das ist gut. Man muß das öfter hören! — Wie hat es Ihnen gefallen?“

Die Antwort auf die Frage setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, sie wäre mündlich schwer gewesen, in der lakonischen Schriftsprache aber, die mir die Schreibtafel auferlegte, wurde sie doppelt schwierig. Denn mit einer bloßen unempfundenen Versicherung konnte ich mich nicht entschließen, dem Hochverehrten gegenüberzutreten, und wie sollte ich ihm klar machen, wie mir das Werk erschienen sei? — Noch heute trage ich Bedenken vor mir selbst, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß in diesen räthselhaften letzten Werke Beethoven's nur die Trümmer jener jugendlichen Schönheit und männlichen Erhabenheit seines Genius zu finden, daß sie oft tief unter wüstem Schutt vergraben sind: noch jetzt also trage ich Bedenken vor mir selbst, und falle oft in Zweifel, ob es nicht vielmehr ein mangelhaftes Verstehen ist, was diesen Eindruck erzeugt? Was sollte ich damals sagen? — Doch ich durfte ja eine Wahrheit unbedingt aussprechen, die, wenn nicht die Verherrlichung dieses Werkes, doch die des Meisters kund that, die der Stimmung, in welche mich das Ganze versetzt hatte. Ich schrieb also: „Ich war im Innersten tief und heilig erschüttert!“ Und ich war es in diesem Augenblick wieder. Beethoven las, und blieb stumm; wir sahen einander an, und schwiegen Beide, doch eine Welt von Empfindungen überdrängte meine Brust. Auch Beethoven war unverkennbar bewegt. Er stand auf und ging gegen das Fenster, wo er neben seinem Flügel stehen blieb. Ihn diesem so nahe zu sehen, erzeugte einen Gedanken in mir, den ich zuvor niemals gewagt hatte. Wenn er — ach er durfte sich ja nur halb umwenden, so stand er vor der Claviatur — wenn er sich

niedersetzen, seine Stimmung in Tönen ergießen wollte! In bang' seliger Hoffnung ging ich ihm nach, trat nahe zu ihm und legte die Hand auf das Instrument. Es war ein englischer Flügel von Broadwood. Ich gab mit der Linken leise einen Accord an, um zu veranlassen, daß sich Beethoven umwende; doch er schien ihn nicht gehört zu haben. Einige Augenblicke später drehte er sich jedoch zu mir hin, und da er sah, daß ich das Auge auf das Instrument geheftet hatte, sagte er: „Das ist ein schöner Flügel! Ich habe ihn aus London zum Geschenk bekommen. Sehen Sie da die Namen!" Er deutete mit dem Finger auf den Querbalken über der Claviatur. Ich sah hier in der That mehrere Namen aufgeschrieben, die ich zuvor noch nicht bemerkt hatte. Es waren Moscheles, Kalkbrenner, Cramer, Clementi, Broadwood selbst. Der Umstand war ergreifend. Der reiche, kunstsinnige Verfertiger hatte für ein Instrument, das ihm ganz besonders gelungen schien, kein würdigeres Ziel finden können, als es Beethoven zum Geschenk zu machen. Die genannten großen Künstler hatten, gewissermaßen als Taufzeugen dieses Gedankens, ihre Namen ehrfurchtsvoll unterzeichnet, und so war das eigenthümliche Stammbuchblatt weit über See gezogen, um dem Höchsten, Berühmtesten die Huldigungen der Berühmten zu Füßen zu legen. „Das ist ein schönes Geschenk," sprach Beethoven, indem er mich ansah; und es hat einen so schönen Ton," fuhr er fort, und wandte sich mit den Händen nach der Claviatur, ohne jedoch das Auge von mir zu wenden. Er schlug einen Accord sanft an! Niemals wird mir wieder einer so wehmüthig, so herzzerreißend in die Seele dringen! Er hatte in der rechten Hand C-dur gegriffen, und schlug im Baß H dazu an, und sah mich unverwandt an, wiederholte, um den milden Ton des Instruments recht klingen zu lassen,

den unrichtigen Accord mehrmals, und — der größte Musiker der Erde hörte diese Dissonanz nicht! —

Ob Beethoven seinen Irrthum bemerkt hat, weiß ich nicht; doch als er das Haupt von mir weg, und gegen das Instrument wandte, griff er einige Accordsätze vollkommen richtig, wie sie in gewohnter Hand liegen, hörte aber dann sogleich auf zu spielen. Das war Alles, was ich unmittelbar durch ihn hörte!

Es wurde früher und später öfters behauptet, daß Beethoven's Gehör nicht so völlig zerstört sei; daß er zwar den Zuruf nicht verstehe, und selbst heftiges Geräusch nicht vernehme, aber doch musikalische Töne sehr wohl zu unterscheiden wisse.*) Auch sollten seine Zustände einem sehr merklichen Wechsel unterworfen sein, und er zu Zeiten überraschend gut hören, was die Hoffnung einer dereinstigen völligen Heilung immer neu in ihm erwecke. Dem mag so sein, und ich kann das Alles weder bekräftigen noch ableugnen. Doch das von mir erzählte Factum ist völlig wahr. Hatte seine Krankheit, hatten Verstimmung, Zerstreuung die Hörfähigkeit noch vermindert, oder haben seine Umgebungen ähnliche Erfahrungen gemacht, — ich weiß es nicht. Bei einem so großen Klavierspieler, wie Beethoven früher gewesen, muß der ganze Fall eines Fehlgriffs bei einfachster Accordlage äußerst selten sein, und kann sich kaum unter andern Umständen als den berichteten erzeugen. So wäre ich vielleicht einer der Wenigen, denen ein solches herbstes Zeugniß von dem unermeßlichen Unglück, das ihn betroffen, geworden ist! Unvergeßlich wird mir die Empfindung, die ich dabei hatte, aber mein ganzes Leben hindurch bleiben.

---

*) Schindler's Buch widerlegt diese Behauptung, und giebt Zeugniß für die Wahrheit meines Erlebnisses.

Indem ich dies schreibe, fällt mir ein anderer Umstand ein, den mir Ferdinand Ries, Beethoven's langjähriger Schüler und Freund, erzählt hat. Ich kann nicht unterlassen, ihn hier mitzutheilen, da er theils meine Wahrnehmung einigermaßen bestätigt, theils an sich von großem Interesse ist, besonders weil er im Zusammenhange mit der Entstehung einer der wunderwürdigsten Schöpfungen des großen Genius steht.

„Ich kam," erzählt Ries, „eines Morgens im Sommer, als Beethoven in Baden wohnte, zu ihm, um Unterricht zu nehmen. Als ich ins Haus trat, hörte ich ihn in seinem Zimmer phantasiren. Um ihn nicht dabei zu stören, blieb ich lauschend an der Thür stehen und bemerkte, daß er nicht eigentlich phantasire, sondern rhapsodisch einzelne Gänge hinwarf, und sie bald auf diese, bald auf jene Weise zu versuchen schien. Nach einigen Augenblicken stand er auf vom Instrument und öffnete das Fenster. Jetzt trat ich ein. Er grüßte mich in sehr fröhlicher Stimmung, sagte aber: „Wir wollen heute nicht Unterricht nehmen; wir wollen lieber zusammen spazieren gehen, der Morgen ist so herrlich." — Es war Beethoven's große Lust, auf einsamen, oft ungebahnten Pfaden durch Wald, Thal und Berg zu streifen. Freudig gingen wir denn zusammen hinaus, und befanden uns bald mitten im einsamen Walde an den schönen Bergabhängen von Baden. Ich bemerkte, daß Beethoven innerlich sehr beschäftigt war, und vor sich hin summte; aus Erfahrung wußte ich, daß er in solchen Augenblicken am mächtigsten zum Schaffen aufgeregt war, und hütete mich daher wohl, ihn zu stören, sondern ging stumm neben ihm hin. In den einzelnen Phrasen, die er vor sich hin summte, glaubte ich eine Aehnlichkeit mit Dem, was er zuvor in seinem Zimmer gespielt hatte, zu erkennen. Es war zuverlässig, daß er sich mit einem größeren Werk beschäftigte. Nachdem wir etwa eine Stunde gegangen waren, setz-

ten wir uns auf den Rasen nieder. Plötzlich tönte von den jenseitigen Bergen das Thal herüber eine Schalmei, deren unvermutheter Klang unter dem hellen, blauen Frühlingshimmel, in der tiefsten Einsamkeit des Waldes, eine wunderbare Wirkung auf mich that. Ich konnte mich nicht enthalten, Beethoven, der in Nachdenken versunken neben mir saß, und nichts davon zu hören schien, darauf aufmerksam zu machen. Er horchte auf, doch an seiner Miene bemerkte ich, daß er die Töne, obgleich sie fortdauerten, nicht vernahm. Da zum ersten mal gewann ich die Ueberzeugung, daß sein Gehör schwer leide; schon früher war es mir bisweilen so vorgekommen, doch da das Uebel, wie sich nachher zeigte, anfangs periodisch kam und wegblieb, hatte ich mich zu irren geglaubt. Hier aber überzeugte ich mich unwiderlegbar. Denn die Töne dauerten so hell und klar fort, daß man auch nicht einen verlor, und Beethoven hörte nichts! Um ihn nicht zu betrüben, stellte ich mich, als höre auch ich nichts mehr. Wir brachen nach einiger Zeit auf, die Klänge begleiteten uns noch lange auf unserm einsamen Waldwege, ohne daß Beethoven die mindeste Wahrnehmung davon hatte. So wurde der süße Reiz, den sie zuerst auf mich geübt hatten, zu einem tief schmerzlichen, und ich ging nun, fast ohne es zu wollen, schweigsam und in mich versunken neben meinem großen Lehrer hin, der, wie zuvor, fortfuhr, ganz in seinem Innern beschäftigt, einzelne unverständliche Phrasen und Töne zu summen, und laut zu singen. Als wir nach einigen Stunden zurückkehrten, setzte er sich ganz ungeduldig ans Klavier und rief: „Jetzt will ich Euch etwas vorspielen." Und mit hinreißendem Feuer und gewaltiger Macht spielte er das Allegro der großen F-Moll-Sonate! — Der Tag wird mir unvergeßlich bleiben!"

Ich glaube, man wird mir Dank wissen für diese Mittheilung, die von der Entstehung eines der größten Werke

Beethoven's und des namenlos schweren Schicksals, das ihn betroffen, gleichzeitig Kunde giebt. Ich habe damals leichtsinnigerweise versäumt, Ries um das Jahr dieses Ereignisses zu befragen, doch däucht mir, muß es, wie sich aus andern Verhältnissen schließen läßt, der Sommer von 1806 oder 1807 gewesen sein. So hatte denn das Uebel, das seit vierzehn Jahren ein dauerndes, nur in seiner größern oder geringern Stärke wechselndes war, schon vor achtzehn Jahren die ersten Wurzeln geschlagen! — Wenn aber damals schon, in einzelnen übeln Perioden seines Zustandes, Beethoven helle kräftige musikalische Töne nicht hörte, so mag die Behauptung, daß er später noch die Fähigkeit gehabt habe, Musik mit dem äußern Ohre zu verfolgen, wohl sehr bedingt gewesen, und ebenso nur in günstigen Momenten eingetreten sein, wie sie ihm damals in ungünstigen schon versagte.

Von dem wehmüthigen Eindruck ganz erfüllt, hatte ich Beethoven verlassen. Es welkten unter diesem düstern Himmel, unter dieser schwer drückenden Atmosphäre, auch die Blüthen meiner Hoffnung auf ein neues großes Kunstwerk ab. Dieser tiefgebeugte, kranke Geist konnte sich unmöglich noch, wenn nicht zuvor das Wunder der Genesung geschah, zu einer schöpferischen Kraft ermannen, die Jahre lang dauern mußte. Wer Beethoven in diesem Zeitraum gesehen, wird nimmer von der Ueberzeugung lassen können, daß seine letzten Werke tief in diesen düstern Nebel, weniger der Schwermuth als des herben Unmuths, der bittern Mißstimmung, getaucht sind. Mögen sie darum weniger schön, weniger frei sein, mögen sie uns sogar in gewisser Beziehung beängstigen, foltern, weil ihnen die Gesundheit fehlt, deren das Kunstwerk unumgänglich bedarf: sie sind dafür um so erschütternder, wenn man ihren innersten Zusammenhang mit den düstern Leidenszuständen des Schöpfers festhält. — Muß demnach das reine Kunsturtheil oft dagegen

auftreten: das menschliche findet andere Anknüpfungspunkte, und sieht in den erklärten Verirrungen, Krankheitssymptomen, düstern Verworrenheiten ebenso viele Gründe der Liebe und Theilnahme für den Schöpfer. Doch wehe freilich Dem, der hier die Standpunkte verwechselt, und Das, was Warnungstafeln für den ächten Künstler sein müssen, für Wegweiser hält. Leider haben wir von dieser Verkehrtheit in neuesten Kunsttheorien und Kunstwerken die traurigsten Beispiele und Folgen gesehen, die für uns, was Beethoven anlangt, nur den Beweis führen, daß von diesen Nachfolgern, diesen Verehrern, seine wahre Größe niemals verstanden worden ist.

Ich ging von hier zu Grillparzer, um von diesem, der mich, als einen jüngeren unbekannten Schriftsteller, auch anderweitig freundlich aufgenommen, einiges Nähere über Das, was Beethoven von dem Operngedicht wollte, zu hören. Doch auch hier traf ich einen, wenigstens Halbkranken. Was er mir über das Unternehmen, für Beethoven eine Oper zu dichten, sagte, war allerdings nicht geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Es gewährte mir die Ueberzeugung, daß der edle Geist zu einer dauernden Anspannung zu ermattet sei von dem schwer lastenden Geschick, das er nun schon so lange Jahre getragen. — Daß Grillparzer nicht einig mit Beethoven werden konnte, mochte indessen auch wohl an diesem und an dem Gedicht, das er gewählt, liegen. Wenigstens, wenn es dasselbe war, das er späterhin an Konradin Kreuzer zur Composition überlassen, so begreife ich vollkommen, daß Beethoven sich, so viel Schönes es einzeln enthielt, nicht dafür erwärmen konnte, und immer zu tadeln fand, wenngleich er sich selbst nicht recht bewußt geworden sein mag, worin der Grund eigentlich gelegen, aus dem er dieser Dichtung stets wie ein Fremder gegenüberstehen mußte. Es war eine nothwendige Idiosynkrasie, die näher zu entwickeln hier nicht her gehört.

Ich nahm mir zwar fest vor, dennoch mit aller Anstrengung die Arbeit zu beginnen. Doch ahnte ich zuvor, wie nothwendig zur Entzündung dichterischer Begeisterung der Glaube sei, um das Ziel, wenn es auch noch so fern und hoch liege, zu erreichen; wie lähmend, tödtend dagegen das Gespenst der Ahnung des Gegentheils wirkt. Die freie Lust und Neigung erstirbt; und so wenig wie die Willenskraft dieser gebieten kann, so wenig kann sie die Wärme und Glut erzwingen, die nothwendig ist, um ein lebendiges Erzeugniß des Geistes zur Reife zu bringen. Nur der Glaube erzeugt sie. Ohne ihn wird die Geburt ewig eine todte sein!

Doch das sind Vorausnahmen!

Mein Aufenthalt in Wien ging zu Ende, wenigstens für den Augenblick da wir eine kleine Ausflucht nach Ungarn unternahmen, dann zwar wieder zurückkehrten, aber nur noch wenige Tage verweilen wollten. Wie immer drängte sich in den letzten Tagen Vieles zusammen. Kaum daß ich eine Stunde erübrigte, um Beethoven Lebewohl auf den Fall zu sagen, wo ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr sehen sollte. Ich hatte jetzt nicht mehr die spannende Beklemmung der ersten Besuche, wenn ich an seiner Thür stand. Ich fühlte, daß wir uns näher gerückt waren, soviel es nach so flüchtigem Begegnen, bei dem Unterschiede des Alters, der künstlerischen Richtungen, und dem Abstande, in welchem ich mich zu allen Zeiten von seiner Größe gefunden haben mußte, nur irgend für mich zu hoffen gewesen war. Meine wahrhafte, innerste Liebe und Verehrung für ihn hatte mir sein Wohlwollen erworben; ich kam jetzt mit Vertrauen. Aber wie traurig, daß uns die letzten Augenblicke insgemein erst die des wahrhaften gegenseitigen Erkennens und Genusses zu sein pflegen! Es ist, scheint es, des Menschen Schicksal, immer zu spät zu kommen, zu sehen, zu verstehen! — Ich kann von den Einzelnheiten bei diesem

letzten Besuch nur noch Weniges berichten. Beethoven sprach sehr offen, sehr bewegt. Ich äußerte ihm mein Bedauern, daß ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts zu Wien nur eine Symphonie von ihm, kein Quartett (außer dem angehörten), in keinem Concert eine seiner Compositionen gehört hatte: daß man den „Fidelio" nicht gegeben! — Dies gab ihm Anlaß, sich über den Geschmack des wiener Publicums auszusprechen. „Seit die Italiener (Barbaja) hier so festen Fuß gefaßt haben, ist das Beste verdrängt. Das Ballet ist dem Adel die Hauptsache vom Theater. Von Kunstsinn muß man nicht sprechen; sie haben nur Sinn für Pferde und Tänzerinnen. Die ganze Zeit haben wir hier gehabt. Aber darnach frage ich nichts; ich will nur noch schreiben, was mich selbst erfreut. Wäre ich gesund, so wäre mir Alles Eins!" — In dieser und ähnlicher Weise sprach er sich aus.

Ich schrieb jetzt auf die Tafel: „Morgen reise ich auf einige Tage nach Preßburg und Eisenstadt; doch wir sind Anfang Mai zurück und bleiben dann vielleicht noch ein Paar Tage!"

„Sie wollen schon fort?" rief er erstaunt. Bei der Schwierigkeit, ihm Mittheilungen zu machen, hatte ich mich auf das nächst Unentbehrliche oder Veranlaßte beschränkt, und ihm daher über das Ende meines Aufenthalts in Wien noch nichts gemeldet. „Ja, Sie haben Recht," fuhr er fort, „das Wetter wird schön; ich denke auch schon daran, aufs Land zu ziehen. Wenn Sie zurückkommen, bin ich vielleicht schon in Mödlingen. Dort wird mir besser werden; dort müssen Sie mich besuchen!"

Meine Hoffnung zu diesem Wiedersehen war gering. Denn mein Reisegefährte, von dem ich mich aus vielen Ursachen nicht trennen konnte, war schon ungeduldig über die verzögerten Geschäfte in Wien geworden, und unsere ganze Ausflucht nach Ungarn war nur ein Intermezzo, um den Termin einer Entscheidung seiner Geschäftsangelegenheiten herankommen zu

lassen, den er nothwendig abwarten mußte. Trat darin kein Aufschub ein, so wußte ich, daß auch unsere Abreise sich möglichst beschleunigen würde; auch wurde schon jetzt Alles so eingerichtet, als sollten wir Wien entschieden verlassen.

Ich drückte meine Besorgniß aus, daß wir uns vielleicht zum letzten Male sähen, bis ich auf längere Zeit wieder nach Wien käme, was ich im nächsten Jahr allerdings beabsichtigte. Doch wie lang ist ein Jahr, wie ungewiß was hinter ihm liegt! — Gern hätte ich mir ein Andenken aus Beethoven's Zimmer mitgenommen: vielleicht eines jener wild, kaum lesbar geschriebenen Notenblätter; doch wie hätte ich gewagt, so etwas von ihm zu erbitten!

„Ich denke gewiß, wir werden uns noch sehen," sprach er nach einer kleinen Pause in einem so warmen herzlichen Tone, daß ich fühlte, er sähe mich gern wieder. Um so wehmuthvoller wurde mir der Augenblick der Trennung. Doch er war einmal da, ich brach auf. Wie immer wollte ich ihm zum Abschiede die Hand reichen; da nahm er meine beiden Hände, zog mich an sich, und küßte mich so herzlich, deutsch, ohne irgend eine erkünstelte Steigerung seiner Empfindung, sondern nur, weil es ihm wirklich so zu Sinn war, daß auch mir das ganze von Begeisterung glühende Herz aufging und ich den Theuern, Hochverehrten, mit einer unaussprechlich beseligten Empfindung in meinen Armen hielt. Ja ich empfand, daß meine Liebe etwas ähnliches in seiner Brust geweckt hatte, daß er mir einen warmen Dank zurückgab für das Herz, das ich ihm ganz voll und innig entgegenbrachte. Und sollte ihm das etwas Seltenes gewesen sein? Wäre die heilige Empfindung, mit der ich zu ihm getreten war, ihm wirklich nicht oft geboten worden, bei den vielen, vielen Tausenden, die ihm die tiefsten Rührungen, die erhebendsten Erschütterungen ihrer Seele dankten? — Ich will es nicht fragen! — Mir aber

war es wie ein Traum, und doch so wirklich, so warm, so menschlich wahrhaft und so göttlich erhebend zugleich. Der große, unsterbliche Ludwig van Beethoven an meiner Brust! Ich fühlte seine Lippen an den meinigen, und er mußte sich von meiner warmen, seligen, unaufhaltsam hervordringenden Thräne benetzt fühlen!

Und so verließ ich ihn; ich hatte keinen Gedanken, nur eine glühende, meine innerste Brust durchwallende Empfindung, „Beethoven hat mich umarmt!"

Und auf dieses Glück will ich stolz sein, bis an den letzten Tag meines Lebens! — —

Der schöne Streifzug in das ungarische Gebiet war unter dem reinsten Himmel des erwachenden Frühlings vollendet. Es blieben uns in Wien noch zwei Tage, in denen sich allerdings Vieles zusammendrängte. Doch gewann ich mir noch eine Stunde, um Beethoven noch einmal aufzusuchen; denn seit jenem Abschiedsaugenblick fühlte ich, daß wir näher zusammenhingen, uns vielleicht noch näher treten könnten, und mit diesem Gefühl wuchs auch das Vertrauen zu meinem Unternehmen wieder.

Hastig war ich die vielen Stufen hinangeeilt, — doch vergeblich. Denn zum ersten male erhielt ich die Antwort, Beethoven sei nicht zu Haus. Im ersten Augenblick empfand ich das schmerzlich; doch bald überlegte ich, es sei wohl so am besten. Wiederholen ließ sich jener unvergeßliche Augenblick des Abschieds nicht; statt dieser wärmsten Erinnerung hätte ich also vielleicht nur eine kühlere mitgenommen. Für unsern Plan war für jetzt doch nichts Näheres zu bestimmen, sondern das mußte meiner beabsichtigten Rückkehr nach Wien im nächsten Jahre vorbehalten bleiben. So beschloß ich denn also, nur meinen Namen, mit dem Abschiedsworte darunter, zurückzulassen, damit Beethoven sehe, daß es keine leichtfertige Ver-

Hinderniß sei, die mich gehindert, ihn wieder zu besuchen. Noch einmal warf ich einen Blick in das Vorgemach, auf die Thür vor der ich so seltsam spannende und beklommene Minuten erlebt, dann wandte ich mich schnell ab, in einer dunkeln Mischung der Gefühle, die Jeder, der solche Verhältnisse versteht, ohne Schilderung begreift, und die Demjenigen, der nicht von der Thatsache berührt wird, durch nichts in der Welt begreiflich zu machen wären.

Ich glaubte nun mit diesen Zuständen abgeschlossen zu haben; mit Dem, was mich sonst noch in der schönen glänzenden Kaiserstadt berührte, wurde ich leichter fertig.

Am andern Nachmittag um sechs Uhr war unsere Abfahrt nach Grätz bestimmt. Mehr der Zufall, als ein kleines Geschäft, führte mich noch ein mal in die Steiner'sche Musikhandlung, die meiner Wohnung fast gegenüber lag.

„Gut, daß Sie kommen," rief mir der Besitzer entgegen, „es ist ein Brief an Sie hier abgegeben, von Beethoven."

„Von Beethoven!" rief ich freudig erschreckt, und zitterte vor Ungeduld bis ich ihn in Händen hatte. Er war, mit einer Verwechslung des Anfangsbuchstabens meines Namens, an Herrn L. Rellstab gerichtet; aber er war doch für mich! Ein Brief von Beethoven für mich!

Und er lautete so herzlich, so gut, so wehmüthig:

„Im Begriffe aufs Land zu gehen, mußte ich gestern selbst einige Anstalten treffen, und so mußten Sie gerade leider umsonst kommen. Verzeihen Sie meiner noch sehr schwachen Gesundheit; da ich Sie vielleicht nicht mehr sehe, wünsche ich Ihnen alles erdenkliche Ersprießliche. Gedenken Sie meiner bei ihren Dichtungen.

Ihr Freund Beethoven."

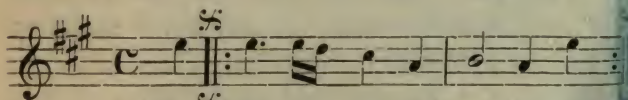
An Zelter, den wahren Aufrechthalter der wahren Kunst alles Liebe und Verehrliche!

Am 3. Mai 1825.

Schon das war ein unendliches Glück, ein unschä Kleinod. Doch ich wandte die Seite und fand noch Einen erneuten Gruß, und einen kleinen Kanon! Al bloßes Höflichkeitsbillet, kein bloßer Abschiedsgruß, sonde Blatt für mein Stammbuch; dessen hatte mich der große würdig gehalten! Mit welchem Dank, mit welcher Begeist mit welchen Vorsätzen des Edeln und Guten füllte sich die des Jünglings!

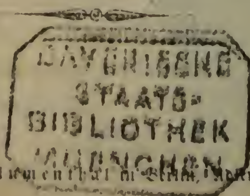
Beethoven hatte geschrieben:

„In meiner Reconvalescenz befinde ich mich noch ä schwach; nehmen Sie vorlieb mit diesem geringen Erinne zeichen an Ihren Freund Beethoven.“



Ein Erinnerungszeichen an meinen Freund Beethoven! — In welcher Lebensstunde sollte ich das vergessen, wäre es auch nicht die letzte Beziehung gewesen, die ich zu ihm hatte!

Das war der 3. Mai 1825. — Ich kam im nächsten Jahre nicht nach Wien. — Am 27. März 1827 hauchte er die edle, schwerbelastete, lebensmüde Seele aus!



Druck von J. Blumenthal in Berlin, Marrstraße 9.